

Schlesisches Jahrbuch

Teschen



12. Jahrgang 1940. Wilh. Gottl. Korn Verlag, Breslau

Schlesisches Jahrbuch
12. Jahrgang

Schlesisches Jahrbuch

für deutsche Kulturarbeit
im gesamtschlesischen Raum

12. Jahrgang

Herausgegeben von Ernst Birke
im Auftrage des Arbeitskreises für
gesamtschlesische Stammeskultur



1940

Wilh. Gottl. Korn Verlag Breslau

Ludwig Brosch

13566/68

29894 1940

IV

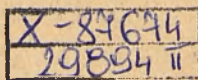


Ref. nym

7.9.68/[10ci.]



15,00



12. Jg. (1940)

Anschrift des Herausgebers: Breslau 21, Charlottenstraße 55

Die Bildvorlagen stellten zur Verfügung: Atlantik, Berlin / Birke, Breslau / Grimke, Rawitsch / Hartmann, Breslau / Hesse, Breslau / Karasch, Wien / Klette-Photo, Breslau / Kramer, Breslau / Kuhn, Breslau / Kurverwaltung Karlsbrunn / Mertens, Lissa / Scherl, Berlin / Schmiß, Schneidemühl / Wittke, Breslau. Den Umschlag und die Karte „Heilquellen und Heilklima im schlesischen Raum“ entwarf Joachim Zeuschner, Breslau, die beiden Karten: „Die Bodenschätze im gesamtschlesischen Raum“ und „Bergbau 1450—1600 im schlesischen Raum“ Werner Trillmich und Joachim Zeuschner.

Alle Rechte vorbehalten. Druck von Wilh. Gottl. Korn, Breslau.

K-78/77/913

Inhaltsverzeichnis

	Seite
Geleitwort des Rektors der Schlesischen Friedrich-Wilhelms-Universität Breslau . .	7
Friedrich Bischoff, Berlin: Heimat in Schlesien.	8
Ernst Birke, Breslau: Schlesien 1740 und 1940 (mit drei Karten)	9
Walther E. Petrascheck, Breslau: Die Bodenschätze des gesamtschlesischen Raumes (mit einer Karte).	30
Walter Ruhn, Breslau: Die schlesische Bergbausiedlung am Beginn der Neuzeit (mit einer Karte).	38
Nina Wostall, Orlau: Lied der Haldensucherinnen	47
Bruno Wildenhof, Breslau: Aus einem altschlesischen Kaufmannshause.	48
Carl Hoinkes, Bielsitz: Fabriken am Beskidenrand	54
Kurt Groba, Breslau: Wirtschaftswende im schlesischen Raum (mit einer Karte) .	56
Bildteil: Schlesische Chronik 1939. Zwischen Seite 80 und 81.	
Hans Venatier, Hirschberg: Der große Zug nach dem Osten	82
Heinrich Vogt, Breslau: Heilquellen und Heilklima im schlesischen Raum (mit einer Karte)	90
Bildteil: Schlesische Bäder. Schlesiens Nordgrenze im Abwehrkampf 1918/19. Zwischen Seite 96 und 97.	
Hans Jakob Schmitz, Schneidemühl: Der Abwehrkampf der südposenschen und nordschlesischen Gebiete 1918/19 (mit vier Karten)	94
Willy Schöber, Graustadt: Lissa, die deutsche Stadt im schlesischen Südpolen . .	111
Generaloberst Wilhelm Heye, Berlin: Der Heldenkampf des Schlesischen Land- wehrkorps im Weltkriege (mit einer Karte).	116
Wilhelm Ezermak, Berlin: Altösterreichs Schlesiern im Weltkriege	129
Rudolf Hrstka, Teschen: Der Führer spricht.	137
Otto Ullig, Rattowitz: Schicksalswende im schlesischen Raum	138
Paul Lamatsch, Karwin: Der Selbstbehauptungskampf des Teschener Deutschtums. Mit einem Geleitwort von Eugen Sulda (mit einer Karte).	149

Josef Rozdon, Teschen: Aus der jüngsten Geschichte des Teschner Landes. Erinnerungen und Erlebnisse	161
Hertha Strzygowski, Wien: Ostschlesische Heimat	173

Bildteil: Schönes Ostschlesien. Zwischen Seite 176 und 177.

Carl Hoinke, Bielig: Geduld. Erzählung aus dem Ersten Schlesischen Kriege .	179
---	-----

Bildteil: Schlesische Tuchmacher in Bielig und Fraustadt. Zwischen
Seite 192 und 193.

Eugen Weese, Troppau: Aus den Anfängen des Nationalsozialismus im sudeten- schlesischen Raum.	195
Herbert Weinelt, Königsberg (Pr.): Die deutsche Volksinsel Libinsdorf (mit drei Karten und einem Grundriß).	208

Arbeitsgrundlagen — Berichte — Schlesische Chronik

Ludwig Petry, Breslau: Bibliographische Hilfsmittel für Arbeiten gesamtschlesischer Zielfestlegung.	219
Elfriede Oberbeck, Breslau: Schlesiens Handel und Gewerbe im Wirtschaftsjahr 1939	226
Kurt Holze, Breslau: Schlesische Landwirtschaft im Jahre 1939	231
Ludwig Petry, Breslau: Schlesische Chronik 1939	234
Kurt Franz, Breslau: Schlesien 1939 in der Statistik.	239

Biographische Notizen.

Geleitwort des Rektors der Schlesischen Friedrich=Wilhelms-Universität Martin Staemmler

Konnte das Schlesische Jahrbuch schon im Jahre 1939 voll Stolz auf die größer gewordene Heimat hinweisen, das Jahr 1940 brachte die Erfüllung der Träume, die besonders in den beiden letzten Jahrzehnten im Herzen jedes für das Deutschtum kämpfenden Schlesiens wach gewesen waren. Der Kampf des Deutschtums für das Deutschtum hat durch geniale politische und soldatische Führung die Frucht gezeitigt, daß der gesamtschlesische Raum zu einer Einheit innerhalb des Deutschen Reiches geworden ist. Und keine Einrichtung Schlesiens wird diesen Fortfall unnatürlicher Grenzen mehr begrüßen als die Hochschulen Schlesiens, vor allem die Friedrich=Wilhelms-Universität in Breslau.

Sie war von ihrer Gründung im Jahre 1811 an eine Heimat-Universität im besten Sinne des Wortes. Ihre Studenten sind überwiegend Schlesier. Ihre Dozenten fühlen sich als geistige Führer der schlesischen Jugend. Daß sie es verstanden haben, diese Jugend auch zu den großen Aufgaben vaterländischen Einsatzes hinzureißen, das zeigt das Wirken eines Steffens zum Beginn der Befreiungskriege, das zeigt der todesmutige Einsatz schlesischer kriegsfreiwilliger Studenten im Weltkrieg.

Aber die Breslauer Universität hat in ihrem Wirken niemals an den alten Grenzen des Reiches haltgemacht. Ihr Blick ging über sie hinaus, so weit deutsche Menschen lebten; ging hinaus nach den Ländern des südosteuropäischen Raumes, hinaus zu den befreundeten Völkern des Balkans und schuf geistige Verbindungen mit ihnen, um gegenseitiges Verstehen zu fördern, den deutschen Studenten den Blick für fremdes Volkstum, fremde Kultur, fremde Wirtschaftsformen zu öffnen und auch den Studenten aus den befreundeten Ländern einen Begriff von dem Streben und Wollen in Deutschland zu verschaffen. Wenn die Friedrich=Wilhelms-Universität in Breslau sich Ost-Universität nennt, so soll das nicht heißen, daß sie im Osten des Deutschen Reiches liegt, sondern daß sie ihre Aufgabe darin sieht, für das gesamte schlesische Volk Brücke und geistige Führerin nach dem Osten und Südosten von Europa zu sein.

Sie weiß, daß ihre Aufgaben in den nächsten Jahren gewaltig wachsen werden. Aber sie geht mit dem festen Willen in die Zukunft, sich diesen Aufgaben mit ihrer ganzen Kraft in Forschung und Lehre zu widmen.

Heimat in Schlesien

Schlesien, hold in Wiesen,
Unter goldnen Sternen, unter Wanderwolken wandermüd,
Immer hör' ich deine Brunnen fließen,
Immer wieder sitz' ich dir zu Füßen,
Von den Schlehenhecken meiner Kindheit überblüht!

In der Fremde, Wandersmann auf vielen Wegen,
Nach dem Rausch, dem Ruhm, dem Tod,
Schenktest du mir Atemsinn und Segen,
Kam dein Heimkehrwind mir mild entgegen,
Wenn das Schicksal mir den letzten Abschied bot.

Wo wir gehen, wo wir kommen,
Mit den Zeiten deines Blühens strömt das Blut erhellt.
Alle Wasser, die im Flusse sind hinabgeschwommen,
Haben spiegelnd nie dein Bild uns fortgenommen:
Alten Turm und Zinne, Berge, Wald und Feld.

Immer wieder mußten wir uns angeloben,
Dir zu dienen hart nach unsrer Art.
In den Ebenen der Städte, an den Bergen droben,
Wo im Wetterschein die alten Wälder toben,
Immer warst du unser, sind wir dir bewahrt.

Heimat, oft verraten, nie verloren,
Blüh uns ein, nimm mütterlich uns hin!
Wo gen Süden ziehn aus stillen Städtetoren
Weltbeglückt die alten Wanderstraßen,
Blau im Wegerich grüßt der Wandersinn —
Laß mich ruhn und rufen, die vergaßen,
Daß du, Mutter, ihnen eingeboren,
Wie ich tief dir eingeboren bin!

Friedrich Bischoff

Schlesien 1740 und 1940

Das Jahr 1940 ist zu einem Schicksalsjahr der deutschen Geschichte geworden, so wie 1640, 1740 und 1840 eines gewesen war.

In dem ersten, 1640, gelangt der Große Kurfürst von Brandenburg zur Herrschaft in dem Staate, den er zur ersten Stufe seiner Bedeutung heraufführen sollte. Hundert Jahre später folgt ihm sein größerer Urenkel. Mit dem Griff nach Schlesien vom Dezember 1740 wirken dessen Absichten schon tief in die allgemeine deutsche Entwicklung hinein. Und für das Jahr 1840 erscheint der rückschauenden Betrachtung der — damals mit so vielen Hoffnungen erwartete — preußische Thronwechsel schon als der geringere Gedankenlaß. Die schwere deutsch-französische Krise des Jahres schiebt sich davor, der vermessene französische Wunsch, für eine diplomatische Niederlage im Orient den Ausgleich am deutschen Rhein zu suchen und die lang nachhallende Empörung der deutschen Nation, deren Fanfarenlänge bis in diese Sommertage von 1940 nachkitzeln. Unversehens ist aus der preußischen Dynasten- deutsche Volksgeschichte geworden.

Aber in welchem viel weiteren Maße gilt das erst von den Erlebnissen von 1940, in denen der vollendete Ausbau des Reiches wie selbstverständlich zur europäischen Neuordnung hinüberleitet.

In diesem sich immer machtvoller spannenden Rahmen behauptet eine einzelne Landschaft wie Schlesien ihren bescheidenen Platz. Die Blicke sind heute auf das Ganze gerichtet und auf die kraftvollen Züge, mit denen es von seinem großen Führer im Osten, im Norden und Westen und über das Meer für den Durchbruch der Neuordnung eingesetzt wird. 1939 streifte dieses gewaltige Geschehen noch einmal unsere Heimat mit der Befreiung der ostschlesischen Gebiete von der verhaßten polnischen Herrschaft. Heute ist das gestern umkämpfte Land schon selbst zur Etappe geworden, wenigstens für die größeren Züge der politischen und militärischen Auseinandersetzung unserer bewegten Welt.

Darüber muß man sich klar sein, wenn man Schlesien und sein Verhältnis zur Zeit betrachtet: die Jahre vor 1938 waren Stufen der Vorbereitung, bis 1938/39 das gewaltige Geschehen der Gegenwart auch in unser Grenzland hineinstieß, gegen die Tschechen zuerst, dann gegen die Polen. Zwanzig lange Jahre hatte das aus sicherer Ruhe plötzlich aufgestörte Schlesien dem steigenden Druck der beiden feindlichen Nachbarn getrogt. Immer nachhaltiger war ihm dabei die schicksalsmäßige Verbundenheit mit den vor seinen Grenzen kämpfenden Volksteilen ins Bewußtsein getreten. Immer schärfer empfand es sich auch als Grenzmark und Schutzmacht des „Reiches“ — des hinter ihm sich dehnenenden binnendeutschen Kerngebietes. Gerade zuletzt hatten die beiden



Lage der Provinz Schlesien 1933

volksdeutschen Feste in Breslau, das Sängerfest und das Turnfest, noch einmal die unvergeßliche Gelegenheit geboten, nach beiden Seiten hin diese Beziehungen kraftvoll hervorzuheben: zu der kämpfenden volksdeutschen Front vorn und dem ebenso unentbehrlichen rückwärtigen Hinterland.

Immer noch erscheint es dem Schlesier, als habe sich das geschichtliche Geschehen vom Herbst 1938 unmittelbar an jene strahlenden Breslauer Tage angeschlossen, die von dem schweren Ernst und dem endlosen Grau der sudetendeutschen Turnerkolonnen beherrscht waren. Die Sudetengrenze wurde frei. Aber der kostbare Südzipfel Schlesiens mit dem wichtigen Oderberg verfiel nur um so ärgerer Bedrückung. Dann folgte die Bildung des Protektorates Böhmen-Mähren. In breitem Schwunge war die Brücke vom Mittel- zum Südpfeiler des deutschen Ostens, von Breslau nach Wien, wieder geschlagen, alte Zusammenhänge tauchten aus dem Schoß der Geschichte wieder empor — neuere, vielversprechende Pläne, wie der des Oder-Donau-Kanals, wurden der breiten Öffentlichkeit wieder geläufig. Über alledem jedoch schwebte drohend noch der polnische Flankendruck. Oderberg-Teschen, der dortige, schon gegen die Tschechen mühsam gewahrte deutsche Besitzstand, schmolz unter den rücksichtslosen Schlägen des neuen Regiments rasch zusammen. In Schlesien füllten sich wieder die Flüchtlingslager, um die Grenze zogen sich wie im voraus-



Lage der Provinz Schlesien 1940

gegangenen Herbst auf beiden Seiten die kriegerischen Vorbereitungen zusammen und auf beiden Seiten — auch auf der staatspolnischen auf weite Strecken hin — im schlesischen Land. Würde es zum Schlachtfeld werden? Eine Frage, die bei allem Vertrauen auf die neue Wehrmacht doch die Herzen bewegte. Dann folgte wieder die Krise und diesmal der Krieg. Lage höchster Spannung, eingeflochten nicht nur ins Gesamterleben der in ihren Befreiungskampf eintretenden Gesamtnation, sondern auch noch immer in stärkstem Maße in den engeren heimatlichen und persönlichen Bereich. Deshalb auch Lage verantwortungsvollster Vorsorge für jede etwa eintretende Gefahr.

Bis — plötzlich — im Laufe einer kurzen Woche, nicht nur diese so gut wie vollständig ausgeblieben war, sondern zugleich auch der Druck verschwand, der zwanzig Jahre lang auf der schlesischen Grenzprovinz gelastet hatte. Schlesien war über Nacht zum Luftschußkeller des deutschen Volkes, durch seine geographische Lage zu einem der am besten gesicherten Gaue des Großdeutschen Reiches geworden. Es rückte aus der Feuerzone heraus in die tiefste Etappe hinein. Es verschwand damit aber auch aus dem Felde der weltgeschichtlichen Entscheidungen. Der Egerländer-Marsch und das Lied der Deutschen in Polen verklangen; dafür ertönte das Engelland-Lied. Und wie entgegengesetzt liegen Schlesien und Großbritannien in bezug auf das Großdeutsche Reich!

Es soll hier nicht von Selbstverständlichkeiten die Rede sein, wie solchen, daß an diesem Kriege sich natürlich alle deutschen Landschaften zuinnerst beteiligt fühlen und das Ihre zu seinem siegreichen Gelingen beitragen werden. Das Besondere für Schlesien ist, daß es durch diesen Krieg in den Frieden gestürzt wurde, in dem es heute lebt.

Und der doch im Grunde nur ein Waffenstillstand ist und vielleicht nicht einmal das. Auch darüber muß man sich klar sein wie über die im großen äußeren Verlauf eingetretene Verwandlung und die unter Umständen drohende gefährliche Verbindung von beiden. Wir wollen damit der leichtfertigen Auffassung entgegenstehen, daß Schlesien kein Grenzland mehr wäre. Gewiß, die Grenzen der schlesischen Provinz sind Binnengrenzen geworden bis auf die schmale Gebirgsschwelle, auf welcher Schlesien seinen Fuß gegen die Beskiden stemmt. Aber die dahinter liegende Slowakei ist politisch mit dem Reich befreundet, und volkspolitische Schwierigkeiten über den Jablunkapass hinweg stehen nicht zu erwarten.

Die Grenzen also sind durch die davorliegenden Reichsgaue, das Protektorat Böhmen-Mähren und das Generalgouvernement gesichert, und was an schlesischem Stammestum vor diesen Grenzen siedelt, ist es ebenso und lebt im Reich wie wir.

Aber daneben haufen im Süden und Norden des schlesischen Volkspfeilers noch die Tschechen und Polen. Sie besitzen keine äußeren — staatlichen — Machtmittel mehr, und ihre Zeitungen und Volksorganisationen sind der Möglichkeit beraubt, öffentlich zu scharfem Angriff gegen alles Deutsche zu heßen. Wer wollte annehmen, daß sich damit auch die Menschen geändert hätten, die seit zwanzig Jahren in einen hemmungslosen Chauvinismus hineingepeitscht wurden, wenn er ihnen nach der Tradition ihrer Volkerziehung nicht ohnedies schon innewohnte? Die Grundlagen dieser für das ganze ostmitteleuropäische Geschehen nach dem Weltkriegsende so verhängnisvollen deutschfeindlichen Ausrichtung aber wurden vor 1914 gelegt. Zu einer Zeit also, wo weder Tschechen noch Polen einen eigenen unabhängigen Staat besessen haben. Das sollten wir niemals vergessen.

Die Westslawen haben ihre völkische Erziehung und deren maßlose haßerfüllte Überspannung im wesentlichen gegen den Staat durchgeführt. Die Polen im Vorkriegsrußland und -preußen waren dazu durch die Umstände restlos gezwungen. Im österreichischen Galizien hatten sie sich die Landesverwaltung und selbst manche Zugänge zu den Wiener Zentralstellen freilich schon erobert. Auch die böhmischen Tschechen waren damals schon in öffentliche Ämter vorgeedrungen. Entscheidend für den nationalen Aufstieg beider Völker aber blieben ihre auf private Initiative zurückgehenden Volksorganisationen, ihre Bildungsvereine, Kindergärten, Schulen, Bäckereien, ihre Stipendiatenfürsorge, Turner-, Kampf- und Volkstumsbünde, Zeitungen usw.

Im deutschen Osten, vor allem im Nordosten, der sich vor 1914 im Bismarckschen Reich sicher geborgen fühlte, hat man unter den bitteren Erfahrungen der Folgezeit oft gemeint, daß wir Deutschen in dieser Beziehung

von den Westslawen ruhig etwas lernen könnten. Ein starker Staat ist unentbehrlich für ein großes Volk. Aber die Bevölkerung seiner Grenzgaue muß so erzogen sein, daß sie auch ohne seinen Schutz nicht verloren ist. Und volkspolitisch bleibt Schlesien weiterhin Grenzland, hineingestellt zwischen Tschechen, Polen und Slowaken, vor allem aber zwischen Tschechen und Polen.

Die Lage ist hier — im ganzen betrachtet — vielleicht nicht einmal einfacher geworden. Zwar sind keine polnischen und tschechischen Kanonen mehr auf schlesisches Land gerichtet. Aber volksfremde Arbeitsuchende strömen in unsere Betriebe, auf die Güter und Fabrikplätze. Sie wirken neben uns in der Arbeitsschlacht des deutschen Volkes. Die Fronten verwirren sich, die Notwendigkeiten des Krieges mit ihrem angespannten Arbeitseinsatz treten hinzu.

Es wäre nichts dabei, wenn jeder deutsche Volksgenosse demgegenüber sich richtig zu verhalten müßte. Wenn er immer daran denken wollte, daß Polen wie Tschechen im 19. Jahrhundert unter dem Schutz deutsch regierter Staaten und unter ähnlichen Verhältnissen sehr viel Boden auf unsere Kosten gewonnen haben, und zwar in der stillen, zähen, völkischen und oft unterirdischen Kleinarbeit, die uns Deutschen gemeinhin so schwer fällt. Man nehme sich daraufhin wieder einmal das „Dorf an der Grenze“ des vor einigen Monaten verstorbenen Gottfried Rothacker vor. Dieser sudetenschlesische Dichter, der in Wirklichkeit Bruno Nowak hieß und aus Troppau stammte, hatte in der Volkstumsarbeit des Deutschen Kulturverbandes im schlesischen Sprachgrenzgebiet jahrelang praktische Erfahrungen erworben. Sein Buch war dem Leben nachgezählt¹⁾.

Dieser völkische Kleinkrieg, in dem es auf so viele alltägliche Gelegenheiten und Fähigkeiten ankommt, ist schon schwierig, wo sich zwei ausgeprägte Volkstümer, d. h. Menschen gegenüberstehen, von denen sich jeder seiner Art, Sprache und seines politischen und nationalen Willens bewußt ist. Aber wie steht es mit denen, bei denen das alles nicht so klar ist? Bei denen volle sprachliche Zugehörigkeit und politisches Bewußtsein sich nicht in der Weise decken, wie wir das von Binnendeutschland gewöhnt sind?

Man steht aus völkischen wie kulturellen Gründen den Zweisprachigen im schlesischen Osten vielfach mit zwiespältigen Gefühlen gegenüber. Aber sie sind da und drängen in ihrer großen Mehrzahl zu Deutschland. Oft haben sie für diese Einstellung vor 1938/39 schwere Opfer gebracht, wofür die zweisprachigen Hultschiner immer eine leuchtende Erinnerung bleiben. Es ist nicht schwer, in Magdeburg Deutscher zu sein und zu bleiben. Unter Umständen aber in Lublinitz oder Ekotschau. Und es ist auch sehr viel schwieriger, in diesen mehrsprachigen Gebieten Beamter und politischer Leiter zu sein als im Binnenland, von den wirtschaftlichen und sozialen Fragen, die dabei noch mitspielen, ganz abgesehen!

Die Verantwortung der deutschen Führerschicht und des deutschen Erziehers in dieser Hinsicht ist groß, gerade heute, wo wir wünschen, daß die

¹⁾ Gottfried Rothacker: Das Dorf an der Grenze. Roman. Verlag Albert Langen/Georg Müller. München 1936.

deutschstämmigen und deutschgesinnten Mehrsprachigen — nur von diesen ist hier die Rede — mit Vertrauen in den vollen deutschen Lebenskreis zurückkehren. Menschen, die „in mehreren Zungen“ reden, oft ohne eine richtig zu beherrschen, neigen selbst zu Mißtrauen und sind geeignet, solches zu erwecken. Sie sind Menschen der Grenze, oft nicht nur in dem geläufigen staatsrechtlich-politischen, geographischen oder sprachlichen Sinne dieses Wortes!

Und sie befinden sich in dieser schwierigen Lage nicht ganz ohne deutsche Schuld. Denn die Aufgabe, sie aus ihrer unglücklichen Zwischenstellung zu befreien, bewegt die Gemüter seit mehr als hundert Jahren, seit der moderne Staat und das aufklärerisch oder romantisch gesinnte preußische und österreichische Beamten- und Bürgertum sich auch um diese entlegenen und zurückgebliebenen Untertanen kümmerten. Schon aus unseren flüchtigen Bemerkungen wird dabei deutlich, daß man nicht unter einheitlichen Gesichtspunkten an diese Erziehungsaufgabe herantrat²⁾. Man urteilte nach Verstand oder Gefühl, nach vorgefaßten Grundsätzen oder — sehr verschiedenartigen — Erfahrungen. Jedenfalls waren die Kleinbauern und Arbeiter im Osten Schlesiens dieser bei ihren deutschen Vorgesetzten herrschenden Unschlüssigkeit ausgeliefert. Wir besitzen zahlreiche Zeugnisse dafür, daß die zweisprachige Bevölkerung während der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts von sich aus stürmisch zur vollen Aneignung der deutschen Hochsprache drängte. Eine nationalslawische Agitation, die dem entgegengestanden hätte, gab es damals noch nicht, auch die Kirchen traten diesem Verlangen aus praktischen Gründen noch nicht hemmend in den Weg. Bei einzelnen Geistlichen waren höchstens eine allgemeine romantische Vorliebe für das Slawentum oder methodische Bedenken über den einzuschlagenden pädagogischen Weg im Spiel! Über deren Art wird noch zu reden sein — hier bleibt festzuhalten, daß man sich in diesen entscheidenden Jahrzehnten oben weder eindeutig zu entscheiden noch in bezug auf die einzusetzenden Mittel großzügig zu verhalten wußte. Man entschied sich bald für das eine, bald für das andere und verwirrte trotz guter Einzelleistungen mit halben Maßnahmen alle Beteiligten. So ging die große Gelegenheit ungenutzt vorüber. Daß dann die preußische Verwaltung in der Ära Bogedain unter verhängnisvoller Bevorzugung des Hochpolnischen geradezu auf Gegenkurs setzte, gehört schon auf ein anderes Blatt. Auch von den großen Leistungen des Staates auf zahlreichen anderen Gebieten soll hier nicht die Rede sein. Ebenso wenig von den allgemeinen Schwierigkeiten, auf die er ohne eigene Schuld traf, und an die er seit dem Beginn von 1740 mit einer für den ganzen Osten einzigartigen Latkraft heranging. Ich bin aber überzeugt, daß man der preußisch-oberschlesischen Bevölkerung und Deutschland durch einigermaßen folgerichtiges Handeln in der uns beschäftigenden Frage während dieser ersten Jahrzehnte des vergangenen Jahrhunderts viel Unheil der kommenden Zeit hätte ersparen können.

²⁾ Für die näheren Nachweise vgl. dazu und zum Folgenden meinen Auszug aus einer größeren, noch nicht abgeschlossenen Untersuchung: Ernst Birk: Die nationale Entwicklung Oberschlesiens bis 1860. Rattowitz 1938. Sonderdruck aus den „Deutschen Monatsheften in Polen“, August/September-Heft 1938, S. 55—100.

Da dies nicht gelang und mit der Zweisprachigkeit auch ihre Probleme bis in unsere Zeit hineinragen, soll noch etwas näher auf die damaligen Schwierigkeiten eingegangen werden.

Die hauptsächlichste beruhte in den eigentümlichen Dialekten des Landes. Man stand vor der Frage, ob man den Kindern im Schulunterricht sofort mit der ihnen vielfach ziemlich unverständlichen deutschen Hochsprache entgegenzutreten, oder ob man für eine längere oder kürzere Übergangszeit das hierzulande nicht übliche Hochpolnisch als Verständigungs- und pädagogisches Mittel zu Hilfe nehmen sollte. Denn die im Osten Schlesiens heimischen, mit deutschen Bestandteilen stark untermischten slawischen Mundarten waren für den schriftlichen Gebrauch unverwendbar. Die Frage komplizierte sich weiter dadurch, daß einige der tatkräftigsten Schulräte von einer romantischen Vorliebe für das Slaventum nicht frei und als Geistliche überdies geneigt waren, kirchliche Erfordernisse vor die staatlich-politischen zu stellen. Mit politischem Polentum hatte das offensichtlich noch nichts zu tun, aber in seinen Folgen kam es später der polnischen Bewegung zugute.

Es hätte nun, selbst wenn man sich einheitlich zur Benutzung des Polnischen entschied, nahegelegen, seine Verwendung mit dem zunehmenden Ausbau des Schulwesens überflüssig zu machen und dementsprechend einzuschränken. Aber genau das Gegenteil trat ein. Nach dem vielfachen Hin und Her der vorangegangenen Zeit bekam 1848 der in Posen erzogene und bisher tätig gewesene Niederschlesier Bogedain als katholischer Schulrat für den Regierungsbezirk Oppeln das Volksschulwesen in die Hand. Er bevorzugte das Polnische ganz entschieden und verstand es als tatkräftiger Mann auch, diese seine Meinung gegen die Widerstände der Lehrerschaft für rund anderthalb Jahrzehnte energisch durchzusetzen, zusammen mit einer allgemeinen Verbesserung des Schulwesens, die teilweise sein Verdienst, teilweise das allgemeiner gesamtstaatlicher Maßnahmen ist. Hierin liegt das Verhängnisvolle, daß Bogedains Wirken gerade in die Zeit fällt, in der der Staat endlich nachdrücklich an die innere und äußere Entwicklung der Volksschulen schritt und auf die Einhaltung der Schulpflicht auch in den ländlichen Gebieten drängte. Die auf diese Weise zum regelmäßigen Schulbesuch erzogene oberschlesische Jugend lernte somit unter Bogedains Fürsorge zwar lesen und schreiben, in zahlreichen Landschulen aber polnisch lesen und schreiben. Ein, zwei Jahrzehnte später wird sie mit diesen neu erlangten Kenntnissen nach polnischen Zeitungen und Schriften greifen — nicht nur nach den erbaulichen Kirchenblättern, die der Geistliche Bogedain im Auge hatte, sondern auch nach den politischen Veröffentlichungen, die vom Ende der 60er Jahre ab allmählich die großpolnische Beeinflussung von Posen und Krakau und bald auch von oberschlesischen Stützpunkten aus systematisch herantragen.

In den gleichen Jahren entschloß sich die preussische Regierung, den Schulunterricht wieder gänzlich auf die Grundlage der deutschen Sprache zu stellen. Das hat immer noch erhebliche Erfolge eingebracht, aber eine volle Lösung der Frage war jetzt trotz aller angewandten Latkraft nicht mehr zu erreichen,

die sprachliche und auf ihr aufbauend jetzt auch die nationale Verschiedenartigkeit blieben im Lande bestehen.

Neben dieser Unschlüssigkeit über die zu verfolgenden Methoden trug schwere Schuld an dem Scheitern der vollen sprachlichen Eindeutschung die übergroße Sparsamkeit der Staatsregierung. Wie man sich auch zu den methodischen Streitfragen verhielt, die fähigsten Pädagogen wären für den schwierigen Unterricht im mehrsprachigen Grenzland gerade recht gewesen. Aber die schlechtesten kamen vielfach. Trotzdem die Bevölkerung Oberschlesiens in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts stürmisch anwuchs, mußte sich der Oppelner Regierungsbezirk bis zur Jahrhundertmitte mit dem Oberglogauer Seminar als einziger, ständig überfüllter und ganz unzureichend ausgestatteter Lehrerbildungsanstalt begnügen³⁾. Infolgedessen steigern sich in jenen Jahren unaufhörlich die Klagen über den erschreckenden Mangel an Lehrern und deren unzureichende Vorbildung. 1831 fehlte es an 250, 1835 an mehr als 300, 1840 an nahezu 700 Lehrern im Oppelner Regierungsbezirk, von denen aber 580 auf das offene Land und 90 v. H. auf die mehrsprachigen Kreise entfielen. Man hielt es daher für notwendig, vorübergehend auch auf minderqualifizierte Lehrkräfte zurückzugreifen, wobei beispielsweise 1830 von 127 solchen „Lehrern“ wieder 117 in den rechts der Oder gelegenen zweisprachigen Kreisen tätig sind⁴⁾. Ähnlich schlimme Einzelheiten ließen sich aneinanderreihen, über die

³⁾ Zur Veranschaulichung dessen seien hier noch zwei Tabellen aus den Zusammenstellungen von Paul Machule angefügt: Die Entwicklung des öffentlichen Schulwesens der alten Provinzen des preussischen Staates von 1816—1901 (zwei Teile als Beilage zu den Jahresberichten des kgl. ev. Gymnasiums zu Ratibor, 1906 und 1907).

Die Volksschulen im Regierungsbezirk Oppeln.

	Bevölkerung	Schulen	Lehrkräfte	Schulkinder	auf 1 Lehrkraft entfallen Kinder i. Reg.-Bez. Oppeln	in Preußen
1822	617 379	785	971	83 525	86	64
1849	965 912	962	1450	158 689	109	79
1864	1 192 384	1023	1798	194 086	108	78
1882	1 452 556	1199	2668	254 137	95	74
1891	1 577 731	1312	3441	280 023	81	70
1901	1 868 146	1443	4765	355 816	75	64
				1816—1834	1816—1864	1864—1901
Die Bevölkerungszahlen stiegen von .				um 30,5 v. H.	um 85,4 v. H.	um 48,7 v. H.
Die Zahl der Schulkinder stieg von . .				„ 80,1 „	„ 141,2 „	„ 67,7 „
Die Zahl der Lehrkräfte stieg von . . .				„ 20,0 „	„ 65,4 „	„ 54,2 „

⁴⁾ Die Zahlen entstammen, wie andere Angaben dieses Aufsatzes, dem sehr materialreichen Buch von A. M. Kosler: Die preussische Volksschulpolitik in Oberschlesien 1742—1848. Breslau 1929, S. 223, 225, 304, 313, 314; vgl. dazu schließlich noch (wieder nach Kosler, S. 287) aus dem Dienstbereich des Schulinspektors Gaerth für 1839: „Die Überfüllung vieler Schulen... und die Masse der Kinder, welche von einem einzigen Lehrer aus Mangel an qualifizierten Subjekten unterrichtet werden müssen, erlauben aber nicht, daß häufig hierauf (auf die Förderung der deutschen Sprache) der erforderliche Fleiß verwendet werden kann, wenn die übrigen Unterrichtsgegenstände nicht vernachlässigt werden sollen.“

kärgliche Einrichtung des Seminars, die erbärmliche der Schulen und Lehrerwohnungen, den Zustand der Lehrmittel, die Lehrergehälter usw. Die Oppelner Regierung wurde jedenfalls nicht müde, auf diese Übelstände und die allgemeine nationalpolitische Notwendigkeit ihrer Beseitigung die Zentralbehörden immer wieder hinzuweisen. Aber selbst — was sie unmittelbar anging — die Lösung der katholischen Schulratsstelle in Oppeln von der dortigen Stadtpfarre gelang erst in den vierziger Jahren, wobei die Befreiung von den zeitraubenden Seelsorgerpflichten dann Bogedain zugute kam.

Für die Dorfschulen und ihre Lehrer hatten in meist genau bemessenen Anteilen (zu zwei Dritteln und ein Drittel) die Gemeinden und die Grundherren zu sorgen. Aber die letzteren entzogen sich häufig dieser Pflicht, und die ersteren waren in der Regel zu arm für ihre Erfüllung. Die deutsche Öffentlichkeit jedoch interessierte sich zu damaliger Zeit wohl für Griechen Spenden und ähnliches, aber nicht für diese naheliegende Aufgabe, und — was das Entscheidende blieb — der Staat sprang nicht mit großzügigen Sondermaßnahmen ein, nachdem das Grenzland sich doch offensichtlich nicht selbst helfen konnte.

Wir haben nur wenig herausgegriffen, und der Blick blieb dabei auf die preussisch-schlesischen Verhältnisse beschränkt. Wollte man das Teschener Gebiet mit hinzunehmen, wo im habsburgischen Vielvölkerstaat drei Sprach- und Volksgemeinschaften aufeinandertrafen, so würde das Bild — in den Grundzügen gleichartig bleibend — in manchem bunter werden. Es erschien unnötig, sich damit zu belasten, da gerade dem ostschlesischen Gebiet in diesem Jahrbuch breiter Raum gewährt wird. Hervorhebenswert bleibt nur, daß in Teschen die Bemühungen um slawische Sprach- und Kulturpflege schon damals nicht mehr den politisch unschuldigen Charakter besaßen, der sie im preussischen Schlesien bis in die sechziger Jahre hinein kennzeichnete. Um den Journalisten Paul Stalmach wirken einige wenige Menschen seit den vierziger Jahren in bewußt nationalpolnischem Sinne, und ihre Tätigkeit ist auch dem Beuthen-Oppelner Gebiet später verhängnisvoll geworden. Von diesem, dem ober-schlesischen Kerngebiet, aber sei in der Rückschau über die ganze Entwicklung mit vollem Nachdruck noch einmal wiederholt, daß rechtzeitige Maßnahmen Preußen und Deutschland späterhin gewaltige Rückschläge und Enttäuschungen und Milliardenausgaben erspart hätten. Das sollte uns doch eine Lehre sein!

Auch für die Gegenwart. Denn schon die altreichsdeutschen, bisher west-ober-schlesischen Gebiete hinken in ihrer allgemeinen kulturellen und sozialen Ausstattung hinter vielen binnendeutschen nach. Im befreiten Land östlich der alten Grenze aber stehen wir infolge der zwanzigjährigen polnischen Vernachlässigung vielfach vor einem neuen Anfang. Man sollte auf diese Grenzkreise das Geß der militärischen Front übertragen. Sie bilden volkspolitisch den Grenzwall unseres Volkes. Und wenn unsere Gesamtheit freudig und verständnisvoll Lasten auf sich nimmt, um die militärische Rüstung zu verstärken, dann sollte man dementsprechend auch an diese Grenzwehr denken, für die es niemals Frieden und Ausruhen gibt, und deren gesunde Kraft uns viele Entwicklungen ersparen kann. Es geht dabei nicht darum, dem einzelnen hier

Tätigen ein Wohlleben zu sichern. Aber er muß Arbeitsmöglichkeiten haben, das beste Werkzeug, die passendsten Lehrmittel gehören in seine Hand wie die besten Waffen in diejenige unserer Soldaten. Und er muß Aufstiegsmöglichkeiten vor sich sehen. Von der Freiheit des Vorwärtstommens, die einmal im Mittelalter die regsamen Kräfte Mittel- und Westdeutschlands in den Osten zog, muß auch jetzt etwas zu spüren sein, wenn die Abwanderung nach dem Binnenland aufhören und der notwendige Zugug von dort einsetzen soll. Denn Menschen sind in unseren Grenzkreisen genau so nötig wie Mittel, Wohnungen, Verkehrsverbindungen usw. Gelernte Arbeiter, Bildungskräfte, die über der Massenproduktion und der vielfach ungeformten Menschenmasse Veredelungsindustrien und anspruchsvollere Lebensformen entwickeln. Damit nicht jeder, der etwas werden will, nach dem Innern abzieht. Und damit auch der Mehrsprachige, der von der Saisonarbeit her ja meist einiges kennt, schon an Äußerlichkeiten bemerkt, daß Deutschland vollgültig dort beginnt, wo die deutschen Grenzsteine stehen.

Partei und Staat sind die ersten, die hier mit den entsprechenden Maßnahmen einzugreifen haben. Aber sie sind es nicht allein. Sondern neben ihnen vor allem die Wirtschaft.

Ihr ist heute von der öffentlichen Verwaltung manches abgenommen, wofür sie früher zu sorgen hatte. Wir wollen uns gerade in dem Zusammenhang, von dem wir ausgingen, daran erinnern, daß aus den jämmerlichen oberschlesischen Schulverhältnissen vor rund hundert Jahren die Werkschulen mit ihren vorbildlichen Ergebnissen hervorragen⁵⁾.

In jener Zeit — der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts — zeigten die Verhältnisse des alten Beuthener Kreises, in dem sich nahezu die ganze preussisch-oberschlesische Schwerindustrie angesiedelt hatte, noch idyllische Züge. Wenigstens gemessen an dem späteren Betrieb. In diesem, der von den sechziger Jahren ab mit breitem Fluß einsetzt, geht das verloren, was vorher an persönlicher gegenseitiger Kenntnis und entsprechender Wärme zwischen Unternehmern, Werkbeamten und Arbeitern noch vorhanden gewesen sein mag. Die Arbeit wird unpersönlich. Schon strömen fremde Arbeiter in Scharen über die Grenze und senken weiterhin das Lebensniveau des ganzen Gebietes. Seinen ins Riesen- und Massenhafte steigenden Anforderungen wird in einer Weise Genüge getan, die wir heute vor uns sehen: in Großsiedlungen, die man weder Stadt noch Dorf nennen kann und die überhaupt kein architektonisches Gesicht zeigen, in den trostlosen dunkelroten und -grauen Mietskasernen, in der unverhüllten Nacktheit der öden Bruchlandflächen und Halden.

Die polnische Agitation hat oft behauptet, hier sei eine bewußte Vernachlässigung am Werke gewesen. Das ist nicht wahr. Von bewußtem Planen ist

⁵⁾ Das waren keine technischen Spezialschulen, sondern allgemeine Volksschulen, die von der Knappschaft unterhalten wurden, um die zugezogenen west- und mitteldeutschen Arbeiter zufriedenzustellen und den Nachwuchs der einheimischen Arbeiter zu heben. Dazu jetzt: Hans Wilhelm Büchel: Zur Rechts- und Sozialgeschichte des oberschlesischen Berg- und Hüttenwesens. 1740 bis 1806. (Im Erscheinen.) Breslau 1940.

auch im Negativen nichts zu spüren. Und die Polen selbst haben in den zwanzig Jahren, in denen sie den Nutzen aus diesem von deutschem Fleiß aufgebauten Großrevier zogen, gerade an dessen sozialen Verhältnissen nichts gebessert. Ihre lieblosen Wohnwürfel mit den rohen unverputzten Ziegelwänden sind noch weit häßlicher als die meisten Wohnkafernen der achtziger und neunziger Jahre.

In der Zeit nach dem Weltkriege hatten sich die allgemeinen Ansichten über diese Dinge schon zu wandeln, die deutschen Industriegebiete, die anfänglich von den oberschlesischen gar nicht so verschieden gewesen waren, schon zu erneuern begonnen. Erst recht die Jahre nach 1933 hätten belehren müssen über das, was der deutsche arbeitende Mensch heute fordert an angemessenen Arbeits- und Wohnbedingungen. Der Durchschnitt der heute in Deutschland erreichten Verhältnisse liegt — vor allem was das Wohnen anbelangt — zweifellos ganz beträchtlich über dem auch des hochzivilisierten Westeuropas. Das kann unser Stolz sein. Für Oberschlesien ist es eine Gefahr — wenigstens solange der Abstand zum übrigen Reich nicht einigermaßen aufgeholt ist. Wir wollen hier nicht über Einzelheiten handeln, aber doch darauf hinweisen, daß schon die verhältnismäßig bescheidenen Maßnahmen der letzten Vorkriegsjahre, in der nach zwei hervorragenden Beamten der Oppelner Regierung sogenannten Schwerin-Rüsterschen Ära, — daß schon deren Spiel- und Eislaufvereine, Volksbüchereien usw. der damaligen polnischen Agitation ganz erhebliches Wasser abgegraben haben⁶⁾.

Auf zahllosen Lebensgebieten müßte wohl auch heute vorgegangen werden. Aber sicherlich unter einer zentralen, das Ganze auch wirklich überschauenden Führung. Wenn heute von einem Industriegebiet wie dem oberschlesischen oft wie von einer ausgeprägten und durchgeformten Persönlichkeit gesprochen wird, dann sollte man sich doch einmal den Unterschied klarmachen, der zwischen ihm und einer wirklich durchgebildeten Großanlage, wie etwa dem historischen Stadtkern von Breslau, besteht. Auch dieses alte Breslau ist nicht auf einmal entstanden. Aber um die einmal großzügig hingeworfenen Ausgangsgrundlagen legten sich die Wachstumsringe nach klaren und zweckmäßigen Gesetzen: das Ganze blieb dann wirklich eine kunstvolle Einheit und spricht bis heute als solche zu uns.

Nur wenn man daran geht, das Industriegebiet nach entsprechenden, natürlich auf die Forderungen unserer Zeit umgestellten Gesichtspunkten zu entwickeln, wird es volkspolitisch seine Aufgabe erfüllen können. Das gilt für das Große ebenso wie für die tausend in das Leben des einzelnen Schaffenden eingreifenden und es hinauf oder hinab ziehenden Einzelheiten.

Die Voraussetzungen liegen dabei heute für eine weitsichtige Gesamtplanung besonders günstig, auch deshalb, weil sich die riesige Industrielandschaft im oberen Schlesien zum ersten Male im Gebiet eines einzigen Staates, des Großdeutschen Reiches, befindet. Bisher war stets mit mehreren Teilgebieten

⁶⁾ Vgl. die Schrift des heute achtzigjährig in Berlin lebenden Dr. Rudolf Rüster: Die polnische Irredenta in Westoberschlesien, 1931, und Ilse Schwidetzky: Die polnische Wahlbewegung in Oberschlesien, Breslau 1934.

zu rechnen, die durch Maßnahmen der einzelnen Staaten voneinander mehr oder weniger abgeschlossen oder in Wettbewerb zueinander gestellt wurden.

Die große Entwicklung der oberschlesischen Industrie beginnt am Ende des vorvergangenen Jahrhunderts. Im Todesjahr des großen Königs, 1786, werden bei Beuthen die Friedrichshütte errichtet und die Anlagen der Friedrichsgrube in den gleichen Jahren schon mit Dampfkraft zur Verwältigung der eindringenden Wasser ausgestattet. 1791 und 1796 folgen bei Königshütte und Hindenburg die ersten neuzeitlichen Kohlengruben. 1796 wird in Gleiwitz der erste Kokshochofen auf dem europäischen Festland angeblasen. 1802 erstet in der Königshütte selbst das erste ganz moderne Hüttenwerk. Einige Jahre später kann in der staatlichen Lüdogniahütte auch die Herstellung von Zink aufgenommen werden, dessen Destillation dem plessischen Assessor Ruberg inzwischen gelungen war.

Das preußisch-schlesische Revier schritt damit dank der Tatkraft Friedrichs des Großen und seiner treuen Helfer Heinig und Reden, denen sich rasch eine Reihe von privaten Unternehmern anschloß, an der Spitze der deutschen und vorübergehend auch der kontinentalen Industrieentwicklung⁷⁾.

Schlesien war damals schon geteilt und mit ihm das große oberschlesische Kohlenbecken, die in der Erde ruhende gewaltige Grundlage dieses ganzen Aufstrebens. Bis hart an die staatliche Grenze schoben sich bei Petershofen im südlichen Hultschiner Ländchen und bei Myslowitz im Norden die preußischen Gruben vor. Die Kohlenflöze strichen darüber hinaus in das Teschener Fürstentum und die Gegend von Mährisch Ostrau und im Osten in jene Gebiete der Herzogtümer Siewerien und Auschwitz hinein, die im 15. Jahrhundert an Polen gekommen waren. Als Siewerien von 1795 bis 1807 unter dem Namen von Neuschlesien vorübergehend zurückgelangte, entfaltete sich auf preußische Maßnahmen hin hier ebenfalls der Steinkohlenbergbau^{7a)}.

Für dessen Entwicklung hätten auch im österreichisch-schlesischen Herzogtum, den 1742 und 1763 bei Habsburg gebliebenen Landesteilen, die gleichen günstigen Voraussetzungen bestanden; und zwar auf der Grundlage der vorhandenen reichen Bodenschätze zwischen Teschen und Ostrau durchaus für eine Industrialisierung großen Stils, ebenso wie in Preußen. Aber die dort so mächtig wirkende Antriebskraft des Staates fehlte dem Südflügel des schlesischen Gesamttraumes. Die Teschener erzherzogliche Kammerverwaltung und eine Reihe von anderen Grundherren versuchten sich an Industrieegründungen — eine wirklich große, dem einzigartigen preußischen Vorgehen einigermaßen entsprechende Linie erhielten diese doch erst in den zwanziger Jahren durch den Wiener Professor Franz Xaver Niepl⁸⁾. Er versuchte, auf Kohle und Eisen und dem Bau der

⁷⁾ Kurt Groba: Der Unternehmer am Beginn der Industrialisierung Schlesiens. (Herausgegeben von der Historischen Kommission für Schlesien.) Breslau 1936.

^{7a)} Über Neuschlesien ist in Kürze eine Arbeit von Rolf Henneberg zu erwarten.

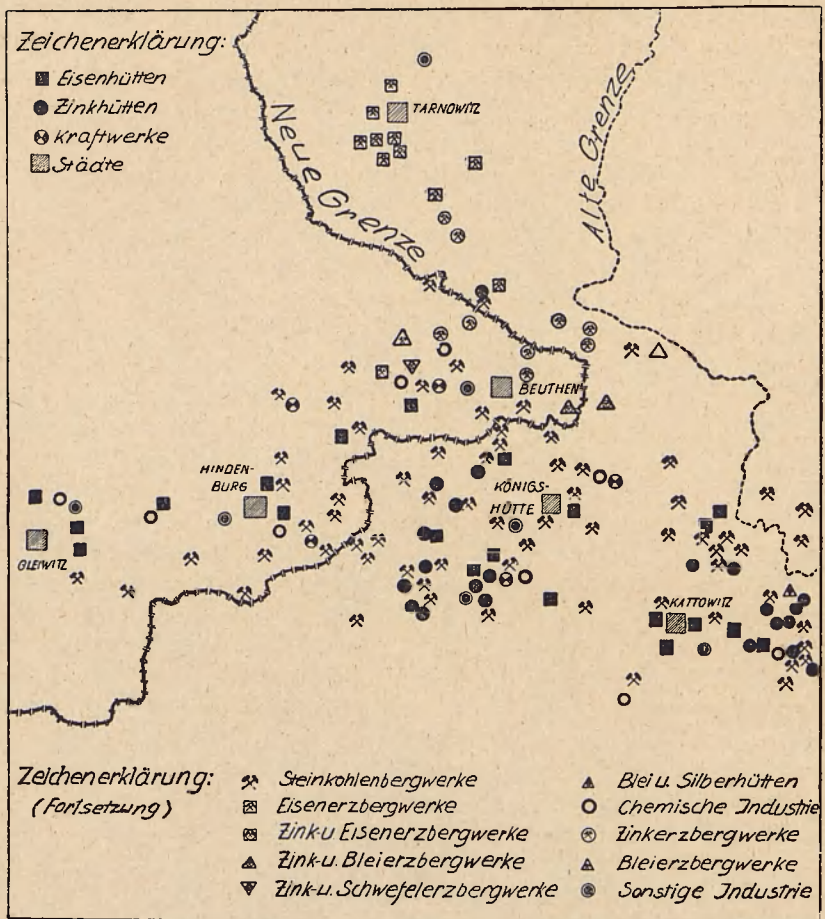
⁸⁾ Über die mährisch-schlesische Industrieentwicklung und ihren Vergleich mit der preußisch-schlesischen mangeln brauchbare Darstellungen. Eine knappe Einführung bietet: Hans Wilhelm Büchel: Der Industrieraum an der oberen Oder und Weichsel. Eine deutsche Großtat. In: „Der Schlesische Erzähler“, 68. Jg., Nr. 15/16 vom 1. August 1939 (Sonderheft Grenzland Schlesien), S. 360/363. Unsere Schilderung folgt diesem nützlichen Aufsatz.

Nordbahn von Wien über die Mährische Pforte nach Galizien die Entwicklung des Ostrau-Karminer Reviers vorzutragen — in breiten Bahnen, die sich an die preußischen und englischen Erfahrungen anschließen sollten. Wie Reden ein Menschenalter früher, wollte er zu diesem Zweck in England. Aber Riepl fand die entsprechende Hilfe nicht beim Staat, sondern mußte die Finanzierung seiner zukunftsreichen Unternehmungen dem jüdischen Haus Rothschild überlassen, das dann seine Hand auf sie legte. 1835 ging die Wittkowitz'sche Hütte in den Besitz der Wiener Rothschilds über, die sich auch die Aktienmehrheit der „Kaiser-Ferdinand-Nordbahn AG.“ sicherten. 1847 erreichte diese Strecke das mährisch-schlesische Revier, im darauffolgenden Jahr wurde der Anschluß an die preußischen Bahnlinien hergestellt, die inzwischen, seit 1845 auch schon bis Oberschlesien vorgedrungen waren. Ihr wirtschaftlicher Reichtum hatte damit den entlegenen Grenzgau besonders früh nach zwei Richtungen hin an das junge deutsche Eisenbahnnetz angeschlossen, für Wien und das übrige Österreich bestand zunächst nur diese eine über Schlesien laufende Verbindung, selbst nach Süddeutschland, — Frankfurt und München z. B.

Das ist ein sprechender Hinweis auf das nun deutlich hervortretende Schwergewicht der großen oberschlesischen Industrielandschaft sowohl im preußischen wie im österreichisch-schlesischen Anteil, wo sich seit den vierziger Jahren auch die großen Werke des Teschener Bezirks (Erznieß, Ustron usw.) in gewaltigem Umfange entwickeln. Die Staatsgrenze, die zwischen beiden Großrevieren und dem kleinen im ehemals schlesischen Anteil Russisch-Polens gelegenen Grubenbezirk von Dombrowa hindurchlief, wurde dadurch nicht gegenstandslos. Sie hatte den Aufbau in mehrere deutlich unterschiedene Stufen getrennt, sie sollte auch weiterhin ihren Einfluß behalten, besonders in bezug auf die nationalpolitischen Verhältnisse hier und dort.

Die Leichtigkeit, mit welcher nationalpolnische Arbeiter aus dem überbevölkerten Galizien zu den um Karwin gelegenen Arbeitsstätten strömen konnten, führte hier die ernstesten Störungen herbei, nicht nur in bezug auf die eingeseffene deutsche und schlesische Bevölkerung, sondern auch auf das von Süden heranströmende Tschechentum. Aus dieser allmählich anwachsenden Überfremdung ergaben sich die erbitterten Kämpfe der Nachkriegszeit um Teschen.

Ein Ausgleich wurde schließlich — vergeblich wie alles, was hierzulande von alliierter Seite geschah — mit Hilfe einer neuen grotesken Grenzziehung versucht, die das Teschener Gebiet längs der Olsa zerspaltete. Sie stellte sich würdig den Gewaltlösungen an die Seite, mit denen man das preußische Oberschlesien zerriß, der Zuteilung von Kattschin an die Tschechoslowakei und Ostoberschlesiens an Polen. Diese neuen Grenzen schnitten mitten durch die kostbaren, hochempfindlichen Industriereviere hindurch. Und hinter ihnen türmten sich die Gegensätze der drei aneinanderstoßenden Staaten. Der ganze Widerstand dieses Geschehens trat auf das anschaulichste hervor, als man zuletzt begann, rüstungswichtige Werke von dem Standort, an dem sie gewachsen waren und den man um ihre Willen begehrt hatte, in das Innere des Landes zurückzuverlegen.



Die Grenzziehung von 1922 durch das preußisch-schlesische Industriegebiet

Im Verlaufe ihrer ganzen Geschichte also hat die großoberschlesische Industrie niemals einem Staat angehört, trotzdem sie sich auf den gleichen natürlichen Grundlagen erhob, von demselben deutschen Unternehmungsgeist geschaffen worden und gutenteils auch von der gleichartigen schlesischen Arbeiterschaft getragen war. Was diese dauernde Verschiedenheit der staatlichen Zugehörigkeit für das Ganze und seine Teile bedeutete, läßt sich an einem Beispiel für viele, an dem Schicksal der Oder-Donau-Kanal-Pläne, einsehen. Trotz ihrer seit Jahrzehnten unumstrittenen wirtschaftlichen Bedeutung kamen sie nicht vom Fleck. Nachdem im September 1939 endlich die Befreiung des ganzen schlesischen Raumes auch von den polnischen Einflüssen gelungen war, erfolgte schon im Dezember der erste Spatenstich zum Beginn des Baues.

Der Neuaufbau kann also von räumlichen Verhältnissen ausgehen, wie sie im schlesischen Osten noch niemals bestanden haben, seit Förderturm und Hüttenwerk zu seinen besonderen Kennzeichen geworden sind. Aber wer diese gewaltige, nunmehr in einem staatlichen Wirkungskreis zusammengefaßte Industrielandschaft übersieht, wird klar erkennen, daß sie eines eigentlichen gestaltenden und selbst großzügig gestalteten Mittelpunktes entbehrt.

Die neuen Bildungen Kattowitz, Ostrau, Hindenburg usw. sind dazu viel zu rasch und nachlässig emporgeschossen. Einige ältere Städte, wie Beuthen und Gleiwitz, behielten ihren gewachsenen Kern, aber die neue Entwicklung schlug unorganisch über ihm zusammen. Andere blieben als Kleinstädtchen neben der hastenden Zeit zurück. Eine wirkliche Großstadt fehlt, und sie hat in diesem so bevorzugt vor der Mährischen Pforte gelegenen Oberschlesien merkwürdigerweise immer gefehlt. Denn selbst wenn man die allgemein bescheidenen Maßstäbe vergangener Zeiten heranzieht: auch die ehemals bedeutenden Handelsstädte Reisse, Beuthen, Bielitz, die Verwaltungsmittelpunkte Oppeln, Ratibor, Troppau und Teschen verdienen diesen Rang nicht. Vielleicht ist das mit ein Grund dafür, daß die sprachlichen Verhältnisse hier stellenweise solange in ungewisser Schwebe blieben, während sie sich in den gleichen Jahrhunderten im Umkreis von Breslau eindeutig entschieden haben.

Die große deutsche Stadt Breslau hat zur Festigung der schlesischen Verhältnisse im deutschen Sinne von früh an bedeutend beigetragen. Zeitweise sind diese Wirkungen gerade in der östlichen Randzone, der unsere Aufmerksamkeit solange gegolten hat, aus politischen und konfessionellen Gründen absichtlich durchkreuzt worden. Den Bedürfnissen dieses oberen Schlesiens aber rückt die Landeshauptstadt besonders nahe, da ein hochrangiges Kulturzentrum hier nicht von heute auf morgen entstehen kann⁹⁾.

Das gilt für das vergangene Breslau mit seinen kostbaren gotischen und barocken Bauwerken ebenso wie für den modernen geistig-kulturellen und organisatorischen Ausstrahlungspunkt. Wir wollen, daß das Kind unseres Grenzlandes festwächst in der heimischen und deutschen Geschichte. Wo könnte das eindrucksvoller geschehen als an dieser zwischen Danzig, Prag und Wien einzigartigen Stelle altertümlichen Reichtums? Auch die geistigen Kraftquellen der Gegenwart, die Universität, die Hochschulen und Büchereien, die sorgsam geführten Museen — auch sie sind schlecht zu denken ohne das architektonische Gefäß, das sie birgt und das über sie unmittelbar mit dem heutigen Leben zusammengeschlossen ist. Was eine solche Stadt mit einem Kleinod wie dem Rathaus auch als Feier- und Versammlungsstätte vermag, zeigt die jährliche Messe, zeigten vor allem die beiden volksdeutschen Riesenfeste.

Beide haben sehr dazu beigetragen, um die Jahrhunderthalle und das Hermann-Göring-Sportfeld, ein neues Breslau entstehen zu lassen — nach einem runden Jahrhundert verhängnisvoller Planlosigkeit. Daß hier endlich der

⁹⁾ Vgl. dazu Alfred Hartlieb: Breslau im Grenzgau Schlesiens. In: „Schlesien. Zeitschrift für den gesamtschlesischen Raum.“ Juniheft 1940.

Ansatz zu großzügiger Neugestaltung gewagt wurde, war sicherlich höchste Zeit, wenn Breslau seinen gewohnten Anspruch nicht verlieren wollte. Kraftvolles und weitschauendes Selbstvertrauen gehört im allgemeinen nicht zu den typischen schlesischen Eigenschaften. Die Hauptstadt aber wird es nicht entbehren können, wenn sie den großen Möglichkeiten gerecht werden will, die sich ihr heute darbieten, nachdem die einschnürenden Grenzen gefallen sind: den weiten Möglichkeiten und der verpflichtenden Verantwortung gegenüber dem ganzen schlesischen Grenzland, das an Breslau allezeit seine sichere Stütze wie einen belebenden Motor finden muß!

Der organische, in zahlreichen Wechselbeziehungen fein ausgewogene Zusammenhang zwischen Stadt und Land war einst eine besondere Stärke der mittelalterlichen deutschen Ostsiedlung gewesen. Wir haben soeben von der Gegenwart her an diesen Spannungskreis gerührt, in der Überzeugung, daß nirgendwo eine entscheidende Lücke sich auftun, aber auch keine ungenutzte Reserve stehenbleiben darf, wenn ein Grenzgau wie Schlesien sich äußerlich und innerlich auf die Dauer behaupten soll.

Die Aufgabe der tatsächlichen und nachhaltigen Eindeutschung ist aber für den ganzen Ostgrenzraum weder eine reine Siedlungsfrage — vor allem keine rein ländliche — noch ein Industrieproblem. Sondern es greift, der „Befestigung des deutschen Volkstums“ insgesamt dienend, ebenso tief in das gegenseitige Verhältnis von Stadt und Land, die Anlagen und den Zustand der Verkehrswege, in die gesamte Wirtschaft, die Arbeiter- und Angestelltenchaft, Unternehmer, Handel und Handwerk ein, in Verkehr und Touristik, das Gesundheits-, Bildungs- und Vergnügungswesen und über allem in die verantwortliche Fürsorge von Partei und Staat ebenso wie die freudige Bereitschaft jedes einzelnen!

Alle diese Bemühungen werden freilich niemals in einem schlesischen Selbstzweck gipfeln. Sie haben immer den mittleren Volkspfeiler der deutschen Ostfront vor Augen. Sein nördlicher Nachbar, Ostpreußen, ist lange Jahre hindurch vom übrigen Reich getrennt gewesen. Die verbindende volksdeutsche Brücke wurde von den Polen systematisch zerstört. Jetzt muß sie im Weichsel- und im anschließenden Warthegau neu aufgebaut werden aus ansässigem und herbeigezogenem Deutschtum. Neues Blut wird hier, wie wir hoffen, in breiten Bahnen in den Osten strömen. Damit ist gerade in den feineren stammesmäßigen und volkspolitischen Bezirken, auf die unser Jahrbuch seine Absichten gründet, eine vorderhand unabsehbare Entwicklung eingeleitet.

Im südlichen Pfeiler des Alpendeutschtums greifen die Veränderungen nicht so tief. Die volkstümlichen Grundlagen sind hier unverändert geblieben — der Umschwung liegt auf dem Gebiet der allgemeinen Politik und stärker noch der Lebensformen. Denn Deutsch-Österreich, die Ostmark des alten Reiches, und mit ihm das Sudetendeutschtum gehören jetzt doch erst zwei Jahre zum modernen deutschen Volksstaat. Sie haben diesen Zusammenschluß tief innerlich ersehnt und auf allen nur möglichen Wegen seit langem vorbereitet. Sie haben an der Wiege der großen Idee, die heute über Deutschland herrscht,

selbst Pate gestanden und ihm den Mann geschenkt, der ihr Gestalt und Sieg geben sollte. Und die Lebensformen des Nationalsozialismus sind ihnen von ihrer eigenen opferreichen Kampfzeit längst ebenso selbstverständlich wie dem Altreich. Das Unterscheidende liegt in den unwichtig-wichtigen Nebensächlichkeiten des täglichen Lebens, in gewohnten Dingen und Wendungen, die neben der rein politischen Sphäre herlaufen. Es ist kein Zweifel, daß sie sich von selbst abschleifen werden, wie sie nach 1864, 1866, 1871, den einzelnen Stufen der deutschen Einigung entsprechend, abgeschwächt worden sind, — vor allem bei der Jugend, die nun in die Schule des einen großen Staates geht.

Aber innerhalb des ganzen ostdeutschen Grenzgürtels, von den soeben erst in den deutschen Kernstaat eingetretenen Südostdeutschen her bis zu dem übrigens teilweise auch aus fremden Staaten stammenden deutschen Volkstum im Nordosten, bleibt die Stellung des schlesischen Volkspfeilers doch einzigartig.

Das Kernstück Schlesiens wird durch die preussische Provinz gebildet, die seit jetzt 200 Jahren zu dem deutschen Kernstaat gehört, der sich allmählich über das ganze Deutschland hin vergrößert und zu dessen Aufstieg einst die schlesische Eroberung so nachdrücklich beigetragen hatte. Hier ist die Angleichung an das binnendeutsche Kerngebiet und seine Lebensgewohnheiten daher längst selbstverständlich geworden, und das Ganze so stark prägende Kräfte wie das Volksherr und die Volksschule sind schon aus dieser Gemeinsamkeit heraus entwickelt worden. Auf diese ihm innewohnende und bis heute oft und bedeutsam hervortretende preussische Tradition hat Schlesien allezeit voller Stolz geblickt. Das im Schloß zu Breslau erstmals gestiftete Eiserne Kreuz wurde 1813 in der jungen Gleiwitzer Hütte gegossen und wirkt als lebendiges Symbol dieses Zusammenhangs bis in die Ostspitze des Landes hinein.

Er hat aber das Wesen des schlesischen Stammes nicht einseitig verengen können. Das wäre, da so gewichtige Teile von ihm im alten Österreich und dann in dessen Nachfolgestaaten geblieben waren, einer Selbstaufgabe gleichgekommen, die auch die volkspolitischen Stellungen empfindlich geschwächt hätte. Seit man überhaupt nach dem Erlebnis des Weltkrieges und dem Wegfall der dynastischen Schranken wieder begonnen hatte, über das natürliche Gefüge des Gesamtvolkes nachzudenken, ging man auch ganz bewußt daran, den „preussischen und österreichischen Schlesier“ um der für die Gesamtheit zu leistenden Aufgaben willen zusammenzuführen. Diese Bestrebungen haben natürlich auch heute noch ihren guten Sinn, nachdem die trennenden Staatsgrenzen gefallen sind. Sie müssen sich jetzt in zahllosen praktischen Einzelheiten bewähren.

Die Strukturunterschiede, die heute den deutschen Osten in seiner Gänge kennzeichnen, wurden eben in aller Knappheit angedeutet. Sie wiederholen sich vollgültig im kleinen Rahmen des schlesischen Raumes. Wir stoßen hier ebenfalls auf Altreich und neue Gebiete, auf Ein- und Mehrsprachigkeit, auf alt-eingesessenes und neuzusiedelndes Volkstum. Die im ganzen Osten einzigartige Erscheinung des großen unmittelbar an der Grenze gelegenen Industriebeckens kompliziert alle diese Fragen sogar noch, — aber die so gut wie alles

tragende Gemeinsamkeit des schlesischen Stammes und der von ihm gebildeten und beseelten Kulturlandschaft vereinfacht sie auch. Diese Gemeinsamkeit muß sich im engeren heimatlichen Bereich ebenso auswirken wie im weiteren des ganzen deutschen Ostens. Schlesien bildet in ihm das Mittelglied — durchaus nicht nur theoretisch oder rein äußerlich geographisch, sondern von dieser bestimmenden Grundlage aus in der Art der (ostmitteldeutschen) Sprache, der Geschichte, dem Wesen, den Empfindungen, der Kunst und Kultur seiner Bevölkerung und seiner Landschaft. Immer wird Schlesien dem von Norden Einreisenden süddeutsch, dem in umgekehrter Richtung Kommenden norddeutsch erscheinen.

Daß sich diese nord-südliche, preußisch-österreichische Brückenstellung hier unmittelbar an der Ostgrenze des Gesamtvolkes verkörpert, gibt ihr in Geschichte und Gegenwart einen letzten Sinn.

Dem anderthalb Jahrhunderte lang stellten Österreich und Preußen nebeneinander die wirksamsten politischen Kräfte Deutschlands dar, die einzigen, die aus der stockenden Vielfalt und der Enge des alten Reiches in die Zukunft wiesen. Hundert Jahre lang haben beide um diesen Weg in die deutsche Zukunft gerungen. Schlesien war für das aufstrebende Preußen das Sprungbrett zu diesem Machtkampf gewesen. Schlesien sollte schließlich auch noch als Siegespreis gelten als das habsburgische Österreich in den sechziger Jahren des vergangenen Jahrhunderts die Entscheidung nicht mehr selbst herbeizuzwingen vermochte und sich die französische Verführung seiner anzunehmen versuchte¹⁰⁾.

Gerade in dieser Kampfstellung aber haben beide voneinander auch Ideen, Einrichtungen und Maßnahmen übernommen, am meisten in jenem Zeitalter, in dem am heftigsten gegeneinander gestritten wurde und in welchem sich mit Friedrich dem Großen und Maria Theresia die größten Deutschen der Zeit in Schlesien gegenübertraten. Über die österreichische Verwaltungsreform von 1749, den Aufbau des Volksschulwesens und die Rückwirkung des „Raabschen Systems“ der bäuerlichen Großgutaufteilung auf das preußische Oberschlesien ließen sich manche solche gegenseitigen Anknüpfungen aufzählen¹¹⁾.

Man kann ja nicht sagen, daß der Habsburgerstaat des 18. Jahrhunderts allgemein rückschrittlich gewesen wäre. Er hat auch in Schlesien noch manches Gute bewirkt, es ging nur sehr langsam und ohne die anfeuernde, persönliche Kraft, mit welcher der preußische Friedrich hinter alles Erforderliche trat. So ist dessen Einmarsch in Schlesien im Dezember 1740 eben doch der Blockenschlag der neuen Zeit geworden. Über den damals ausbrechenden Streit werden wir uns nicht mehr als einseitige Parteigänger erhitzen. Die Klage der blutjungen

¹⁰⁾ Über die nachträglichen Rückgewinnungsversuche berichtet in den „Nachrichten von der Gesellschaft der Wissenschaften zu Göttingen“ Adolf Hasenclever: Das Haus Habsburg und Schlesien vom Frieden von Hubertusburg (1763) bis zum Weltkrieg. Göttingen 1936.

¹¹⁾ Vgl. neben den genannten Arbeiten von Kosler und Birke vor allem Johannes Ziekurich: Hundert Jahre schlesischer Agrargeschichte, 2. Aufl., Breslau 1927, und von den verschiedenen Studien Friedrich Walters besonders: Preußen und die österreichische Erneuerung von 1749 in „Mitteilungen des österreichischen Instituts für Geschichtsforschung“, 51. Band, 1937, S. 415—429.

österreichischen Kaiserin spricht ebenso unmittelbar zu uns wie der wohlverdiente Triumph des nur wenig älteren Preußenkönigs. Was bleibt — als Inhalt unserer nationalen Geschichte —, ist der schnellere Ablauf, in den die Dinge damit geraten, ist die innere Größe der geschlagenen Frau und die unbeabsichtigte Wirkung, die sie damit erzielte: daß sie ihren Gegner durch den Riesenkampf, den sie ihm aufbürdete, zum großen König unserer neueren Geschichte erhob, zu dem Mann, der zwischen den nationalen Leidenschaften unserer Lage und dem großen Kaisertum des Mittelalters die Waage hält.

Ganz gewiß hat der preußisch-österreichische Kampf um die Vorherrschaft in Deutschland auch bittere Opfer gekostet. Er hat gewaltige Kräfte gebunden, manchmal in entscheidenden Stunden, und daher auch zu Einbußen am deutschen Besitzstand geführt. Aber wer das feststellt und darüber grübelt, weiß doch noch nicht, wie der Gang der deutschen Geschichte ohne diese beiden heroischen Gestalten verlaufen wäre.

Zwiespältig sind auch die Wirkungen ihres Widerstreits im umkämpften Schlesien selbst. Auf der einen Seite kommt es unzweifelhaft voran: Friedrich strebt mit Erfolg, die Neuerverbung zur Musterprovinz seines Staates zu machen. Maria Theresia ahmt ihn nach, vielfach wiederum gerade in dem ihr (um Teschen, Troppau und Jägerndorf) verbliebenen Herzogtum Schlesien beginnend. Am Ende lernt auch das preußische Schlesien wieder vom österreichischen Fortschritt. Daneben aber zieht sich als lange Zeit offene Wunde die neue Grenze. Zwischen dem Gesenke und dem nördlich anschließenden Oderland schneidet sie oft rücksichtslos durch gewachsene Zusammenhänge, Siedlungen und Gemarkungen. Der zwischen beiden Monarchien rasch entbrennende Wirtschaftskrieg bringt ganze schlesische Gewerbebezüge herunter. Sichtbar führt die schnurgerade Kaiserstraße, die Josef II. von Galizien zur Mährischen Pforte baute und die noch heute den Hauptverkehrsweg zwischen Bielefeld und Teschen bildet, am preußisch-schlesischen Gebiet vorbei, um den östlichen Handel von den Stapelplätzen an der Oder abzulenken. Wie die Industrieentwicklung Gesamt-schlesiens durch die verschiedene Staatsangehörigkeit der beiden Hauptteile auf zwei Stufen gestellt wurde, sahen wir bereits. Auch der nationale Besitzstand wurde geschwächt. In der preußischen Provinz haben viele Maßnahmen des Königs, ohne dessen eigentliche Absicht, zur Verstärkung des Deutschtums beigetragen, im Habsburgerstaat aber wurde dieses um so entscheidender geschwächt, als es den Rückhalt an dem großen, zu Preußen gelangten schlesischen Kerngebiet und als dieses die unmittelbare Verbindung mit dem Karpaten- und Donauraum verlor¹²⁾.

Nach zweihundert Jahren ist diese in vieler Hinsicht hemmende und verhängnisvolle Zerreißung nun wieder überwunden — in einer Zeit, die im Verhältnis des Staates zur Bevölkerung und ihrer Wirtschaft erhebliche Verwandtschaft mit der damaligen aufweist.

¹²⁾ Auch hierüber mangeln uns die notwendigen Untersuchungen. Ein wichtiges Teilgebiet behandelt Ludwig Petry: Das Zipser Deutschtum in seinen kulturellen Beziehungen zu Schlesien vom 16. bis 18. Jahrhundert in „Schlesisches Jahrbuch“, 9. Jg., 1937, S. 57—74.



Denn sowohl Friedrich der Große wie die beiden Habsburger Maria Theresia und Josef II. trieben bewußte Planwirtschaft. In der Siedlung, dem Straßenbau, der Industrialisierung, der Bauern-, Gewerbe- und Handelspolitik spricht sie sich gleichermaßen aus. Diese beiderseitigen Maßnahmen stießen sich allerdings an dem außenpolitischen Wettbewerb beider Staaten. Er hob ihre an sich fruchtbare Wirkung für Schlesien vielfach auf. Das Kennzeichnende jener friderizianischen Epoche also ist, daß alle Stände in hohem Maße dem Staat und seinem Selbstbehauptungstrieb unmittelbar nutzbar gemacht werden, nur daß dies im schlesischen Raum zugunsten zweier in Feindschaft und Wettbewerb zueinander stehender Staaten geschieht. Heute aber fließen alle schlesischen Energien, wie die des übrigen Reiches einheitlich geleitet und verwertet, einem Gemeinwesen, dem deutschen Volksstaat, zu — in einer Weise, die, ins Große und Machtvolle gesteigert, in gewissem Maße auf den Erfahrungen des 18. Jahrhunderts aufzubauen scheint.

* * *

Die selbstverständliche Beziehung der beiden Jahreszahlen 1740 und 1940 ist also keine rein äußerliche. Es handelt sich beide Male um entscheidungsreiche Epochen. Nur daß das Jahr 1740 eine solche eröffnet, während 1940 für den engeren schlesischen Bereich offenbar eine solche abschließt, wenigstens was das große politische Geschehen anbelangt.

Schlesien selbst hat von sich aus meistens keine großen politischen Entwicklungen hervorgerufen. Es ist ein stilles Land. Ohne lauten Kriegslärm und machtvoll hervortretende diplomatische Handlungen hat es im zähen Fleiß und Wagemut seiner deutschen Siedler einst die Grundlagen zu dem deutschen Wesen gefunden, mit dem es sich seither im mittleren Osten behauptet. Eine reiche und bewegte Landschaft, seine dichte Bevölkerung mit ihren vielseitigen Anlagen, die Fruchtbarkeit des Bodens und die unter ihm ruhenden Schätze hoben es unter den östlichen Grenzgauen des Reiches heraus.

Ein äußerer Wille aber gab ihm von jenem Jahr 1740 ab plötzlich für ein Menschenalter die unmittelbare weltgeschichtliche Bedeutung. Sein natürliches Gewicht wurde entscheidend für den schlummernden preußisch-österreichischen Zwiespalt, der über dem Kampf um seinen Besitz offen hervorbrach und der für rund hundert Jahre, wenn auch nicht in gleichbleibender Stärke, zu einem festen Bestandteil des politischen Kräftespiels in Deutschland und Europa wurde. Nachdem dessen erster Abschnitt 1763 abgeschlossen war, trat Schlesien selbst wieder zurück. Zwar blieb es im Mittelpunkt stiller Wünsche und bei zahlreichen Krisen der kommenden Zeit Gegenstand geheimer Vereinbarungen, — aber im großen, der Öffentlichkeit zugänglichen Geschehen der Zeit sollte es erst im Frühjahr 1813 wieder bestimmend in den Vordergrund rücken als die letzte Zuflucht des preußischen Staates und die große Sammelstelle zum deutschen Befreiungskampf.

Dann wurde es erneut still — man darf wohl sagen: für rund hundert Jahre. Bis das Schicksal wieder von außen an die Tore des Landes pocht, diesmal in Gestalt der slawischen Begehrlichkeit.

Durch sie ist Schlesien in der Nachkriegszeit von 1918 bis 1939, vor allem aber 1918 bis 1922, noch einmal in das große politische Blickfeld geraten. Sogar die festlandsfremden Briten haben sich mit so entlegenen Gegenden wie der Teschener beschäftigen müssen, Chinesen und Brasilianer haben sich mit schlesischen Grenzfragen befaßt. In der Art jedenfalls, mit welcher schlesische Angelegenheiten, die Weltöffentlichkeit bewegend, zum Mittelpunkt großer politischer Entscheidungen werden, lassen sich im ganzen Ablauf der Landesgeschichte nur die Jahre von 1740 bis 1763 und 1918 bis 1939 nebeneinander stellen.

Man soll solche Vergleiche nicht zu weit treiben. Ein Unterschied tritt aber doch sofort hervor: in dem Maße, in welchem die schlesische Bevölkerung jetzt selbsthandelnd eingreift. Es geschieht natürlich, weil ihr deutsches Bewußtsein, das im Rahmen der allgemeinen Entwicklung wie in allen deutschen Gauen inzwischen voll erwacht war, sich durch diesen unbegründeten Angriff der Polen und Tschechen tief verletzt fühlte. Die schlesische Mitwirkung an seiner Abwehr bringt auch dieses Mal keinen genialen militärischen oder politischen Führer hervor. Es wirkt so, als ob die namenlosen Bauern, Bürger und Ritter, die dem Lande seit dem Mittelalter sein deutsches Gesicht gegeben haben, ihr Werkzeug in der selbstverständlichsten Weise mit der Waffe vertauscht hätten und angetreten wären, als General und Selbstschußmann. Zusammen mit Deutschen aller anderen Stämme haben sie am Annaberg den ersten Sieg des Nachkrieges erfochten. Dann haben sie sich zwei Jahrzehnte lang im zerrissenen Grenzland gegen den übermächtigen Gegner bereitgehalten in der harten Front der völkischen Selbstbehauptung.

Die Jahre 1938 und 1939 brachten die Ernte dieses Heldentums. Was diese ganze Zeit über — meist nur im Untergrunde des Geschehens — gespielt hatte, schlug noch einmal zu heller Bedeutung empor: die fremde Unterdrückung, das Unrecht, der Kampf und der Sieg. Schlesien wurde wieder gänzlich frei und erlebte seine neu geschenkte Gemeinsamkeit im eigenen deutschen Staat.

Die Bodenschätze des gesamtschlesischen Raumes

Die Aufgaben des Vierjahresplanes haben die allgemeine Aufmerksamkeit wieder auf die heimischen Bodenschätze gelenkt. Bei den auch während der Krisenjahre in Betrieb gebliebenen Bergwerken ist die Förderung gewaltig gesteigert, stillgelegte Gruben sind wieder eröffnet worden, und nach neuen Lagerstätten wird mit geologischen und geophysikalischen Methoden gesucht.

Schlesien, das zu den wichtigsten Bergbauprovinzen des Reiches gehört, hat an diesem Aufschwung von Anfang an sehr aktiv teilgenommen. Besonders in Niederschlesien, wo der Steinkohlenbergbau eine starke Schrumpfung und der Erzbergbau eine fast restlose und, wie es schien, endgültige Stilllegung erfahren hatte, ist an vielen Stellen neues bergbauliches Leben erwacht. In Oberschlesien, wo das zweitgrößte Steinkohlenrevier und das wichtigste Blei-Zinkerz-Revier Deutschlands liegt, war die Kontinuität des Betriebes an sich nicht unterbrochen, so daß die neuen Aufgaben mehr in technischer Leistungssteigerung, teils aber auch in Aufschlußarbeiten zur Erweiterung der Kohlen- und Erzfelder bestehen. Die Einbeziehung des Ostrauer Reviers in den großdeutschen Wirtschaftsraum und die Rückgliederung Ostoberschlesiens und des Teschener Landes haben diesen Aufgabenkreis in jüngster Zeit sehr erweitert.

Für alle Arbeiten bei der Suche nach neuen und der Beurteilung vorhandener Lagerstätten war die Kenntnis ihrer geologischen Stellung und Entstehung eine unentbehrliche Voraussetzung. Diese Kenntnis, die durch seit Jahrzehnten laufende Untersuchungen von Berlin und besonders von Breslau aus gewonnen worden war, hat es z. B. dem Breslauer Geologischen Institut ermöglicht, sofort nach der Verkündung des Vierjahresplans den zuständigen Stellen eine Liste der untersuchungswürdigen Erzvorkommen Niederschlesiens in der Reihenfolge ihrer Höflichkeit und mit Abschätzung ihrer Aussichten vorzulegen. Denn eine planmäßige Auswahl bei den in Angriff zu nehmenden Arbeiten ist sehr notwendig, wenn man bedenkt, daß es allein in Niederschlesien rund 50 Erzvorkommen gibt, an denen irgendeinmal in früherer Zeit bergbauliche Arbeiten vorgenommen worden waren, und daß anfangs bei örtlichen Stellen der gute Wille bestand, wieder alles in Schwung zu bringen. Hier waren also im Hinblick auf einen möglichst zweckmäßigen Einsatz von Geld, Material und später auch Arbeitskräften nicht nur Anregungen, sondern auch Warnungen am Plage. Durch die Initiative der schlesischen Industrie und ihre Zusammenarbeit mit den zuständigen Stellen des Reiches, des Gaues und den Breslauer Hochschulen sind heute das Arsenbergwerk Reichenstein, das Nickelbergwerk von Frankenstein, das Magneteisenbergwerk von Schmiedeberg wieder in

vollem Betrieb, ist die in dieser Größe vorher unbekannt gewesene, zweitgrößte deutsche Kupfererzlagertätte zwischen Haasel und Grödißberg in günstiger Aufschlußentwicklung und sind schließlich fast alle die Erzvorkommen, die auf Grund der geologischen Vorstellungen als untersuchungswürdig bezeichnet worden waren, nämlich das Magneteisenlager von Johannesberg in der Grafschaft Glatz, die Rot- und Spateisengänge bei Jauer und das Zinnerzvorkommen bei Giehren, mit nützlichen Ergebnissen beschürft und z. T. für den Betrieb vorbereitet. Diese neuen Aufschlußarbeiten haben ihrerseits unsere geologischen Kenntnisse wesentlich erweitert.

Die geologischen Einheiten Schlesiens und damit die Lagerstättenbezirke greifen in das angrenzende Sudetenschlesien über. Da diese heute zum Sudetengau gehörenden Nachbargebiete in den Nachkriegsjahren von Breslau aus ebenfalls studiert worden waren, konnte auch gleich nach der Angliederung dieses Gebietes eine vorläufige Beurteilung zahlreicher dortiger Erzvorkommen gegeben werden. Der Einheitlichkeit des schlesischen und des angrenzenden sudetenländischen Lagerstättenbezirks wird auch die Zuweisung dieser Gebiete unter die Betreuung durch das Ober-Bergamt Breslau gerecht.

Die geologische Stellung der Lagerstätten im gesamtschlesischen Raum sei in der folgenden Übersicht unter besonderer Berücksichtigung der Befunde der letzten Jahre dargestellt.

Das oberschlesische Kohlenrevier mit seiner im Westen rund 6000 m mächtigen produktiven Gesteinsfolge, welcher über 100 abbauwürdige Flöze eingelagert sind, galt früher immer als eine im Osten wieder auftauchende Fortsetzung des westeuropäischen-rheinisch-westfälischen Kohlengürtels, der den Nordrand des „variszischen Gebirges“ begleitet. Nachdem erkannt worden war, daß das variszische Gebirge gar nicht den vermuteten einfachen Bogen von West nach Ost beschreibt, ist auch die Stellung des oberschlesischen Kohlenbeckens anders aufgefaßt worden. E. Bederke hat 1930 gezeigt, daß das Becken nicht am Nordrand des alten Gebirges liegt, sondern in einem gegen Südosten geöffneten Bogen, der im Westen von den Ostsudeten, im Norden vom polnischen Mittelgebirge gebildet ist. Angrenzend an diese Gebirgsumrandungen liegen die mit den Rändern gleichlaufenden Falten der Steinkohlenformation. Die beiden Faltenrichtungen vergittern sich und führen dadurch zur Bildung der ovalen „Flözberge“ und Mulden. Das Verständnis dieses komplizierten Faltensystems wird immer notwendiger, je mehr der Bergbau sich den äußeren Beckenrändern nähert, deren Feststellung auch mit Rücksicht auf Siedlungsplanungen von aktueller Bedeutung ist.

Die Orientierung in der mächtigen und stark gestörten Schichtfolge der Randgruppe und die Gleichstellung ihrer Flöze wurde dadurch wesentlich gefördert, daß D. Niemczyk die marinen Leitschichten des Osttrauer Reviers in Oberschlesien wieder erkannt hat. Es sind das zumeist unscheinbare Muschelbänke, die auf kurzfristige Meeresübersflutungen zurückzuführen sind. In den letzten Jahren ist es M. Schwarzbach unter Auswertung der vielfährigen Auffammlungen des Breslauer Geologischen Instituts gelungen, für die

einzelnen marinen Horizonte jeweils bestimmte Leitfossilien (Muscheln, Schnecken, Trilobiten) zu erkennen, wodurch die Schichtidentifizierung bedeutend gesichert und erleichtert wird. Bei der Einstufung der Schichten in bisher ungeklärten Querschlägen hat sich die Methode bereits bewährt.

Durch die Angliederung des Mährisch-Osttrauer Reviers und die Rückführung Ostoberschlesiens und Teschens sind der großdeutschen Wirtschaft ungeheure Kohlenvorräte zugeführt worden. War doch die Aufteilung des gesamten Beckens nach dem Weltkrieg derart, daß von den Kohlenreserven bis 1000 m Tiefe rund 60 Milliarden Tonnen auf Polen, 5 Milliarden auf die Tschechoslowakei und 8 Milliarden Tonnen auf Deutschland gefallen waren. Von diesem großen Vorrat des ehemaligen Polen liegen allerdings mehr als zwei Drittel in Ostoberschlesien. Bezogen auf die polnische Produktion war Ostoberschlesien sogar mit drei Vierteln beteiligt. Auch in der Qualität der Kohlen fällt das Krafauer und das kongreßpolnische Revier gegenüber Oberschlesien und Ostrau-Karwin stark ab. Denn die vorhin erwähnte starke Faltung der Nordrand- und Westrandteile des Beckens hat nur in diesen Gebieten jene Reifung der Kohle bewirkt, die hochwertige Roßkohlen besonders in den Flözen der Randgruppe entstehen ließ. Gegen Osten und nach dem Beckeninneren, wo die Faltung ausklingt und jüngere Schichten erscheinen, die auch geringerem Überlagerungsdruck ausgesetzt waren, geht die Backfähigkeit verloren.

Das viel kleinere niederschlesische Steinkohlengebiet gehört zur Ausfüllung eines Beckens innerhalb des variszischen Gebirges (innersudetische Mulde). Der Forderung nach Produktionssteigerung ist hier vor allem durch Wiedereröffnung stillgelegter Gruben nachgekommen worden. Im Waldenburger Revier schreiten die Neuaufschlüsse besonders nach Süden vorwärts. Die Gesetzmäßigkeit der Verbreitung der guten Roßkohlen ist dort noch ein wissenschaftlich und praktisch offenes Problem, das vielleicht durch intensive Zusammenarbeit von Chemie und Geologie an Hand eines umfangreichen Materials gelöst werden kann. Die 1933 wieder eröffnete Wenceslausgrube bei Neurode wird wieder stillgelegt. So schwerwiegend dieser Entschluß in vieler Beziehung ist, so ist er doch aus den wenig günstigen Aussichten für die Flözführung in diesem Grubenfeld verständlich. Eine geologische Neuaufnahme (W. E. Petrascheck, 1939) hat ergeben, daß in den oberen drei Sohlen des seit 1933 vorwiegend gebauten kohlenstoffsaurefreien Westteiles der Grube noch zahlreiche Störungen zu erwarten sind, durch welche der Kohleninhalt vermindert wird, daß aber auch in der neuen vierten Sohle gegen Osten bald große Sprünge angefahren werden, in deren Bereich die dort ohnehin starke Kohlenstoffsaureführung voraussichtlich durch weitere starke Ausbrüche den Betrieb erschweren würde. Demgegenüber zeigen die anderen Gruben des Neuroder Reviers eine günstige Entwicklung, die besonders durch den guten Absatz des neben den Kohlenflözen auftretenden hochwertigen feuerfesten Tonen gefördert wird. — Durch die Heimkehr Sudetenschlesiens sind die am Gegenflügel der innersudetischen Mulde liegenden kleineren Kohlen-

gruben von Schaglar, Schwadowitz und Radomenz dem niederschlesischen Steinkohlenbezirk angeschlossen.

Die tertiären Braunkohlen Niederschlesiens, vorwiegend im flachen Nordwesten und Norden der Provinz gelegen, haben eine stetige günstige Wirtschaftsentwicklung hinter sich. Sie bieten mehr technische als geologische Probleme. Die Position der Lausitzer Braunkohlen ist durch F. Illner geklärt worden. Vom Grünberger Revier hat W. Fries (1933) gezeigt, daß die dort vermuteten mehreren Glöze nur zerrissene Teile eines einzigen sind, die durch den Vorschub des diluvialen Eises übereinandergeschuppt wurden.

Deutlicher noch als im Kohlenbergbau wurde das Einsetzen des Vierjahresplanes wegen der Knappheit an Metallen im Erzbergbau. Hier spielen für die Auffindung und Beurteilung der Vorkommen auch geologische Gesichtspunkte eine noch größere Rolle.

Das sudetische Gebirge ist zusammengesetzt aus Stücken von sehr verschiedenem Bau und Alter. Entsprechend verschiedenartig sind auch die Erzlagerstätten. Einem alten Bildungszyklus gehören die den kristallinen Schieferne des Riesengebirges und der Grafschaft Glatz eingelagerten Magnetiseilager an. Das bekannteste Vorkommen wird seit langem in Schmiedeberg abgebaut. Man hat diese Lagerstätte früher gewöhnlich für eine Kontaktlagerstätte, entstanden durch den nahen Riesengebirgsgranit, gehalten. Von verschiedenen Autoren ist aber seit jeher erklärt worden, daß es sich hier um ein viel älteres Eisenlager handelt, das hier nur zufällig in der Nähe des Granits liegt. Erzmikroskopische Untersuchungen haben vor einigen Jahren diese Auffassung bestätigt. Auf den jüngeren Granit ist nur die Verunreinigung des Magnetiseilageres durch schweflige Erze sowie die Zufuhr der wertvollen Uranpechblende zurückzuführen. Die Auffassung, daß es sich bei dem Schmiedeberger Erz um ein wenn auch tektonisch stark gestörtes und steil gestelltes altes Lager handelt, ergibt auch praktische Folgerungen; es kann nämlich mit der Möglichkeit einer viel größeren Tiefenerstreckung gerechnet werden, als wenn es sich bloß um eine örtliche Eisenansammlung in der Nähe des Granits handelt. Auch eine größere seitliche Ausdehnung im Streichen stand so im Bereich der theoretischen Möglichkeit. Leider haben jüngste magnetische Untersuchungen (F. Kutscher, 1939) hierzu einen negativen Befund ergeben. Die Lagerstätte ist im Nordwesten durch Störungen abgeschnitten. In der weiteren streichenden Fortsetzung aber liegen im Sudetengau die Magnetiseilager von Sichtig, Zehgrund bei Peßer und der Elbklemme bei Hohenelbe, von denen das letztgenannte Vorkommen anscheinend das untersuchungswürdigste ist.

Im kristallinen Grundgebirge der Grafschaft Glatz sind Magnetiseilager eingeschaltet, die offenbar dem gleichen Horizont angehören. Das vielleicht aussichtsreichste Vorkommen befindet sich in Johannesburg bei Seitenberg und wird dort beschürft. Die anderen Vorkommen scheinen bedeutungslos zu sein. Eine Zusammenstellung der Glatzter Vorkommen hat soeben E. J. Vangerow gegeben.

Eisenerzlager von ähnlicher Beschaffenheit und Entstehung wie die genannten, aber von wesentlich jüngerem Alter finden sich im Devon des Hohen und Niederen Silesiens. Entsprechend dem jüngeren Alter und der zumeist geringeren Umwandlung ihrer Umgebung ist das Erz nur zum kleineren Teil Magnetit, zum größeren Rozeisen und andere Eisenverbindungen. Von Reichenstein über Klein Mohrau und Bennisch bis nach Sternberg und Auesee in Mähren erstrecken sich diese Erzzüge. E. Bedetke hat kürzlich eine Zusammenstellung von ihnen gegeben. Sie gehören zu den wichtigsten Erzlagerstätten des östlichen Sudetengaus und werden zweifellos für die oberschlesische Hüttenindustrie Bedeutung bekommen.

Die wieder beschürften Eisenerzvorkommen des Hoher-Loz-gebirges schließlich seien wegen ihres genetischen Zusammenhanges mit den Arsen- und Kupfervorkommen des Riesengebirges erst weiter unten erwähnt.

Zu den alten und geologisch umgewandelten Lagerstätten des schlesischen Gebirges gehört noch das Zinnerzvorkommen bei Sieben im Silesgebirge, das in früheren Jahrhunderten mehrfach gebaut, aber wegen Wasserhaltungs- und Aufbereitungsschwierigkeiten immer wieder aufgegeben wurde. Probenahmen in wiederaufgewältigten Bauen auf Grund der Vierjahresplanuntersuchungen haben kürzlich überraschend gute Ergebnisse gezeigt. Es handelt sich bei der Lagerstätte um eine feine Imprägnation eines Granatglimmerschiefers mit Zinnerz, verursacht durch den alten Granitgneis des Silesgebirges. Das Zinnerz ist mit freiem Auge gar nicht sichtbar. Mikroskopische Untersuchungen haben eine wechselvolle Kristallisationsgeschichte von Erz und Nebengestein als Folge der verschiedenartigen gebirgsbildenden und magmatischen Ereignisse, die dieses Gebiet betroffen haben, erkennen lassen.

Schließlich sei der metamorphen Schwefelkieslagerstätte von Rohnau im östlichen Riesengebirge gedacht. Es ist eine ausgedehnte Pyritimprägnation im Schiefer, die zwar im Durchschnitt verhältnismäßig arm ist, aber doch so weit gleichmäßig und frei von Beimengungen, daß sie in Anbetracht der großen Erzmengen nicht grundsätzlich aus dem Auge gelassen werden soll.

Die überwiegende Menge der Erzlagerstätten der Sudeten stammt von den jüngeren Graniten ab, die zur Oberkarbonzeit in das Gebirge eindrangen und in deren Gefolge dann heiße metallhaltige Lösungen ihren Erzinhalt im Nebengestein absetzten. Leider ist die größte Zahl dieser Vorkommen unbauwürdig oder schon in früheren Zeiten erschöpft. Die wichtigste dieser Lagerstätten ist die Arsenlagerstätte von Reichenstein, die lange Zeit die bedeutendste Arsenlagerstätte Europas war. Mit dem Arsenz ist ein geringer Goldgehalt (4 g/t Roherz) verbunden, so daß in Reichenstein auch jährlich 60 kg Gold gewonnen werden. Im Verein mit geophysikalischen Schürfungen sind kürzlich neue Erzkörper im Grubenfeld aufgeschlossen worden.

Auch sonst ist das schlesische Gebirge auffallend reich an Arsen- und kleineren Kupfervorkommen, so daß man bei der oberkarbonischen Vererzung hier von einer Arsen-Kupfer-Provinz im Gegensatz zur Zinn-Wolfram-Provinz des sächsischen Erzgebirges sprechen kann. Dabei zeigt sich eine Erscheinung, die

theoretisch interessant und auch für praktische Folgerungen bedeutungsvoll ist: Es ist die räumliche Verteilung der verschiedenen Erzvorkommen um die Granitmassive. Die bei hohen Temperaturen gebildeten Erze finden sich naturgemäß in unmittelbarer Nähe der granitischen Herde, während mit zunehmender Entfernung Erze von kühleren Bildungstemperaturen abgesetzt wurden. So liegen die zahlreichen — wenn auch heute unbauwürdigen — Pyrit-Arsenkies-Gold-Vorkommen zwischen Dürreiffen und Ziegenhals im Altvater nach den Untersuchungen von E. Bederke in einem Gebiet, das von einem Granit unterlagert wird, während die kühler gebildeten Blei-Zink-Erze weit davon nach Westen und Osten bis ins Glaßer Schneegebirge und ins Niedere Gesenke ausstrahlen. Wirtschaftlich interessant scheint davon allerdings nur das Vorkommen von der Luchlahn bei Karlsdorf im Sudetengau zu sein.

Noch deutlicher ist diese zonare Verteilung der Erzlagerstätten um den Riesengebirgsgranit. Nahe seinem Kontakt findet sich eine Reihe von Arsenvorkommen (Rothenzechau, Riesengrund u. a. m.), etwas weiter entfernt Kupferlagerstätten und am weitesten, im Bober-Ragbach-Gebirge und im Jeschken, Spateisen- und Roteisengänge (W. E. Petrascheck, 1937). Durch stoffliche Übergänge sind diese Lagerstätten miteinander verknüpft. Dieselbe Folge von Erzen, die sich entsprechend zunehmender Bildungstemperatur von außen nach innen gegen den Granit zu zeigt, muß sich naturgemäß innerhalb einer Lagerstätte von oben nach unten einstellen. Das Gangvorkommen von Altenberg bei Kauffung gibt hierfür ein klares Beispiel: der Arsenkies nimmt im Vergleich zum Kupferkies mit jeder tieferen Sohle der Grube zu. Daraus konnte hinsichtlich der weiteren Tiefenentwicklung keine sehr günstige Prognose für eine eventuelle Wiederinbetriebnahme als Kupfererzbergwerk abgeleitet werden. Sinngemäße Schlüsse lassen sich auf das Verhältnis von Eisen zu Kupfer bei den Gängen von Hermannsdorf bei Jauer ziehen.

Die Mehrzahl der riesengebirgischen Lagerstätten befindet sich am Ostrand des Granitmassivs, dort, wo nach Cloos die Aufstiegszone der Granitschmelze selbst lag. Die Erzlagerstätten des ehemaligen Daches des Granitkörpers sind samt diesem abgetragen. Ihr Metallinhalt findet sich in den Ablagerungen der Umgebung wieder, und zwar das Gold in den heute unbauwürdigen Goldseifen bei Goldberg und Löwenberg, wo früher die tertiären bis altdiluvialen Kiese gewaschen wurden, das Kupfer aber in den heute wirtschaftlich sehr interessant gewordenen permischen Ablagerungen des nördlichen und südlichen Riesengebirgsvorlandes. Die Kupfermergel des Zechsteins zwischen Haafel und Grödigberg, die bei dem erstgenannten Ort schon von 1862 bis 1883 in Abbau gestanden waren, sind in den letzten Jahren auf Grund der Untersuchungen von D. Eisentraut und dank der Tatkraft des schlesischen Erzbergbaues und der mit der Erforschung des deutschen Bodens befaßten Vierjahresplanstelle weitgehend aufgeschlossen worden. Der Erzgehalt der Mergel selbst ist zwar arm (etwa 1 Prozent Kupfer), aber die Vorräte wurden als sehr groß erkannt, so daß nach restloser Lösung der wirtschaftlichen Seite der Aufbereitungsschwierigkeiten sich hier ein bedeutender Kupfererzbergbau entwickeln

wird. Südlich vom Riesengebirge liegt das Kupfer in den rotliegenden Ablagerungen der weiteren Umgebung von Trautenau. Es treten hier sicherlich keine so zusammenhängenden Erzfelder auf wie im Norden, und auch die Entstehung ist noch nicht bei allen Vorkommen endgültig geklärt. Bergmännische Untersuchungen sind auch hier im Gange, zumal die Kupfergehalte örtlich recht günstig (bis $3\frac{1}{2}$ Prozent) sind.

Einem ganz anderen Bildungszyklus gehören die oberschlesischen Blei-Zink-Erze an. Bekanntlich ist dort der Muschelfalk vererzt. Die erzbringenden Lösungen sind wahrscheinlich zur Jurazeit in das klüftige Gestein eingedrungen und haben es verdrängt. Zusammensetzung und Struktur der Erze weisen auf kühle, magmenferne Bildungstemperatur. Es ist ein ungelöstes Problem, wo der verursachende magmatische Herd lag. Nach dem Verlust der ostoberschlesischen Erze lag die Hauptaufgabe des westoberschlesischen Bergbaues in einer möglichst vollständigen Erfassung der Lager. Das tiefere, sogenannte Hauptlager ist verhältnismäßig zusammenhängend ausgebildet. Dagegen tritt das höhere Lager nur in einzelnen Nestern auf. Durch eingehendes Studium der Perklüstung des Kalles und Beachtung dünner Erzadern gelingt es der Betriebsleitung, auch die Stellen zu finden, wo das höhere Lager anzutreffen ist. Untersuchungsarbeiten im Galmeigebiet von Stollarzowitz waren wenig ergebnisreich. Dagegen sind in der Beuthener Mulde neue sulfidische Erze gefunden worden. Ostoberschlesien enthält sehr reiche Erzvorräte. Drei Viertel der Bleierzproduktion und vier Fünftel der Zinkierzproduktion kamen vor der Teilung aus Oberschlesien. In der Umgebung von Larnowitz ist der Anteil an Bleierz besonders groß. Die Rückführung dieses Gebietes bedeutet damit eine entscheidende Verbesserung unserer Metallwirtschaft.

Die letzte Epoche der Erzlagerstättenbildung in Schlesien fand zur Tertiärzeit statt. Es sind Verwitterungslagerstätten, die durch das feuchtwarme Klima jenes Abschnittes der Erdgeschichte bedingt sind. In Oberschlesien entstanden die Brauneisenlager, die einst große praktische Bedeutung hatten. Wichtiger sind die Verwitterungslagerstätten Niederschlesiens. Sie finden sich durchweg im Sudetenvorland, weil nur hier die Oberflächenbildungen der Tertiärzeit erhalten sind, während im jung herausgehobenen Gebirgsanteil die lebhafteste Abtragung keine derartigen Bildungen ermöglicht hat. In erster Linie ist hier die Nickelergzlagerstätte von Frankenstein zu nennen. Durch die chemische Verwitterung ist hier ein sehr geringer Nickelgehalt im Serpentin baumwürdig angereichert worden. Nachdem durch ein anderes Verhüttungsverfahren auch arme Erze verwendbar geworden sind, ist der Abbau bei Frankenstein sehr gesteigert worden. Als Verwitterungsbildungen aus dem Serpentin werden bisweilen auch die Magnesitvorkommen von Baumgarten und Zobten aufgefaßt; doch können auch aufsteigende Kohlenensäurewässer die Ursache gewesen sein. Dagegen sind die Kaolinvorkommen Verwitterungsbildungen der Tertiärzeit.

Somit ist Schlesien nicht nur eine bedeutende Kohlen-, sondern auch eine wichtige Erzprovinz. Die größte Blei-Zink-Lagerstätte, die zweitgrößte Kupfer-



ERLÄUTERUNG

- +++ Granit
- Permische Beckensedimente
- Altpaläozoische Erzlagerstätten
- bei höheren und mittleren Temperaturen gebildete Gangvorkommen
- bei niedrigen
- Kupferlager in den permischen Sedimenten
- Goldseifen in tertiären Schottern
- Erzlager im oberschlesischen Muschelkalk
- Verwitterungslagerstätten
- Carbonische Steinkohlengebiete
- Tertiäre Braunkohlengebiete

Die Bodenschätze im gesamtschlesischen Raum

Auf der Karte sind nicht sämtliche Erz- und Kohlenvorkommen eingetragen, um nicht den falschen Eindruck eines ungeheuren Reichtums an Bodenschätzen in diesem Gebiet aufkommen zu lassen. Ortsnamen stehen bei jenen Vorkommen, welche entweder in der Vergangenheit oder in der Gegenwart wenigstens eine gewisse wirtschaftliche Bedeutung hatten, während Signaturen ohne Namen bei einigen geringfügigen Vorkommen stehen, welchen durch ihre Lage eine im Text behandelte theoretische Bedeutung zukommt.

Fe = Eisen · As = Arsen · Cu = Kupfer · Au = Gold · Sn = Zinn
 S = Schwefelkies · Pb = Blei · Zn = Zink · Mg = Magnesit
 Ba = Schwertspat · Ni = Nickel · K = Kaolin



Bergbau 1450-1600 im schlesischen Raume

ERLÄUTERUNG

- Bergstädte des 12.-14. Jahrhunderts,
im 15. und 16. Jahrhundert neu aufblühend
- 1510-1610 neuentstandene Bergstädte
- + Orte mit Bergbau 1450-1600

(Die Raseneisenstein-Gewinnung in der Ebene ist nicht berücksichtigt)

— Politische Grenzen um 1500



lagerstätte, die einzige Nickellagerstätte und das bedeutendste Arsenvorkommen des Reiches geben diesem Gebiet eine große Bedeutung für die metallische Rohstoffversorgung Deutschlands, die durch die genannten Möglichkeiten des Sudetengaus noch erhöht wird. Es darf aber andererseits nicht übersehen werden, daß ein Teil der heute wieder beachteten Lagerstätten dieses Interesse nur der Zwangslage des Wirtschaftskrieges verdankt.

Literatur.

Zusammenfassende Darstellungen der schlesischen Bergbaubezirke finden sich in dem Werk: *Schlesien, Bodenschätze und Industrie*, herausgegeben vom Amt für Technik der NSDA, Breslau 1936. Darin besonders für die Geologie folgende Aufsätze:

- E. Bederke, Geologie des oberschlesischen Steinkohlenbezirks, S. 79.
- E. Bederke, Geologie des niederschlesischen Steinkohlenbezirks, S. 159.
- J. Illner, Der schlesische Braunkohlenbergbau; geologischer Teil, S. 225.
- D. Eisentraut, Schlesiens Erzwirtschaft, S. 274.

In diesen Aufsätzen ist die wichtigste ältere Literatur angegeben.

Seither ist erschienen:

- E. Bederke, Die Eisenlagerstätten der östlichen Sudeten. — Zeitschrift f. d. Berg-, Hütten- und Salinenwesen im Deutschen Reich, Bd. 86, 1938.
- G. Berg, Die Eisenerzlagerstätte von Schmiedeberg. — Zeitschrift für prakt. Geologie, Bd. 44, 1936.
- D. Eisentraut, Der niederschlesische Zechstein und seine Kupferlagerstätte, Archiv für Lagerstättenforschung, Heft 71. Berlin 1939.
- J. Kutschera, Magnetische Untersuchungen im Vulkankelde der Bergfreiheitgrube von Schmiedeberg, Zeitschrift für prakt. Geol., 47. Jahrg., 1939.
- A. Neuhäus, Über Vorkommen von kupfererzführenden Spateisengängen im östlichen Bober-Kasbach-Gebirge. — Chemie der Erde, Bd. 10, 1936.
- W. E. Petraschek, Die geologische Stellung der schlesischen Arsen-, Kupfer- und Eisenspatlagerstätten und deren Bedeutung für die neuen Aufschlussarbeiten. — Metall und Erz, 34. Jahrg., Heft 20, 1937.
- W. E. Petraschek, Die geologischen Verhältnisse im Nordteil des Neutoder Kohlenreviers. — Zeitschrift f. d. Berg-, Hütten- und Salinenwesen im Deutschen Reich, Bd. 87, 1939.
- E. J. Vangerow, Das Normalprofil des Cambriums und Ordoviziums in den mittleren Sudeten. — Dissertation Univ. Breslau 1939 (wird gedruckt).
- J. Wernicke, Die Erzlagerstätten des Sudetengaus. — Metall und Erz, 36. Jahrg., Heft 6 und 7, 1939.

Die schlesische Bergbausiedlung am Beginn der Neuzeit

Das 15. Jahrhundert bedeutet einen scharfen Einschnitt in der Volksgeschichte des schlesischen Raumes wie des ganzen deutschen Nordostens. Bis 1350, in Ausläufern bis 1400, dauerte die bäuerliche Landnahme auf den landwirtschaftlich günstigen Böden an. Sie vollzog sich nach dem Ordnungssystem der Rentengrundherrschaft, wie es eben zuvor im deutschen Altlande ausgebildet worden war: Der Grundherr teilte das Land gegen Erbzinse an Gemeinschaften persönlich freier, rechtlich und wirtschaftlich gleichgestellter Mittel- und Großbauern aus. Es entstanden große, nach der deutschen Hufenverfassung geordnete, rein auf der Landwirtschaft aufgebaute Dörfer. Daneben ging die städtische Kolonisation einher.

Die Zeit nach 1400 brachte eine starke Volkskrise, einen Rückgang des gesamten deutschen bäuerlichen Siedlungswesens im Inlande und in den Vorposten. Parallel damit bahnte sich die Umwandlung der grundherrlichen in die gutherrliche Ordnung an. Nach 1550 gewann diese ihre endgültige Form und führte eine neue, gutherrliche Siedlungswelle herauf. Nun entstanden kleine Siedlungen von unfreien Kleinbauern, deren Bedeutung nicht so sehr in ihrem Zins lag als in der Robot, die sie für die großen Eigenbetriebe der Gutsherren zu leisten hatten. Ein Großteil dieser Neudörfer drang in die höheren Lagen des Gebirges und in die Sandwälder der rechten Oderseite vor. Sie waren nur mehr zum Teil auf Landwirtschaft gegründet, daneben auf eine Reihe von Industrien — Eisenhämmer, Glashütten, Holzverwertung, Leinweberei usw.

In die Zwischenzeit von 1400—1550 aber, in der es keine bäuerlichen Neugründungen gab, fiel ein starkes Aufblühen der Städte und im Zusammenhang damit, als eine Art bürgerlich-industrieller Siedlung und als Vorläufer der gutherrlich-industriellen Kolonisation, ein neues Aufblühen des Bergbaus.

Der Bergbau spielte schon in den Anfängen der deutschen Landnahme in Schlesiens eine große Rolle. In Goldberg geht er wohl noch in die letzten Jahre des 12. Jahrhunderts zurück, und auch in Löwenberg, Zuckmantel und Freudenthal setzte er zu Beginn des 13. Jahrhunderts ein, etwas später in dem deutschbesiedelten Beuthen, in Bommisch, Mährisch Altstadt, Goldenstein, Reichenstein und Freitwaldau. Dabei handelt es sich wohl überall um Ausbeutung sekundärer Lagerstätten, goldhaltiger Sandschichten, die freilich oft in erheblicher Tiefe lagen und durch regelrechte Schachtanlagen erschlossen werden mußten, die also ein gehobenes bergmännisches Können beanspruchten, wie es in dieser Zeit nur die Deutschen besaßen. Für Goldberg und Löwenberg

ist das durch geologische Untersuchungen nachgewiesen¹⁾. Auf Goldgewinnung durch Waschen deuten auch die Bach- und Ortsnamen auf -seifen, die sich gerade in den Gebieten der ältesten schlesischen Goldgewinnung finden, um Goldberg, Löwenberg, Freudenthal, Freiwaldau und Mährisch Altstadt, dann auf beiden Seiten des Riesengebirges, um Römerstadt und in der Slowakei²⁾. In späterer Zeit wird der Bergbau auf Goldsand als „weiches Bergwerk“ von dem „harten Bergwerk“ im Gestein unterschieden.

Der Ostzug der großen mittelalterlichen Bergstädte von europäischer Bedeutung hat freilich das schlesische Stammland gerade nur am Südrande berührt. Er führte von Freiberg in Sachsen über Eule südlich Prag, Rattenberg, Deutschbrod und Iglau nach Schemnitz, Kremnitz, Neusohl usw. in der Mittelslowakei, Gölloitz und Schmölitz in den Zipser Gründen bis nach Neustadt und Mittelfeld in der Marmarosch.

Die schnelle Erschöpfung der Goldsandlager und die Hussitenstürme mit der Eroberung der Bergstädte führten zu Beginn des 15. Jahrhunderts zu einem fast völligen Erliegen des Bergbaus in den Sudetenländern, während er sich in Nordungarn hielt.

Die zweite Hälfte des 15. Jahrhunderts brachte dann infolge des gesteigerten Edelmetallbedarfes der mächtig ausgreifenden Stadtwirtschaft ein neues schnelles Aufblühen des deutschen Bergbaus im ganzen Raume zwischen dem Harz und den Alpen. Sein Kerngebiet entstand ab 1470 durch reiche Silberfunde auf dem Ramm des westlichen Erzgebirges, zu beiden Seiten der Grenze, wo nun auf bisher kaum besiedeltem Lande die Bergstädte nebeneinander aus dem Boden schossen und ein deutscher Städtegau entstand. Im Zuge der immer neuen Funde lösten einander Schneeberg (ab 1471), Annaberg (ab 1492) und Joachimstal (ab 1516) als Vororte ab. Das letzte, von den Bergleuten einfach „das Tal“ genannt, wurde die führende Stadt des deutschen Silberbergbaues, der um 1500 vier Fünftel der europäischen Produktion lieferte. Ein Beweis für die Bedeutung Joachimstals sind die Münzbezeichnungen „Taler“ und das gleichbleibende „Dollar“. Der Joachimstaler Stadtarzt Dr. Georg Agricola wurde der Schöpfer der Mineralogie und Bergbauwissenschaft.

Vom Erzgebirge pflanzte sich die Bergbauwelle nach allen Richtungen fort: nach Norden in den Harz, nach Nordwesten in den Thüringer Wald, nach Süden in den Böhmer Wald, in das Innere Böhmens und in die Alpen, nach Osten in die Sudeten. Die Wanderung der erzgebirgischen Formen wird überall deutlich, in den meisten Fällen steht dahinter eine Wanderung der „sächsischen“ Bergknappen selbst. Im Oberharz um Andreasberg und Klaustal besteht heute noch eine erzgebirgische Mundartinsel in niederdeutscher Um-

¹⁾ Vgl. jetzt Fr. Schilling, Ursprung und Frühzeit des Deutschtums in Schlesien und im Lande Lebus. Leipzig 1938, S. 67—69 und 193 f.

²⁾ E. Schwarz, Die Ortsnamen der Sudetenländer als Geschichtsquelle. München—Berlin 1931, S. 100 ff., bes. S. 104.

gebung. Im Egerlande brachte das 16. Jahrhundert ein starkes Vordringen der erzgebirgischen Mundart in den Städten. Sie ist mit dem Rückgang des Bergbaus wieder gewichen, nur die Bergstädte Schlaggenwald, Lauterbach und Schönsfeld, abgeschwächt auch Mies, zeigen heute noch erzgebirgische Formen³⁾. In Salzburg, Tirol und Kärnten treten im 16. Jahrhundert sächsische Bergleute auf. Aber auch im Innern des tschechischen Volksgebietes in Böhmen entstehen deutsche Bergmannsgründungen, die freilich keinen dauernden Bestand haben. Das Tschechentum ist im wesentlichen nur im alten, in den Hussitenkriegen tschechisierten Ruttenger Revier am Bergbau beteiligt. Dort wird auch das Ruttenger Recht, jetzt als tschechisch empfunden, zäh verteidigt, während sonst überall das „deutsche“ Joachimstaler Bergrecht durchdringt und den Platz einnimmt, den im Mittelalter das Freiburger und Tglauer Recht innegehabt hatten.

Nach kleineren Vorläufern greift die Bergbausiedlung ab 1500 nach dem schlesischen Raume über. Die Grenze zwischen Schlesien und Böhmen-Mähren spielte dabei keinerlei Rolle, wie ja fast alle ostdeutschen Siedlungswellen von den Staatsgrenzen unabhängig waren. Bis 1550, in Ausläufern bis 1600, hält die Bewegung an. Daß sie einen eigenartigen, selbständigen Abschnitt in der schlesischen Siedlungsgeschichte bildet, wollen die folgenden Zeilen als Begleittext der Karte zeigen⁴⁾. Dabei ist nur eine übersichtliche Darstellung beabsichtigt, eine vollständige Behandlung ist heute wohl noch nicht möglich⁵⁾.

Zunächst werden die alten Grubenfelder mit technisch gehobenen Methoden neu erschlossen. Im 15. Jahrhundert sind die Nachrichten über solche Unter-

³⁾ H. Grادل, Die Mundart Westböhmens. München 1895, S. 20 f. und 167 ff.

⁴⁾ In kurzer Zusammenfassung habe ich das Thema behandelt in: Schlesische Siedlungsbewegungen in der Neuzeit. Breslau 1938, S. 15 bis 18. (Als Manuskript hrsg. von der Historischen Kommission für Schlesien.)

⁵⁾ Für das engere Schlesien bildet eine verlässliche Grundlage die schöne Quellenammlung von K. Wuffe, Schlesiens Bergbau und Hüttenwesen, Bd. I, 1136—1528, Bd. II, 1529 bis 1740, Cod. dipl. Sil., Bd. 20 und 21, Breslau 1900/01. Die Belege daraus werden im allgemeinen nicht zitiert. Eine Ergänzung für die Umgebung Waldenburgs bei M. Treblin, Beiträge zur Siedlungsfunde im ehemaligen Fürstentum Schweidnitz, Breslau 1908, S. 116 f. Für die Sudetenländer vgl. W. Weizsäcker, Geschichte des Bergbaus in den Sudetenländern. Sammlung gemeinnütziger Vorträge Nr. 596/7, Prag 1928. Neben diesen allgemeineren Überblicken gibt es bis jetzt nur für kleine Teilgebiete genaue ortswise Bearbeitungen, so für die nordböhmisches Kreise Reichenberg, Gablonz, Friedland und Hohenelbe in den bisher erschienenen Bänden des „Sudetendeutschen Ortsnamenbuches“. Für Nordmähren ist immer noch am besten die alte Arbeit des Ehr. d'Elvert, Zur Geschichte des Bergbaues in Mähren und Österreichisch-Schlesien (in: Zur Culturgeschichte Mährens und Österreichisch-Schlesiens I, Brünn 1866, S. 97—529). Ebenso mangelt es für die Oberlausitz an neueren Arbeiten, und es muß daher in erster Linie die nun fast 150 Jahre zurückliegende von Horßchanský, Etwas von dem Bergbau in der Oberlausitz (in: Lausitzer Monatshefte, 2. Teil, 1796, S. 152 ff., 197 ff. und 251 ff.) herangezogen werden. So ist dieser Teil Gesamtschlesiens heute vielleicht am schlechtesten erfassbar. Für den Nachweis des Lausitzer Schrifttums danke ich den Herren Dr. Richard Zecht und Dr. Friedrich Pietzsch in Görlitz. Für Ostschlesien (im engeren Sinn) bietet dann eine gute Grundlage der Kartierung die Arbeit von Johann Langer, Der ostelbische Bergbau im und am Gebiet der Dresdner Heide und der sächsischen Schweiz (in: Neues Archiv für Sächsische Geschichte und Altertumskunde, Bd. 50, 1929, S. 1—66). Dieses Gebiet, das aus dem schlesischen schon in den engeren ober-sächsischen Raum hinausführt, wurde daher teilweise in der Karte mit dargestellt.

nehmungen recht spärlich⁶⁾: 1421 Groß Wandriß bei Liegnitz, angeblich 1425 das Bleibergwerk am Frauenberg westlich Reichenberg, 1455 Altenberg bei Schönau, 1477, 1479 und 1481 drei weitere. Ab 1497 setzt dann eine geschlossene lange Reihe von Nachweisen ein bis gegen 1570, zusammen weit über hundert. Dabei ist sicherlich nur ein Teil der oft recht kurzlebigen Unternehmungen in den auf uns gekommenen Quellen genannt. Aus dem Vorgebirge rücken die Bergwerke immer weiter in das bis dahin unerschlossene Innere der Sudeten. Der von ihnen stellenweise recht dicht erfüllte Raum reicht im Norden bis Ramenz—Bauzen—Görlitz—Löwenberg—Goldberg—Waldburg—Silberberg—Zuckmantel—Jägerndorf, im Süden bis zur Linie Jeschen—Hohenelbe—Adlergebirge—Hohenstadt—Mährisch Trübau—Mährisch Neustadt—Gulnek. Er fällt also zusammen mit dem Gebiet der mittelalterlichen Waldhufenkolonisation, reicht aber vielfach weiter ins Gebirgsinnere. Ein abgesonderetes Revier bildet Oberschlesien.

Wie im Mittelalter, geht auch jetzt der Bergbau vor allem auf Gold und Silber, daneben auf Kupfer, Zinn und Blei. Eisenbergwerke und Eisenhütten liegen teilweise im gleichen Raume im Gebirge, wo sie bergmännisch gebrochene Erze, teilweise gesondert davon in der Ebene, wo sie Raseneisenstein verwenden. Abbau von Steinkohle wird am frühesten 1545 für Ekersdorf bei Neutode in der Grafschaft Glatz berichtet, wenig später auch für andere Orte. Auch die Alaun- und Vitriolgewinnung kommt in der Mitte des 16. Jahrhunderts auf.

Die alten Bergstädte Reichenstein, Zuckmantel, Bennisch, Beuthen usw. erreichen erst jetzt, im 16. Jahrhundert, ihre Hauptblüte und erhalten vielfach neue Bergordnungen. Vor allem aber kommt die Einheit der Siedlungsperiode zum Ausdruck in der Gründung von mindestens zwanzig neuen Bergstädten an den Brennpunkten der Industrie, wenn sie auch an Zahl und Geschlossenheit lange nicht das westergebirgische Vorbild erreichen. Zwei von ihnen entstanden zwischen 1510 und 1520, elf zwischen 1530 und 1550 und sieben kleinere Nachzügler später. Schöpfer sind zum kleineren Teil die Landesherren, meist die adligen Grundherren.

1513 gestattete König Wladislaw dem Kaspar Gotsch von Kynast die Umwandlung des Dorfes Schmiedeberg bei Hirschberg in eine Bergstadt. 1519 bestätigte König Ludwig dem Besitzer Hans Dippolt von Burghaus die Stadtrechte von Kupferberg; die neue Stadt übernahm den Namen des schon 150 Jahre früher genannten Bergbaurevieres. Gottesberg wurde nach dem Bericht einer späteren Chronik angeblich schon 1499 Stadt, doch paßt dieses sonst nicht belegte Datum nicht recht in die Reihe der anderen schlesischen Bergstädte. Die erste Bergordnung von 1532 durch Christof von Hoberg spricht von der Eröffnung des Bergbaus so, als ob er nicht weit zurückläge. Der Silberberg bei Schönwalde wird als solcher schon 1331 genannt. 1527 wird der Betrieb durch eine Gewerkschaft von Kaufleuten neu

⁶⁾ Butke, a. a. O.; Horstschansky, a. a. O.

aufgenommen, und 1536 erhält der Ort Bergfreiheit; damit ist der Anfang der Stadt gegeben.

Am Südhange der Sudeten werden in der Umgebung Reichenbergs 1549 die drei „neuen freien Bergstädte“ Engelsberg, Frauenberg und Neustadt genannt⁷⁾, ihre Städterhebung kann also nicht allzu weit zurückliegen. Als Bergwerk ist Frauenberg schon, wenn auch nicht sicher, 1425 bezeugt, in Engelsberg zeigt die Turmknopffahne des alten Zechenhauses die Jahreszahl 1471. 1606 werden die drei Orte zum letzten Male als Städte erwähnt. Engelsberg und Frauenberg sind heute Dörfer, von Neustadt ist jede Spur verschollen. Hohenelbe am Südhange des Riesengebirges ist als Dorf schon in der Mitte des 14. Jahrhunderts belegt. 1533 wird es auf Betreiben des Inhabers Christof von Gendorf durch Kaiser Ferdinand I. zur freien Bergstadt erhoben⁸⁾.

Das Städtchen Freiwaldau, in dem es schon früher Bergbau gegeben hatte, erhielt von Bischof Jakob 1529 eine Bergordnung. Doch ließen sich die Bürger zusichern, daß ihr altes Stadtrecht, auch wenn der Bergbau einmal wieder erlöschen sollte, unangetastet bleiben solle. In dem Privileg wurde bei gutem Fortgange der Schürfungen die Errichtung einer neuen Bergstadt in Aussicht genommen. Es kam aber nur zur Errichtung der Vorstadt Freiheit, die in ihren Anfängen scheinbar schon etwas weiter zurückgeht und 1551 noch in vollem Ausbau begriffen war⁹⁾. Sie übertraf später, wie das Urbar von 1689 zeigt, mit 79 Bürgerfamilien den alten Stadtkern von 36 Häusern weit aus¹⁰⁾.

Als Gegenstück zu den Bergstädten Freiwaldau und Zuckmantel im Breslauer Bistumslande wurde in der Nachbarschaft im Olmüzer Bistumslande durch Bischof Stanislaus Thurzo 1535 das Dorf Johannessthal zur freien Bergstadt erhoben¹¹⁾. Engelsberg bei Freudenthal erhielt 1556 vom Besitzer Johannes von Würben eine Bergfreiheit. Im Privileg wird gesagt, daß „Engelstadt“ einige Jahre vorher als freie Bergstadt ausgemessen worden sei¹²⁾, die Stadtgründung wird also um 1550 anzusetzen sein. In einem

⁷⁾ E. Gierach, Die Ortsnamen des Bezirkes Reichenberg (Sudetendeutsches Ortsnamenbuch, H. 1), Reichenberg 1931, S. 22, 23 und 40.

⁸⁾ Erhard Müller, Die Ortsnamen des Bezirkes Hohenelbe (Sudetendeutsches Ortsnamenbuch, H. 4), Reichenberg 1938.

⁹⁾ A. Drepler, Altbaterland. Urkundenregesten und zusammenfassende Gedanken über die Dorfverhältnisse im Neisser Fürstentum österreichischen Anteils. Teil I, Olmütz 1931, S. 226. Die Ansicht der Verfasserin, daß die „Freiheit“ den Kern des alten Dorfes Freiwaldau darstelle, stützt sich auf die „Tradition“ und findet in den Quellen keine Begründung.

¹⁰⁾ Unsicher bleibt, ob auch Friedeberg in diesen Zusammenhang zu stellen ist. Es tritt schon im 14. Jahrhundert als Stadt, 1410 aber nur als wüstes Dorf auf, weiterhin wird in den Quellen nur das Schloß genannt. Erst 1530 besitzt Friedeberg wieder eine Vogtei. v. Maydell nimmt an, daß es in dieser Zeit als Stadt neu begründet wurde (K. v. Mandell, Die ländlichen Siedlungsformen Nordwestschlesiens und ihre Bedeutung als Geschichtsquelle. Brünn 1932, S. 466).

¹¹⁾ Chr. d'Elvert, Zur Geschichte des Bergbaues in Mähren und Österreichisch-Schlesien. In: Zur Kulturgeschichte Mährens und Österreichisch-Schlesiens I, Brünn 1866, S. 148.

¹²⁾ d'Elvert, a. a. O., S. 144 f.

undatierten Zinsverzeichnis, das Wutke zu 1548 setzt¹³⁾, wird Engelsberg schon als Bergstadt bezeichnet. Damals waren dort und in dem benachbarten Dorfe Seifen 103 Untertanen.

An der Südseite des Gesenkes wurde Hängenstein 1548 freie Bergstadt, heute heißt es einfach „Bergstadt“.

In Oberschlesien erneuerte Markgraf Georg von Hohenzollern-Ansbach den Bergbau. 1526 erließ er zusammen mit dem Pfaffen Johann von Oppeln eine neue Bergfreiheit für Beuthen. Aus den Bergwerken auf dem Gebiete des Dorfes Larnowitz entwickelte sich die Bergstadt Larnowitz, die 1533 und 1537 zuerst als solche bezeichnet wird¹⁴⁾.

1552 wird, als Verbindungsglied zu den erzgebirgischen Bergstädten, im nördlichen Zipfel Böhmens bei Rumburg von Georg von Spleinitz die Bergstadt St. Georgenthal angelegt, deren Name anfangs auch einfach „Bergstadt“ ist. Als Nachbar- und Konkurrenzstadt von Larnowitz entsteht 1561 Georgenberg in Oberschlesien, nach dem Hohenzollerngrafen Georg Friedrich benannt. Ebenso wurde neben Hohenelbe 1564 das Bergstädtchen Schwarzen-
thal begründet, von Eustachia von Gendorf, der Tochter Christofs. In der Nachbarschaft erhielt das Bergwerk am „Goldenen Rehorn“ 1562 einen Freibrief, und 1580 wurde hier die Bergstadt Freiheit errichtet, die in der Trautenuaer Chronik von C. Hüttel noch „Bergfreiheit“ genannt wird. In der Herrschaft Friedland führte der Zinnbergbau von Lusdorf seit 1584 zur Entstehung der „Böhmischen Neustadt“, heute Neustadt a. d. Tafelfichte, die 1592 von Melchior v. Redern Stadtrechte erhielt¹⁵⁾. Von vornherein verunglückt war die Gründung der einzigen Bergstadt in der Grafschaft Glas, Wilhelmsthal nördlich des Schneeberges, im Jahre 1581 durch Wilhelm v. Oppersdorf. Nach einem einige Jahrzehnte später abgefaßten Berichte¹⁶⁾ hat überhaupt nur Betrug mit von auswärts gebrachten Probiersteinen zur Errichtung der Stadt geführt. Als letzte in der Reihe entstand schließlich 1611 neben Engelsberg, als Schöpfung des Grundherrn Hynko von Würben, Würbenthal.

Während noch 1497 für das Bergwerk von Runnersdorf bei Görlich Ruffenberger Recht eingeführt wurde, wird das erzgebirgische Vorbild der Welle ab 1500 auch in den Bergwerksordnungen immer wieder deutlich. 1528 wird dem Valerius Scipio Schellenschmied für das Weichbild Rimpfisch ein Bergbauprivileg nach dem Muster von Schwaz, dem Hauptort des Tiroler Bergbaus, und von Annaberg und Joachimstal im Erzgebirge erteilt. Im gleichen Jahre erläßt Peter von Zierotin eine Bergordnung für Hängenstein, in der dort, wo diese Ordnung nicht auslangt, Joachimstaler Recht eingeführt und Be-

¹³⁾ R. Wutke, a. a. O., II, S. 106.

¹⁴⁾ Zum Gründungsjahre von Larnowitz, das in der älteren Literatur mit 1526 angegeben wird, vgl. jetzt W. Krause, Der Anteil des Deutschtums an der Entstehung der Bergstadt Larnowitz in O.S. (in: Deutsche Monatshefte in Polen, Jahrg. 2, S. 505–526).

¹⁵⁾ E. Gierach, Die Ortsnamen des Bezirkes Friedland. Sudetendeutsches Ortsnamenbuch, H. 3, 1935.

¹⁶⁾ Wutke II, S. 154 f.

rufung nach Joachimstal gestattet wird¹⁷⁾). Ebenso berufen sich das Privileg für Hans Lurjo für das Bistumsland 1528 und die Bergordnungen für Freiwaldau 1529, Gottesberg 1532 und Zuckmantel 1533 auf St. Annaberger und vor allem Joachimstaler Recht. Im Privileg für Silberberg 1536 wird im Fall eines Rechtsstreites die Einholung einer Rechtsberufung aus „Meißen“ versprochen. Schließlich wird die Joachimstaler Bergordnung 1565 für die Bergwerke von Neudeck in der Grafschaft Glas und 1584 für Engelsberg bei Reichenberg eingeführt. Das Privileg des Freiherrn von Redern für Neustadt an der Tafelfichte von 1592 beruft sich auf die Ordnung von Hengst bei Joachimstal¹⁸⁾). Nur Oberschlesien nimmt in diesem großen Rechtzuge eine Sonderstellung ein; hier wurde fränkisches Bergrecht maßgeblich, gemäß der Herkunft der Hohenzollerngrafen.

Es ist sicher, daß auch in Schlesien die erzgebirgischen Menschen die neuen Formen heimisch gemacht haben, wenn auch die Einzelnachweise dafür noch spärlich und nicht immer exakt sind. Hüttel, der Trautenaauer Chronist, berichtet, daß 1511 „fremde Bergleute aus Meyßen“ am Hoppenberge nördlich Trautenaau angefangen haben einzuschlagen¹⁹⁾). Das Zinnlager bei Giehren, Kreis Löwenberg, soll 1517 durch Hans Weise und Mathäus Cöhnel, zwei Bergleute aus Joachimstal, entdeckt worden sein, worauf sich bald gegen 400 Bergleute ansiedelten²⁰⁾). In Wüstegiersdorf, Kreis Waldenburg, ließ angeblich Ferdinand I. durch acht sächsische Bergknappen auf Kupfer bauen²¹⁾). Für Silberberg und Gottesberg wird geradezu die Gründung durch sächsische Bergleute angegeben²²⁾). Die ersten Gewerke von Engelsberg bei Freudenthal waren „Marx von Weisingau und Jakob Mann von Puchholz“²³⁾). Buchholz ist ein Bergstädtchen in unmittelbarer Nachbarschaft von Annaberg. Technische Neuerungen wurden auch durch einzelne Fachleute aus dem Westen nach Schlesien übertragen. 1562 gestattete die Verwaltung des Reichensteiner Bergwerkes einem Wittenberger Bürger, die neue Kunst des Niklas Vogt von Marienberg im Erzgebirge, das Schmelzen mit dem Hochofen, in Reichenstein einzuführen.

Die erzgebirgischen Bergleute sind überall Verbreiter und Vorkämpfer der lutherischen Lehre geworden, wie in Böhmen und in den Alpenländern, so auch in Schlesien. Für Silberberg wird berichtet, daß die sächsischen Knappen den Protestantismus eingeführt haben. Lange Zeit hindurch blieb

¹⁷⁾ d'Elvert, a. a. O., S. 178.

¹⁸⁾ W. Weizsäcker, Sächsische Bergrechte in Böhmen. Das Joachimstaler Bergrecht des 16. Jahrhunderts. (Forschungen zur Sudetendeutschen Heimatkunde, H. 5.) Reichenberg 1929, S. 47.

¹⁹⁾ Trautenaauer Chronik von Simon Hüttel, herausg. L. Schlesinger, Deutsche Chroniken aus Böhmen, Bd. 2, Prag 1881, S. 35.

²⁰⁾ R. Wutke I, S. 184, nach Rnie, topogr.-stat. Übersicht von Schlesien, 2. Aufl. (1845), S. 153.

²¹⁾ Wutke II, 10, nach Rnie, a. a. O., S. 155.

²²⁾ E. Anders, Histor. Statistik der evangelischen Kirche in Schlesien, Berlin 1867, S. 263 und 376.

²³⁾ d'Elvert, S. 145.

die Stadt eine evangelische Insel in durchaus katholischer Umwelt und hat auch heute noch, nach lange fortgesetzter Zuwanderung aus der Umgebung, eine starke evangelische Minderheit. Die evangelische Kirche beherrscht das Stadtbild, während die erst 1728 entstandene katholische seitab steht.

Der Plan der neuen Städte bewahrte bei Entstehung aus Dörfern die Waldhufenstruktur (Schmiedeberg, Hohenelbe, Johannesthal, wohl auch Schwarzenthal). Eine Reihe zeigt in ihrem unregelmäßigen Grundriß die regellose Entstehung durch Zusammenströmen der Bergleute. Ein schönes Beispiel dafür ist Annaberg im Erzgebirge, in Schlessien Kupferberg, Gottesberg, Frauenberg bei Reichenberg usw. Bei Silberberg erzwang schon die Lage in einem engen Tal die unregelmäßige Zusammendrängung der Stadt, deren winziges Gebiet (69 ha) fast allseitig von dem Mutterdorfe Schönwalde umschlossen ist. Die klassische Form aber ist jene der planmäßigen Bergstadtgründung. Sie entspricht dem Schachbrettschema der mittelalterlichen ostdeutschen Städte, doch entfällt jetzt die Notwendigkeit einer Umwallung, daher ist die Anlage nach außen hin nicht rundlich, sondern quadratisch begrenzt und der gehobenen Messkunst entsprechend sehr regelmäßig. Im Erzgebirge zeigen diese Anlage z. B. Schneeberg, Marienberg und Sonnenberg²⁴⁾. Im schlesischen Raume ist das älteste Beispiel Larnowitz. Die beiden Engelsberg, Wilhelmsthal und Würbenthal haben kleine verkümmerte Formen, bei denen nicht viel mehr als der Marktplatz und die von ihm wegführenden Straßen ausgebildet sind. In schönster Vollendung und Regelmäßigkeit aber zeigen den Bergstadttypus zwei der spätesten Gründungen, St. Georgenthal und Neustadt a. d. Tafelfichte.

Die Namen der Neustädte sind bei Entstehung aus einem Dorfe von diesem ererbt: Hohenelbe, Johannesthal, Schwarzenthal. Auch Larnowitz ist nach dem benachbarten Mutterdorfe benannt, das seither Alt Larnowitz heißt. Auf den Bergbau weisen die Namen Schmiedeberg, Kupferberg, Silberberg, Bergfreiheit, Bergstadt Hangenstein. Die Gefahren seines Berufes, die den Bergmann auf Schritt und Tritt umlauern, haben allezeit ein starkes Gefühl frommen Gottvertrauens in ihm wachgehalten. Davon zeugen Stadtnamen wie das erzgebirgische Gottesgab, Marienberg, St. Annaberg, St. Joachimsthal (Anna und Joachim sind nach der christlichen Legende die Eltern Marias) und die schlesischen Gottesberg, Engelsberg, Frauenberg, St. Georgenthal. Erst der Zeit nach 1550 gehören Namen nach dem gründenden Edelmann an, die schon zur Benennungsmode der gutherrlichen Zeit überleiten: Georgenberg, Wilhelmsthal, Würbenthal. Alle Namen sind deutsch, bis auf das eine Larnowitz. Dort waren nach den überlieferten Familiennamen nur etwa 40 Prozent der Stadtbevölkerung deutsch, darunter aber die führenden Schichten²⁵⁾. Von Oberschlessien abgesehen, war die ganze Welle der Bergstädte rein deutsch.

²⁴⁾ Der Plan von Sonnenberg 1562 den mittelalterlichen Anlagen gegenübergestellt bei A. Hoenig, Sudetendeutsche Stadtanlage, in: Deutsch-mährisch-schlesische Heimat, Jahrg. 23, 1937, S. 193—200.

²⁵⁾ W. Krause, a. a. O.

Technisch zeigt der Bergbau im 16. Jahrhundert eine viel höhere Stufe als im 13. Vor allem die Wasserhaltung wurde verbessert, an Stelle der Menschenkraft Maschinenkraft angewendet. Dadurch konnten auch größere Teufen erreicht werden. Der Edelmetallbergbau in hartem Gestein stellt ganz andere Anforderungen an die Kapitalkraft als die Goldwäscherei des 13. Jahrhunderts. Er muß ungünstige Zeiten überdauern, jahrelang mit Zuschuß „auf Hoffnung“ arbeiten können. So gewann in allen Bergbaugebieten des 15. und 16. Jahrhunderts der Frühkapitalismus schnell Einfluß und verdrängte die kleinen einzelnen Unternehmer. In Schlesien waren es vor allem oberdeutsche Handelshäuser, schon zu Anfang der Neuzeit beherrschte der Zuger-Zugz-Konzern von Augsburg aus den größten Teil des Bergbaus im gesamtschlesischen Raume.

Die Blüte des schlesischen Gold- und Silberbergbaus dauerte nicht lange. Viele der Lagerstätten erschöpften sich schnell, die aus dem neuentdeckten Amerika nach Europa strömenden Massen von Edelmetall drückten den Preis, so daß nach der Ausbeutung der reicheren Adern die meisten Betriebe sich nicht mehr lohnten. Die nach 1550 entstandenen Bergstädte kamen überhaupt zu spät und mußten sich bald nach ihrer Gründung umstellen. Für die Landwirtschaft war die hohe und ins Gebirge vorgeschobene Lage der meisten Städte ungünstig. Viele liegen über 500 Meter, Gottesberg war mit 600 Metern die höchst gelegene Stadt Preußens, wird aber noch von Engelsberg bei Freudenthal mit 674 und von Bergstadt Hangenstein mit 682 Metern übertroffen. St. Georgenthal nahm neben Rumburg und Schluckenau als erste schlesische Stadt schon 1557, wenige Jahre nach der Gründung, die Verbindung mit der Nürnberger Verlagssfirma Gewandschneider auf²⁶⁾ und stellte sich entschlossen auf die Leinweberei um. Um 1590 folgte Neustadt a. d. Tafelfichte diesem Beispiel und knapp darauf Hohenelbe und Schwarzenenthal. Auch für die anderen Bergstädte wurden Leinweberei und Spizenklöppelei Ersatzindustrien.

Beim Bergbau ist bis heute nur Larnowitz geblieben, da es den Anschluß an die neue Industriewelle des 19. Jahrhunderts fand. Es hat damit von allen besprochenen Städten die stärkste Entwicklung genommen und nähert sich heute einer Einwohnerzahl von 20 000. Die anderen stockten im Wachstum und blieben auf wenige tausend Einwohner beschränkt, manche noch unter der Tausendergrenze. Wilhelmsthal ist heute die kleinste Stadt Schlesiens. Engelsberg und Frauenberg bei Reichenberg und Schwarzenenthal haben ihren Stadtcharakter verloren, die beiden letzten sind heute Ortsteile der benachbarten größeren Dorfgemeinden. Neustädtel bei Reichenberg ist überhaupt von der Landkarte verschwunden.

Wenn auch die weitere Entwicklung versagt blieb, stellt das Jahrhundert zwischen 1510 und 1610 doch eine wichtige Stadtgründungsperiode für den schlesischen Raum dar, die in der Mitte liegt zwischen den Schöpfungen der

²⁶⁾ G. Aubin, Aus der Entstehungsgeschichte der nordböhmischen Textilindustrie, in: Deutsches Archiv für Landes- und Volksforschung, Jahrg. 1, 1937, S. 353—377.

mittelalterlichen Kolonisations- und der modernen Industriezeit. Die Bergstädte haben von beiden Seiten her die Siedlung ins Gebirge vorgeschoben und neben den eigentlichen Bergleuten auch die Scharen der Hilfsarbeiter, der Holzfäller, Köhler, Fuhrleute usw., in den Wald geführt. Selbst im wirtschaftlichen Erliegen wurden sie Schrittmacher anderer Industriezweige und Methoden der Gebirgserschließung. Darin liegt ihre Bedeutung für die schlesische Stammesgeschichte.

Nina Wostall

Lied der Haldensucherinnen

Wie sich jeder müht,
denn der Abhang glüht
und die Schlacke knistert noch im Wind.
Habt ihr drüben frei,
streicht der Wind vorbei,
daß man ein paar schwarze Brocken find't?

Wie heißt unser Brot:
Arbeit, Plage, Not,
frühe ziehn wir mit dem Karren aus.
Sammeln Abfall ein,
Kohle zwischen Stein,
kommen müde abends erst nach Haus.

Ach, der Winter friert,
und der Arme spürt
ihn viel bitterer, als ihr es wißt,
wenn euch warm ein Herd
ohne Müß' besichert
und ihr keiner auf die Halde müßt ...

Aus einem altschlesischen Kaufmannshause

Anton Michael Wöllner, Tuchherr und Inhaber der Firma gleichen Namens im gläsernen Gebirge, saß an einem Juninachmittag des Jahres 1764 seinem Sohne Wenzel im gewölbten Kontor gegenüber. Noch war kein Wort zwischen beiden gefallen. Wie ein stiller Widerpart lag es in dem starcknochigen, von weißer Allongeperücke gerahmten Greisengesicht.

„Sechzehn Monde lag ich in Schweidnitz drüben an einem schweren Beinschuß darnieder. Sie haben mich nicht besucht, Herr Vater.“ Den Wenzel hielt's nicht länger.

Der Alte schien in das Sonnenspiel an seinem Siegelring versunken zu sein. „Man ist gegen meinen Willen zu den Preußen übergetreten, insonderheit während meiner Abwesenheit in der Levante, und dürfte sich der Konsequenzen für sein Handeln durchaus bewußt sein.“ Kaum vernehmbar klang die Antwort. Der Soldat im verschossenen Blaurock knüllte den Dreispitz leicht zusammen. „Wer einmal unter dem Fridericus gestanden, kann sich seinem Einfluß nicht mehr entziehen. Einer, der mit seinen Grenadieren gekämpft und gelitten wie er, sich gegen eine Welt von Feinden gehalten wie er — Herr Vater, das ist ein wahrer Volksmann.“

Anton Michael lehnte sich flugs zurück und sah nach dem Sprecher. Der Kopfform und dem Gebärdenpiel nach war jener drüben ein ganzer Wöllner geworden. „Deine Worte sind sehr billig, Sohn; den teuren Preis aber müssen wir Kaufleute bezahlen. Eine Zollmauer haben sie uns jetzt nach der Abtrennung aufgezogen, die Oesterreicher, woran sich unsere Tuche völlig festsaßen und wir deshalb den Umweg über die Schweiz nach Italien nehmen müssen.“

„Hier wird der Austauschhandel gewißlich Abhilfe bringen.“ —

„Dessen Segen ich weidlich genossen, als wir kürzlich drüben drei Wagen mit Cypernwein nach weißer Vorschrift in Zahlung nahmen und die ganze Ladung dicht vor unserer schlesischen Grenze mit Verlust abschlagen mußten, weil es deinem Fridericus beliebte, inzwischen den Weinzoll wegen der Grünberger gewaltig zu erhöhen.“

In leiser Ungeduld wippte der straffe Soldatenzopf des jungen Wöllner hin und her. „Zugegeben, daß die plötzliche Gebietsverschiebung in manchen Fällen ihre Schwierigkeiten hat; aber, das ist klar, wer sich bei Hochkirch und Runnersdorf nicht unterkriegen ließ, wird's auch hier schaffen. Die staatlichen Bevorschussungen zur besseren Ausfuhr sind beträchtlich, neue Industrien im Werden, um uns unabhängig zu machen.“

Mit erregtem Kopfschütteln hatte sich der Alte erhoben. „Der schlesische Handel stellt anhezo auf Staatskrücken, mein Junge — ein schlechter Tausch, mein' ich, gegen die ehemals goldenen Zeiten.“

„Herr Vater“ — der Wenzel stand dicht vor dem Anton Michael, hochgewachsen wie dieser — „wer hat einstmals über die Schlamperei gewettert, verwünscht, daß Wien so weit wie das Morgenland läge, wenn es um schlesische Interessen ging? — Sie waren es, Herr Vater — und keine straffe Hand hielt damals die adligen Landstände davon ab, daß sie ihre eigenen Steuern auf die Schultern des gemeinen Mannes wälzten. Das war gewißlich keine rosige Zeit.“

Mit kurzem Wink wehrte der Alte ab, wobei er sich mit erzwungener Gemächlichkeit vor seinem kunstvoll geschwungenen Schreibschrank niederließ. „Staatsphilosophie dünkt mir nun einmal wenig erbaulich. Wir sind Kaufleute, Wenzel. Nun geh', und laß dir's daheim wieder wohllich werden!“

„O jemine — unser junger Herr —.“ Die alte Babette wagte sich nicht vom Fleck zu rühren, als Wenzel in die Küche trat. Seit dem Tode seiner Mutter führte die Haushälterin die Wirtschaft. „Na, und der Herr Vater — die Freude möcht' ich sehen!“

„Gieß' mir einen Kübel eiskalten Wassers über den Kopf, dann weißt du, wie mich mein hochedler Herr Vater soeben empfing“, warf der Soldat mit bitterem Lachen ein.

Die Alte begriff nicht. „Der alte Herr, na, das weiß ich doch am besten wie er's begangen, seit Ihr fort seid. Dreimal am Tage hat er oft gefragt, ob ein Brief von Euch da wäre.“

„Und geantwortet hat er niemals. Ach, laß das, Babette!“ Im nächsten Augenblick hatte Wenzel das Weiblein mehrmals um ihre eigenen Achse geschwenkt, daß ihr der Atem verging. „Und nun schaff' dem hungrigen Wolf etwas in den Magen!“

Einsam saß der Heimkehrer an der schneeweiß gedeckten Eichentafel. Während des Essens flogen seine Blicke an den gefäselten Wänden entlang, tasteten über die schlanken Schrankkonsolen, die zierlichen Fayencen. Mit jedem Einzelstück des Gemaches feierte der Wöllnersohn stummes Wiedersehen. Lange stand er dann in der Halbdämmerung des Empfangsälehens vor dem Bilde seiner früh verstorbenen Mutter. Er wußte, daß der Vater ihren Tod nicht verwunden, seit ihrem Heimgang das Kerzenlicht im Privatkontor des Kaufherrn vor Mitternacht selten erlosch. Und wie niemals zuvor ward dem Sohn heute schmerzlich bewußt, daß der Vater in seinem Arbeitsstaumel sein eigen Kind vergessen. Wie sollte es möglich sein, die Brücke zwischen beiden Strömen zu schlagen, wo es sich gleich einer felsenharten Wasserscheide zwischen ihnen auftürmte!

An der jenseitigen Wand hing das große Wappenbild und Warenzeichen der Firma — der doppelschwänzige Löwe, auf dem europäischen Kontinent wohlbekannt und geschätzt durch Anton Michaels unermüdliche Kraft. Hatte Wenzel vorhin noch im stillen gezürnt, hier beugte er sich vor der Größe des Mannes, dem er selbst strenge, aber fruchtbare Lehrjahre verdankte.

Gedankenverloren stieg der Wöllner die Steinstufen in den geräumigen Packhof hinab. Von einem Planwagen luden sie gerade unförmige Wollsäcke ab. Schnell rutschte der Pohl-Tobias herab, als er des Heimgekehrten ansichtig ward. „Auf allen Zungen ist's schon herumgefault, daß Sie wieder da sind, Herr Wöllner.“ Ein halb Dutzend Hände streckte sich dem Ankömmling entgegen.

„Laßt mich gleich mit anpacken — los!“ Einer der Säcke wurde aufgeschnitten. Prüfend fuhr der Tobias hinein. „Na, ahnt' ich's nicht? Wieder mit Oderwasser getauft. Packen manchmal auch Steine rein, die auf dem Breslauer Markt, damit wir höher Gewicht zu zahlen haben. Zeit wird's, daß hier einmal durchgegriffen wird.“

Nur mit halbem Ohr hörte der Wenzel hin. Ein wohliges Gefühl durchwärmte ihn, als seine waffengewohnte Hand in die weiche, schmiegsame Masse hineingriff, um die feinen Rückenwollen von der schlechten Bauchschur zu scheiden.

„Halt — die Kopfstücke gehören zu den minderen.“ Das war Bogt Melchior, der Ausgeber, der es ihm plötzlich lachend über die Schulter zurief. In seinem Arbeitseifer entging es dem Wenzel völlig, daß der Melchior mit einigen Tuchmachern herangetreten war. Die Männer begrüßten sich herzlich.

„Elend seht Ihr aus, Benedikt“, wandte sich der Wöllner an einen der Handwerker, dem das hagere Gesicht in die Schirmmütze zu rutschen drohte. Der andere räusperte sich. „Wird's auch ein Wunder sein! Wenn heutzutage der Zentner Wolle bereits fünfzig Taler kostet, wer soll da noch von uns werken können!“

„Und haben wir sie mit Mühe und Not auf den Stuhl gekriegt, dann kann uns die Kaufmannschaft für das fertige Stück gerade so viel geben, daß wir unser Hungerlied weiterkrächzen können. Die österreichischen Zölle sind zu hoch“, ergänzte gallig der Schloms-Franz. „Warum hat denn der Griesner-Florian den Strick genommen?“

Hastig warf der Wenzel einen Bauchladen auf den Haufen. „Vorläufig ist die schlechte Ausfuhr noch nicht zu beseitigen; aber was ihr da von der teuren Wolle erzählt — wir haben doch genug Schafe in Schlesien und einen beträchtlichen Sperrzoll für Wolle.“

„Jawohl — aber die Schafe treibt man oft schon vor der Schur auf ausländische Weiden“, bemerkte der Pohl-Tobias mit Nachdruck.

„Und bleiben sie im Lande — und das ist das Hauptübel — dann pascht man einfach die Wolle im stillen rüber.“ Dem Keiper-Anselm fuhr das Wort aus der Kehle.

Der Kaufmannssohn ballte die Fäuste in den Taschen. „Ihr seid des Teufels! Wer sollte es wagen — wer —, unser Wertvollstes über die Grenze zu schaffen! Strangulierung hat der König darauf gesetzt!“

Durch die Runde ging auf einmal ein Achselzucken. „Na ja, der König — aber der kann auch nicht jeden Schleichweg abhören.“

„Ich will's nicht glauben, was ihr da sagt.“ Mit barscher Abwehr verließ der Wenzel den Platz.

Auf den Dächern der Wöllnerschen Tuchhandlung hatte bereits das Abendrot seinen Purpursamt aufgerollt, als der Kaufmannssohn nach genauer Besichtigung der Lager- und Packräume auf die breite, tiefe Toreinfahrt zuschritt. An beiden Mauerseiten stand dort Sack an Sack, und der Buchhalter Bökkel war gerade dabei, mittels einer Schablone das Warenzeichen der Firma, den doppelschwänzigen Löwen, auf die groben Hüllen zu pinseln. „Wohin gehen die Tuche?“ begann der Wöllner ein Gespräch mit dem Untergebenen.

„Sind ausfortierte Wollen zur Verarbeitung für das Tuchgewerk.“

„Solche Behandlung nenn' ich löblich. Vor Jahren lag das Zeug noch in allen Ecken herum, und vieles war dann nicht mehr zu gebrauchen.“

Der Bökkel-Peter hielt eine Weile inne. „Mag sein, dafür gab's aber früher mehr Wolle und weniger zu schreiben. Für jeden Posten müssen wir heute in Breslau ein Bezugsattest vorlegen.“

„Das wird wieder besser werden“, gab Wenzel unwillig zur Antwort. Inzwischen hatte der Buchhalter Farbenopf und Pinsel in eine Nische gestellt und schickte sich an, ins Kontor zu gehen.

„Holla — Bökkel — die andere Seite habt Ihr noch vergessen.“ Einige Duzend Ballen waren noch nicht bemalt worden.

Peter schüttelte den Kopf. „Bleiben frei —.“

Der junge Wöllner merkte auf. „Gebt mir eine Erklärung dafür!“

„Geschäftsgeheimnis“, flüsterte der Buchhalter und legte gewichtig den Zeigefinger an die Lippen.

Wenzel rückte dem kleinen Mann dicht vor den Leib. „Vor mir als Sohn der Firma gibt's keine Verschwiegenheit — merk' Er sich das!“

Die Knie des anderen zuckten ein wenig zusammen. „Werden heute am Spätabend noch abgeholt — über Grainsdorf ins Braunausche — gibt ein feines Handgeld dafür.“

Dem Wöllner wurde der Rock zu eng; doch durfte er nichts merken lassen. „Seit wann treiben wir Paschergeschäfte?“ fragte er tonlos.

„Zum ersten Male, Herr, es ist halt so — die Zeiten —.“ Leicht verlegen trat der Buchhalter ins Haus.

Anton Michael Wöllner saß noch in seinem Arbeitszimmer, mit dem Abfassen von Briefen beschäftigt, als die kleine Perlmutteruhr mit silbernem Stimmchen bereits die zehnte Stunde ansagte. Spärlich flossen ihm die Gedanken aus dem Gänsekiel. Eine merkwürdige Zerstretheit ließ ihn eines der Schreiben schon zum dritten Male beginnen.

Leise öffnete sich jetzt die Tür. Vor ihm stand der Bökkel mit verstörtem Gesicht. „Herr Wöllner, die Säcke — sie sollten jetzt abgeholt werden. Kommen Sie schnell und sehen Sie selbst —“, dabei faßte er nach dem Kerzenleuchter und schritt dem Kaufherrn voran. Mitten in der dunklen Toreinfahrt stand eine große Mannesgestalt, ein Tuch turbanartig um Kopf und Hals gewickelt, daß das Gesicht halb getarnt war. Schwarze Schattenzungen bleckten unter dem Glackerschein seiner Jackel aus den Wollballen an den Wänden empor.

„Wir sind bereit, Herr; aber mit der Ware, da stimmt was nicht“, begann der Heimliche. — Anton Michael hob den Leuchter in die Höhe. Sämtliche Säcke trugen das Löwenzeichen der Handlung. Vermummte Gestalten drückten sich tiefer in die Torflügel. Unbehagen grieselte dem Alten ins Blut. Er schüttelte sich ein wenig. „Böckel, erklär’ Er mir das!“

„Glauben Sie mir, Herr Wöllner, ich hab’ nach Ihrer Anordnung die besagten 35 Säcke ausgelassen — aber jetzt — ich weiß nicht — hat mich der Leibhaftige —“ Unter einem wahren Weistanz hob das Männchen beschwörend die Arme.

„Bleib’ Er einstweilen mit seinen Leuten hier!“ wandte sich der Geschäftsherr kurz an den Sackelträger, winkte dem Buchhalter und eilte stracks ins Haus zurück.

Mit raschem Schritt durchmaß er das geräumige Kontor. Im dunklen Hintergrund, vor seinem Arbeitstisch stand der Wenzel.

„Du hier?“

„Um Sie allein zu sprechen, Herr Vater.“ Die Tür fiel ins Schloß. Vater und Sohn standen sich gegenüber.

„Ich hab’s getan, Herr Vater.“ Die Stimme des jungen Wöllner hatte ruhigen, metallischen Klang.

Sekundenschnell hob der Alte die buschigen Augenbrauen, als vernehme er nicht recht; dann schoben sich seine Stirnflügel zu einer mächtigen Falte zusammen. „Wer ist hier Herr der Handlung?“ Beißend scharf sprang ihm die Rede vom Munde.

Wenzel beugte sein kräftig ausgeformtes Gesicht in die Kerzenhelle vor. „Ihr seid’s unbestritten; aber es geht nicht, daß wir unsere Tuchmacher, unser schlesisch Volk an den Hungerstrick liefern, wenn wir unser Wertvollstes, die Wolle, über die Grenze schieben.“ Wenzels Augen traten förmlich über die Lidränder, und seine Worte glühten unter dem Hammerschlag des Herzens.

Da schlug der Anton Michael Wöllner mit der Faust auf die Tischplatte, daß die Papiere aufräuschten und der Leuchter zitterte. „Ich bin Kaufmann — schon einmal hab ich dir’s gesagt — und als solcher sieht mich deine Staatsduselei und Elendspredigt wenig an. Die ungeheuren Schwierigkeiten des Tuchabfases zwingen mich nun einmal, Wollgeschäfte zu machen.“ Es sollte eine scharfe Widerrede sein, den Vorwurf des anderen zermalmend, und klang doch matt und unsicher trotz ihres Dröhnens.

Jetzt sprang der Wenzel vor. Blichschnell faßte er den Erzürnten an den Gelenken, heftete sich mit untwiderstehlicher Gewalt an seine Augen. „Darum hab’ ich’s getan, Vater, dein selbstgeschaffenes Wappenbild, den kühnen Löwen, auf die Paschersäcke gezeichnet, damit alle Welt draußen sieht, daß es der große Anton Michael Wöllner auf geradem Wege nicht mehr meistert und darum unter die Schmuggler gegangen ist.“

Was ist mit dem Alten? War da ein Brand in ihn getragen worden? Er taumelt ein Stück zurück, greift nach der Schelle. In der Tür erscheint der Böckel. „Zähl Er die Leute draußen aus — sofort — die Säcke bleiben hier.“ Dann sinkt er in seinen Sessel. „Geh’, Wenzel, laß mich allein!“

In dieser Nacht ist's den Anton Michael hart angegangen, war doch sein eigen Blut gegen ihn aufgestanden. Immer wieder treibt es ihn in bitterem Groll vom Stuhl, schlägt ihn zurück in die Polster unter dem frisch beschwingten Flügelschlag eines Neuen, Gewaltigen, das er begreift — und doch auch nicht mehr ganz begreift.

Anton Michael saß noch auf seinem Stuhl, als der erste Morgenstrahl leise an die Bußenscheiben rührte. Am Vormittag verlangte er nach dem Wenzel. Helles Tageslicht umwirkte den Eintretenden.

Langsam schritt ihm der alte Kaufherr entgegen und legte ihm beide Hände auf die breiten Schultern. „Junge, ich übergebe dir hiermit die Handlung. Zur rechten Zeit noch höre ich auf, damit du zur rechten Zeit beginnen kannst. Führe das Geschäft in glückliche Tage hinein!“ —

Und sie sind nach der Chronik noch einmal gekommen, diese Blütejahre, wo der Wenzel, dem Ruf des Königs folgend, als Konferenzrat im Breslauer Commerzkollegium das Wirtschaftsgeschieß der schlesischen Provinz mitbestimmte, die Wöllnerschen Luche wieder in die österreichischen Erblande rollten und sogar über den Ozean schwammen.

Mit stillem Schmunzeln aber vernahm der greise Anton Michael jeden Bericht seines großen Sohnes — fernab auf entlegenem Landgütchen —, und er war ihm jetzt näher als je zuvor.

Fabriken am Beskidenrand . . .

Fabriken, die an den Bergen liegen,
Sind nur dem Wasser nachgestiegen,
Das rein und voll Kraft in den Tälern schäumt.
Sie zwingen es mit eiserner Fessel
Auf ihre Turbinen, in ihre Kessel,
Ob es sich schaundernd dagegen bäumt.

Fabriken, errichtet mitten im Grünen,
Die kahlen Wände sonnenbeschienen,
Die Fenster grinsen in schwärzlichen Reih'n
Und mühen sich, das bißchen Licht zu fangen,
Doch irgendwie sind sie umwittert von Bangen,
Verstaubt und verkratet, man sieht nicht hinein.

Fabriken, die an den Wäldern stehen,
Lassen die dunklen Rauchfahnen wehen
Über grüne, wiegende Wipfel ins Blau.
Der Lärm von Maschinen durchdröhnt die Stille,
Der Dampfpfeife stechend grelles Geschreie
Zerreißt den Tag nach Stunden genau.

Doch ringsum liegen die Felder gebreitet
Um Hütten, bis dort, wo das Tal sich weitet,
Wo über den Wiesen der Wald beginnt.
Und ein Sämann geht und wirft den Samen,
Und über die Furchen weht segnend das Amen
Der tannendurchduftete, kühle Wind.

Die Bauernsöhne und Mägde und Knechte
Sind Arbeiter jetzt, haben größere Rechte
An Freizeit als früher, an klingendem Lohn.
Doch zufriedener ward noch keiner von ihnen,
Seitdem er die Sense vertauscht mit Maschinen
Und das freie Feld mit dem Saal aus Beton.

Sie brauchen nicht mehr nach dem Wetter sehen,
Nicht mehr voll Sorge die Felder umgehen,
Zufrieden ist nicht, wer sich redlich geplagt.
Nicht mehr muß den Schweiß des Pfluges vergießen,
Wer frohlicher Ernte möchte genießen,
Der Segen der Arbeit blieb ihnen versagt.

Sie stehen an ihrer Maschine acht Stunden,
Als wär'n sie an ihren Feind gebunden,
Und was sie schaffen, ist ihnen gleich.
Sie brauchen nicht denken, nicht schalten und walten,
Sie müssen das Untier im Auge behalten,
Ihm dienen, es füttern und hüten zugleich.

Ach, wie sie die freudlosen Stunden zählen,
Sie eilen befreit aus den stickigen Sälen,
Ertönt der Dampfpfeife gellender Stoß.
Dann sitzen sie müde und stumpf vor den Toren,
Der Sinn der Arbeit ging ihnen verloren,
Sie sind daheim, und doch wurzellos.

(Geschrieben 1939.)

Wirtschaftswende im schlesischen Raum

Als Friedrich der Große die Hand auf Schlesien legte — es sind gerade 200 Jahre her —, dachte er wohl auch an die reiche „Industrie“ und den entwickelten Handel und was sie ihm für die aktive Handelsbilanz eintragen würden und an die Soldaten, welche diese dichtest besiedelte seiner Provinzen ihm stellen könnte. Industrien, auf die es ankam, waren in Schlesien vor allem das Leinen- und Wollgewerbe mit ihrem großen Export.

Kohle und Eisen — an die wir heute denken, wenn wir Schlesien sagen — zählten noch nicht besonders. Eisen gab es ja überall ein wenig, wo Gott das Erz in Sümpfen und Wiesen „wachsen“ ließ, wo Wälder für den Brennstoff der Öfen und Wasserläufe für den Antrieb der Eisenhämmer sorgten. An alledem war in Preußen so wenig Mangel wie in Österreich. Schon weit mehr im entwaldeten England. So reizte Friedrich das entfernte, ebenso walddreiche wie menschenarme Gebiet rechts der Oder in Oberschlesien, das heute das Industriegebiet ist und auf manchem Quadratkilometer 4000 Menschen zählt, gar nicht besonders. Er hätte es gut und gerne der Kaiserin belassen, hätte er dafür Troppau und Jägerndorf eintauschen können. Es ist eine Ironie der Geschichte, daß dieses Gebiet preussisch wurde, hauptsächlich durch Einwirkung Frankreichs¹⁾.

Es hat nach der Erwerbung Schlesiens dann auch erst einer technischen Revolution ersten Ranges, der größten, welche die Menschheit seit Ermöglichung der freien Seeschifffahrt durch die Erfindung von Kompaß und Sextant geschichtsbewußt erlebte, bedurft, damit dieser tote neupreußische Südostwinkel staats- und wehrwirtschaftlich interessant wurde. — Diese „industrielle Revolution“ ging wenige Jahrzehnte, nachdem Schlesien preussisch geworden war, von dem walddarmen England aus. Sie ist es gewesen, die den modernen Großstaat auf Kohle, Eisen und Stahl gründete und ihm die Form gab, die er heute trotz Erdöl, Kautschuk usw. noch immer, und zwar in

Nach einem Vortrage, gehalten in der Niederschlesischen Landesgruppe der Deutschen Akademie in Breslau am 19. Januar 1940, erweitert, abgeschlossen Ostern 1940. Besonders wurden folgende (auf amtlichem Material beruhende) Abhandlungen benutzt: Josef Wagner: Der großschlesische Raum und seine wirtschaftliche und kulturelle Bedeutung. In: „Der Vierjahresplan“, 1939, S. 1394—98. — Arthur Jacob: Die Verkehrsaufgaben im großschlesischen Raum. Ebenda S. 1398—1400. — Die Anmerkungen wollen über Belegung des Gefagten hinaus Fingerzeige für weitere Untersuchung bieten und zugleich ein wenig das starke schlesische Erlebnis des Wiedergewinns seines Gesamttraumes in den literarischen Niederschlägen festhalten.

¹⁾ Hans Wilhelm Büchel: Oberschlesien im Brennpunkt der großen Politik 1740—42 (Forschungen zur Brandenburg. u. Preuß. Geschichte, Bd. 81), S. 83—102.

einem mit der Technisierung der Kampfmittel weiter ansteigendem Maße hat ²⁾. Und da haben denn allerdings Friedrich und seine genialen Bergfachleute und Minister, der Freiherr von Heinig und der Graf Reden, sehr früh erkannt, was Preußen an Oberschlesien besaß, und haben zu dem alten Holzkohle-Eisen-Gebiet zwischen Malapane und Stober, das Friedrich sehr bald nach der Besitznahme reorganisiert hatte, ein zweites modernes Steinkohle-Hütten-Revier gefügt ³⁾.

Man muß sich nur einmal lebhaft vor Augen halten, was es heißt, daß das oberschlesische Kernrevier zwischen Königin-Luise-Grube — Gleiwitzer Hütte und der „Königshütte“ 1802 bereits den Grundriß zeigte, den es im wesentlichen bis 1918 behielt. Es heißt dies, daß das oberschlesische Industrieviertel das erste moderne deutsche schwerindustrielle Revier überhaupt ist. Im Vergleich zu ihm sind die Reviere von Karwin und Dombrowa, die jetzt mit ihm vereinigt wurden, ja selbst das Saar- und das stolze Ruhrrevier, die Oberschlesien in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts weit hinter sich ließen, späte Nachkommen.

Und heute? Nach der Angliederung? Nach der endlichen Zusammenfassung des großschlesischen Raumes?

Heute darf unser schlesischer Gauleiter und Oberpräsident Josef Wagner, selbst gebürtiger Westdeutscher, voraussagen: „Schlesien wird ein zweites deutsches Ruhrrevier werden“ ⁴⁾.

Woher — fragt man — dieser Wandel in der Bedeutung der Räume? Woher jene Überholung im 19. Jahrhundert und diese Wiederkehr der großen Zukunftsaussichten in einer höheren Windung der Spirale im 20. Jahrhundert?

Nun ist ja das seither oft angeführte Wort vom zweiten Ruhrrevier nicht dahin zu verstehen, als ob die Vergrößerung als solche schon eine grundsätzliche Wendung bedeutete. Diese Angliederungen wären — einmal abgesehen von der Zeit der Kriegswirtschaft — auf die Dauer möglicherweise eine schwere Belastung, wenn nichts weiteres geschehen wäre. Welches aber ist dieses „weitere Geschehen“? Diese Frage ist schwer mit drei Worten zu beantworten, ohne in die Schlagworte — Autarkie, Entthronung des Goldes, Verrechnungs-handel usw. — zu geraten. Ein Mann, der sieben Jahre an diesen Fragen gearbeitet hat, Ferdinand Fried, brachte seine Arbeit unmittelbar vor dem Ausbruch des Krieges zum Abschluß. Das ist ein Buch von 461 Seiten: „Wende der Weltwirtschaft“, Leipzig 1939. — Nun trifft es sich aber gut, daß dieser Gestaltwandel der Wirtschaft, in dem wir mitteninne stehen, und der ja nicht nur Deutschland erfaßt hat, sondern die ganze Welt — auch die

²⁾ Arnold Toynbee: *Lectures on the Industrial Revolution of the 18th Century*, in England. London 1884. — Kurt Groba: *Der Unternehmer im Beginn der Industrialisierung Schlesiens*. Breslau 1936, S. 5, 9, 12 f.

³⁾ „Es war seit der mittelalterlichen Kolonisationsbewegung der bedeutendste und folgenreichste Planungsakt, der Schlesien betraf.“ Hermann Aubin in: „Raumforschung und Raumordnung“, 1939, S. 452.

⁴⁾ Rede des Gauleiters Josef Wagner bei der Rattowitzer Freiheitskundgebung am 15. Oktober 1939 und „Schlesf. Tageszeitung“ vom 3. und 5. November 1939.

alten Seemächte, auch England, das diesem unaufhaltsamen weltläufigen Prozesse höchst eigennützig in diesem Krieg gegen Deutschland den „Prozeß“ machen will, daß dieser Gestaltwandel der Wirtschaft in kaum einer anderen deutschen Wirtschaftslandschaft mit so sinnfälliger Greifbarkeit als Notwendigkeit in die Erscheinung tritt wie in und an Schlesien⁵⁾. Denn Schlesien, diese geographisch am außendeutschen Kreisrande gelegene, im Schatten der atlantischen Rugnießer einer ozeanischen Weltkonstellation lebende, seit Jahrhunderten politisch und seit anderthalb Jahrhunderten (1786) auch wirtschaftlich in wechselnden Methoden der Hegemonie der Seemächte unterliegende Wirtschaftslandschaft, rückt seit einigen Jahren sichtlich in den Mittel- und Brennpunkt einer neuen, nicht von den Seemächten kontrollierten Welt, welche die nichtatlantischen Teile des europäischen Festlandes umspannt. In weltgeschichtlicher Sicht kann man etwa sagen: Auf höherer historischer Ebene bildet sich für den Raum Schlesien eine Lage heraus, die in manchem der entspricht, in der sich Schlesien und zumal Breslau am Ende des Mittelalters, bei Beginn der sogenannten Neuzeit befanden, als sie im Achsenkreuz von „Hoher“ und „Bernsteinsstraße“ noch nicht dem auszehrenden Einflusse des ökonomischen Seehandelsprimats unterlagen und der schlesische Raum verkehrsgeographisch noch nicht abgewertet war.

Freilich, eine genaue Beantwortung der aufgeworfenen Fragen würde eine Geschichte dessen sein müssen, was man in Schlesien in den letzten Jahrzehnten mit dem Schlagworte „Verkehrsferne“ treffen wollte. Eine solche Geschichte würde, außer einer vergleichenden Ökonomik der verschiedenen Transportmittel, eine preußische bzw. deutsche Wirtschaftsgeschichte, vom schlesischen Standpunkt gesehen, zur Voraussetzung haben. Alles Dinge, die wir nicht besitzen. Daß wir sie nicht besitzen, beruht auf dem gleichen Grunde der Westbesessenheit des 19. Jahrhunderts, die zwangsläufig zu einer Ostvergessenheit wurde⁶⁾.

1. Die schlesische Wirtschaft im Schatten der ozeanischen Welt handels-Konstellation.

Man hat sich in den letzten Jahrzehnten im Osten und besonders in Schlesien unter dem schmerzlichen Eindruck der Zerreißung von Volk und Heimat durch die Versailler und Genfer Diktate daran gewöhnt, diese Diktate für alles Bittere, was die Worte Verkehrsferne, Marktfierne, Sozialgefälle, Kulturgefälle, Preis- und Lohngefälle, Zug nach dem Westen, Unterwanderung usw. in sich schließen, politisch allein verantwortlich zu machen. Mit vollem Recht,

⁵⁾ Es ist ein rechter Ausdruck des *genius loci*, wenn der Träger einer der ältesten kaufmännischen Überlieferungen Schlesiens, der Breslauer Bankherr Dr. Kurt von Eichborn, schon seit 1931 publizistisch für abstrakte Geldwährung als Lösung der Weltwirtschaftskrise eingetreten ist. „Geld oder Gold?“, 1931. „Das Rätsel des Geldes“, 1932. „Die Zeitwende als Wirtschaftswende“, 1937, sämtlich München (Dunkler u. Humblot).

⁶⁾ Ansätze zu einer ökonomisch-politisch-historischen Analyse der „Verkehrsferne“ sind in der gedruckten Literatur selten. — Gustav Koenigs: „Überwindung der Verkehrsferne“ in „50 Jahre Breslauer Neueste Nachrichten“, 1938.

denn die Urheber dieser Diktate tragen vor dem europäischen Gewissen allein die politische Verantwortung für diese äußerste Zuspitzung der Dinge. Indessen darf der Volkswirt über dieser in jeder Hinsicht politisch und rechtlich begründeten Beweisführung heute nicht übersehen, daß es eben das Raffinierte dieser Diktate war, ein Gebiet zu treffen, daß schon seit langem an einer Kette schwerer Abträglichkeiten lag, die seine natürliche Entfaltung hemmte. Gewiß hatte es für Oberschlesien im Laufe des 19. Jahrhunderts immer wieder einmal eine Atempause, eine kurze Erholung gegeben, bezeichnenderweise immer dann, wenn Einigung mit den Oststaaten erfolgte. Die längste wohl war die Zeit der Handelsverträge seit Mitte der neunziger Jahre, die mit einigen konjunkturellen Schwankungen bis zum Ausbruch des Weltkrieges anhielt, als man sich mit Österreich, Serbien, Rumänien und Rußland handelspolitisch endlich einmal verständigt hatte.

Höchst bezeichnend aber für die wirkliche Grundtendenz des Jahrhunderts war die Voraussage, die unmittelbar vor Abschluß dieser Handelsverträge 1892 einer der scharfsinnigsten aus der jungen Generation der Volkswirte, Max Weber, auf Grund umfassender Untersuchungen des deutschen Ostens machte⁷⁾. Max Weber schrieb damals die folgenden Sätze: „Es ist das tragische Geschick des deutschen Ostens, daß er durch seine gewaltigen Leistungen für die Nation sich das Grab seiner eigenen Organisation gegraben hat. Die politische Größe der Nation geschaffen zu haben, ist vor allen anderen sein Verdienst . . .“ „Die Kosten der preussischen Hegemonie trugen militärisch und wirtschaftlich in erster Linie von Anfang an und noch jetzt die von der Natur kärglich bedachten Ostmarken des Staates. Mit der Einheit des Reiches hat die großstädtische und industrielle Entwicklung einen gewaltigen Aufschwung genommen. Der Süden und Westen mit ihrem übermächtigen Kapital zwangen den Osten, ihnen ihre gewerbliche Produktion abzunehmen und wiesen das Brot zurück, welches die Landwirtschaft des Ostens mühsam und teuer dem heimischen Boden abrang. Wie der Osten vornehmlich das Menschenmaterial zur militärischen Begründung der politischen Größe der Nation stellte, so liefert er jetzt der Industrie des Westens die Arbeitskräfte zur Begründung der wirtschaftlichen Machtstellung Deutschlands; ihm wird durch die einsetzende Entwicklung der deutschen Industrie und der Großstädte sein Lebensblut, der Nachwuchs an Arbeitskräften, aus den Adern gesogen.“ Und Max Weber sagte damals schon, also viele Jahre vor dem Auftreten Wojciech Korfantys voraus, daß diese Situation, „konsequent weiter entwickelt“, „die deutsche Kultur im Osten vor die Existenzfrage stellen werde“. Und Weber fuhr dann fort: „Unter dem Zeichen des Kapitalismus wird dem Deutschtum der Sieg über die slawische Propaganda versagt bleiben.“

Max Weber war wie Knapp und die meisten Gelehrten seiner Zeit, uneingedenk der Ranke'schen Mahnung, den Vorrang der Außenpolitik nie zu

⁷⁾ Max Weber: Die Lage der Landarbeiter im ostelbischen Deutschland (Schrift. d. Ver. Sozialpolitik LV, Bd. 3. Leipzig 1892, S. 803—4).

vergessen, von der preußischen Innenpolitik und dem Studium der östlichen Agrarverhältnisse ausgegangen. Geht man von der Großindustrie und der großen Politik aus, so vertieft sich die Erkenntnis der östlichen Verhältnisse dann doch wesentlich. Man kommt dann nicht an der Tatsache vorbei, daß das oberschlesische Industriegebiet trotz seiner Erstgeburt im Laufe des 19. Jahrhunderts, spätestens von der Zeit des Wiener Kongresses an, als Metternich und Talleyrand die Karte Europas nach den Prinzipien des europäischen Gleichgewichts ordneten, hinter der westlichen Industrie zurückzutreten begann und verkümmern mußte. Ja, hätten die Franzosen, die nach 1806 ganz Schlesien mit ihrer politischen Polizei durchkämmten, wirklich schon gewußt, was hier in Oberschlesien industriell und wehrwirtschaftlich gespielt wurde, so hätten sie trotz Redens Treueid, der seine Schöpfung rettete, die Bignon sonst vernichten wollte⁸⁾, es zu verhindern gewußt, daß wenige Jahre später, 1812—13, hier schon ein Großteil des Eisens geschaffen und ein beträchtlicher Teil der Waffen geschmiedet werden konnten, mit denen die Befreiungskriege ausgekämpft wurden.

Ludwig XVIII. und Talleyrand, die in Wien auf dem Kongreß nach dem verlorenen Krieg den Sieg gewannen, wußten es; der Royalist Jacques Bainville hat es ihnen ausdrücklich bestätigt, das politische Testament Richelieus damals vollstreckt zu haben⁹⁾. Die Wiener Regelung, die dem Kristallisationskern Preußen zur nationalen Einigung Sachsen vorenthielt und ihm dafür zwar wertvolle, aber allzu entfernte rheinische Gewerbebezirke gab, hat Schlesien unendlich, am meisten aber der jungen friderizianischen Schwerindustrie und der gesamten deutschen Ostorientierung geschadet. Sie hat Preußen weiter als es schon unter Friedrich Wilhelm II. und in der Reform der Fall war, in den unlöslichen Zwiespalt zwischen östlicher Existenz und westlichen politischen und ökonomischen Ideen eingespannt. Seit der Zuordnung Preußens in diesen Raum ohne Einheit, ohne Einklang von Idee und Interesse und insfolgedessen ohne Aktionsfähigkeit ging der geistige Konflikt in Preußen vollends durch jedes Bewußtsein des einzelnen, der politischen Stände, der Wirtschaftsstände, der Wirtschaftslandschaften, der Städte bis in das letzte Dorf und zerfetzte das werdende Ganze der Nation innerlich wirksamer als es eine weitere äußere Zerreißung irgend hätte tun können. Eingekleilt zwischen die Merkantilismen Rußlands und Österreichs bezahlte Schlesien die Rechnung dafür, daß Preußen von allen Kontinentalsaaten zuerst in der Richtung auf Freihandel vorgeprellt war. Zwar herrschte auf der Kleinwitzer und Königshütte noch weiter reges Leben. Man mußte Hüttenhotels bauen, um die Masse der Elben unterbringen zu können, die hier die moderne Kohlen- und Koksverhüttung des Eisens kennenlernen wollten, von der aus dem mer-

⁸⁾ M. Bignon: *Histoire de France depuis le 18 Brumaire*. VI (1830), S. 54 f. — Dazu R. Wulke: *Aus der Vergangenheit des schlesischen Berg- und Hüttenlebens*. Breslau 1915, S. 359.

⁹⁾ J. Bainville: *Geschichte zweier Völker*. Deutsche Übers. Hamburg 1939, 10. Auflage, S. 138, 140—143.

kantilistisch abgeschlossenen England nur noch im Wege der Werkspionage eine Wissenschaft zu erlangen war. Allein dieser Ruhm Oberschlesiens war schon Abklang. Der deutsche Westen und zum Teil auch die österreichischen und russischen Nachbargebiete ernteten mehr als Schlesien selbst die Früchte der zukunftssträchtigen Schöflinge, die Friedrich, Heinrich und Reden aus ihrer Kulturgesinnung heraus gerade dem ober-schlesischen Boden anvertraut hatten.

Troß Zollverein (1834), troß frühen Eisenbahnbaues (1843 ff.) sank die Bedeutung der schlesischen Eisenindustrie vergleichsweise ständig weiter herab, und um 1857 war die Überholung durch den Westen bereits vollständig. Nur die mit dem Eisenbahnbau weiter wachsende Kohlenförderung überdeckte und verbarg dem oberflächlichen Blick, der sich an den heraufschnellenden Förderungsmengen und dem „amerikanischen“ Wachstum der Städte und Industriedörfer berauschte, die traurige Wahrheit, daß hier ein von der Natur erst-rangig vorgezeichnetes und aus der höchsten Kraft der friderizianischen Kultur-idee erschaffenes Industrieviertel in der Wertarbeit (kultur-morphologisch) von Stufe zu Stufe weiter absank und mehr und mehr das Stigma der Monokultur (der Kohle), sonst das Kennzeichen ferner, von England kontrollierter Kolonialgebiete, an sich trug¹⁰⁾. Und dies, obgleich die Tüchtigkeit der schlesischen Unternehmer der der erfolgreichsten im Westen nichts nachgab, ihre industrielle Einbildungskraft oft reicher spielte und ihr kritisches Durchdenken letzter Raummöglichkeiten die interessantesten Beweise und Erfolgsbestätigungen gab. Aber jeder Teilsieg hierzulande mußte im harten Schwimmen wider den Strom errungen und gegen das Gefälle behauptet werden. Was der Altmeister schlesischer Handelsgeschichte, Heinrich Wendt, uns als das Haupt- und Schlüsselwort aller Erkenntnis schlesischer Wirtschafts- und Kulturgeschichte lehrte, das Wörtchen „Dennoch!“, das gilt in besonderem Maße von der Geschichte der schlesischen Groß- und Schwerindustrie¹¹⁾. Und das — so hoffen wir zuversichtlich — hört jetzt mit der Konsolidierung des großschlesischen Raumes in einem sieghaften Frieden, der den innerkontinentalen europäischen Raum vor jeder Intervention raumfremder Mächte völkerrechtlich und damit auch verkehrswirtschaftlich befreit, endgültig auf¹²⁾.

2. Die Heraufkunft der kontinentalen Wirtschaftskonstellation und der großschlesische Raum.

Das Diktat der Genfer Botschaftskonferenz — so sahen wir — hatte das fortschreitende Absinken Schlesiens zwar nicht erst geschaffen, aber ungemein

¹⁰⁾ Zur Phänomenologie der Monokulturen, deren Erhaltung sich die plutokratisch-kapitalistisch-imperialen Monopolisten der ozeanischen Konstellation angelegen sein lassen: Fried. Wende der Weltwirtschaft. Leipzig 1939, S. 202 ff. „Von der Monokultur zur Autarkie.“

¹¹⁾ Heinrich Wendt: Breslaus geschichtlicher Beruf. In: „Vergangenheit und Gegenwart. V. Ergänzungsheft“, Leipzig 1926.

¹²⁾ Carl Schmitt: Völkerrechtliche Großraumordnung mit Interventionsverbot für raumfremde Mächte, ein Beitrag zum Reichsbegriff im Völkerrecht. Berlin-Wien 1939.

beschleunigt und dem wehrwirtschaftlich interessantesten Teil der schlesischen Industrie bewußt den Rest gegeben.

Diese Erkenntnis war auch das traurige Endergebnis des eingehenden Gutachtens, das 1928 Universitätsprofessor Dr. Albert Hesse, Breslau, für den Enquete-Ausschuß gab. 1929 schrieben Beuthen, Gleiwitz, Hindenburg in ihrer Denkschrift „Dreistädteeinheit“: „Wirft Deutschland nicht bald seine Kraft nach Osten, wie es das im Mittelalter, der deutschen Ordenszeit, getan hat, dann wird das schwarze Wort des Hesseschen Gutachtens vom Verfall des deutschen Ostens zur furchtbaren Gewißheit. Erkennt aber die deutsche Wirtschaft und Kultur, daß die Zukunft nicht im Westen, nicht auf dem Wasser, sondern im Osten liegt, mit seinem gewaltigen entwicklungsfähigen Hinterland, dann kann die drohend heraufziehende Gefahr beschworen und in zukunftsreiche deutsche Arbeit verwandelt werden¹³⁾.“

Das war zwar richtig in der Sache, aber falsch in der Adresse. Denn solche Wendung konnte weder „die Wirtschaft“ noch „die Kultur“ bewirken. Auch nicht der Staat von 1929 mit seinen „Sofortprogrammen“, „Osthilfen“ — diesen Brosamen einer westbewußten und ostvergessenen Staatsgesinnung und Staatswirklichkeit. Sondern nur ein Staat, der sich selbst souverän als Totalität von Wirtschaft und Kultur, Volk und Raum ideell begriff und real verkörperte, wie es der preußische Staat Friedrich des Großen zuletzt in Deutschland getan hatte und wie es nun der nationale Sozialismus Adolf Hitlers mit der letzten Instinktsicherheit für die Grundlage wirklicher Macht tat — ohne darüber hinaus das große Volksdeutschtum außerhalb des Reiches zu vergessen, das seit 1919 vernehmlicher denn je zur Einheit des Reiches strebte.

Wenn schon das atemraubende Tempo des deutschen Geschehens in den letzten sieben Jahren immer wieder zu chronologischer Besinnung aufforderte, so wird solche Besinnung um so nötiger, wenn man die Heraufkunft einer so völlig veränderten Gesamtlage wie sie die schlesische Wirtschaft 1940 zeigt, recht verstehen will. Mit einer Querschnittanalyse in Wirtschaftsteilgruppen (Handel, Industrie, Landwirtschaft usw.) allein ist es da nicht getan. Dagegen bietet eine historische Betrachtung der Heraufkunft dieser Situation in ihren einzelnen Zeitabschnitten interessante Aufschlüsse, besonders dann, wenn man die allmähliche Heranbildung der heutigen Gesamtlage für großschlesisches Wirtschaften in Vergleich mit westlichen Verhältnissen stellt.

Es ist heute noch schwer zu sagen, wann die politische und ökonomische Wendung zum Osten als das Notwendende in Deutschland zum Bewußtsein gekommen ist. Die nationalsozialistische Wirtschaftspolitik lief als Fürsorge für Arbeit und Brot im eigenen Raum an, bei starker Hervorhebung der wehrwirtschaftlichen Notwendigkeiten, i. b. der Autarkie im agrarischen Sektor, während Handel und Industrie gegen die Autarkie noch starke Hemmungen

¹³⁾ Dreistädteeinheit: Beuthen, Gleiwitz, Hindenburg. Landkreis Beuthen. Berlin-Leipzig-Wien 1929, S. XLIV.

hatten. Gewiß ist, daß schon die Aufnahme des Lardieu-Planes April 1932 durch einen großen Teil der Länder, welche mit ihm beglückt werden sollten (es sind dieselben, die sieben Jahre später Einkreisungsgarantien entgegennehmen sollten), jedem sehenden Deutschen über die weitgehende Bereitschaft dieser jungen Agrar- und Rohstoffländer zur Zusammenarbeit mit Deutschland die Augen öffnen konnte. Diese französische Idee einer Zollunion zwischen Rumänien, Ungarn, Österreich und der Tschecho-Slowakei unter Ausschluß Deutschlands und des ihm befreundeten Bulgarien war eine politische Idee ohne wirtschaftlichen Inhalt und Sinn. Inhalt und Sinn konnte ihr allein Deutschland als Industriestaat geben ¹⁴⁾.

Diesen Weg ist dann das nationalsozialistische Deutschland, als es handelspolitisch wieder aktionsfähig war, gegangen. Es stellte seinen Handel mit wachsender Folgerichtigkeit auf zweiseitigen Verrechnungsverkehr um, wozu es die Südostländer weitgehender bereit fand als die Überseeländer. Bald gab es im östlichen Europa kein Land mehr, in dessen Handelsbilanz Deutschland als Abnehmer nicht mit an erster oder einer der ersten Stellen stand. Unter dem segensreichen Anhauch dieser ständigen deutschen Nachfrage lösten sich auch die Krisen, in denen diese Länder vier Jahre lang seit der Weltwirtschaftskrise von 1929 hatten leben müssen. Diese Länder fühlten sich nicht nur auf dem Weg einer mengenmäßigen Ausweitung ihrer Erzeugung gefördert, sondern auch aus dem Fluche der Monokultur weniger Agrarerzeugnisse erlöst. Sie waren krisenfester und unabhängiger von Weltmarktpreisen geworden. Deutschland gab ihnen die Produktionsmittel für eine industrielle Eigenfabrikation in ihrer Stahl- und Eisenindustrie, im Bergbau usw., ohne sie in irgendeine Form der Kapitalknechtschaft zu nehmen.

Als dann mit der Wiederherstellung der Wehrhoheit im Rheinland (7. 3. 1936) die erstarkten staatlichen Kräfte für eine aktivere Ostpolitik frei wurden, änderte Deutschland nichts an der Gegenseitigkeit des freien Austausches guter wirtschaftlicher Dienste und vermied alles, was einer imperialistisch-kapitalistischen Hegemonie auch nur von fern ähnlich sehen konnte. Nicht Deutschland ist Gläubigerstaat geworden, es zog eine alle Mißverständnisse ausschließende Schuldnerposition diesen jungen Agrarländern gegenüber vor ¹⁵⁾.

Schon mit der günstigen Entwicklung der diplomatischen und kommerziellen Beziehungen zu den südöstlichen Agrarländern konnte Schlesien einen merklichen Verkehrsaufschwung buchen. Und wenn das auch in der Hauptsache nur Durchgangsgeschäft und Transitverkehr war, so trat doch die rein geographisch gute schlesische Verkehrslage im kontinentalen Landverkehr, die Joseph Partsch so begeistert immer wieder geschildert hatte, als eine Wirklichkeit wieder hervor und gab Schlesien die Gewißheit, mit dieser Politik auf dem rechten Wege zu sein. Aus Nordrumänien kam ein wachsender Waren-

¹⁴⁾ Ernst Wagemann: Abhängigkeit oder Gegenseitigkeit? Fragen der außenwirtschaftlichen Orientierung des Balkans. Europäische Revue, 1940, S. 21.

¹⁵⁾ Wagemann, a. a. O. 23.

strom über Polen und Preußen D.S. durch Schlesien. Südrußland, Jugoslawien und Ungarn bevorzugten den kombinierten Wasser-Land-Verkehr und verschiften ihre Ausfuhr nach Deutschland über die Donau teilweise mit Umschlag in Preßburg oder Wien, dann mit Bahn nach Cosel, Maltz-Hafen oder Breslau, wo neuer Umschlag auf den Wasserweg stattfand. Das war die Linie, die der Donau-Oder-Kanal als Wasserweg nun ausziehen soll. Schlesien hatte aufgehört, eine Sackgasse zu sein, es war wieder ein Brückenland geworden¹⁶⁾.

Eine weitere Etappe war dann der März 1938, die Wiedervereinigung Österreichs mit dem Reich, der seit der Systemzeit schon sagenhaft gewordene „Anschluß“. Der Zusammenhang mit dem alten Österreich, der 1742 in Schlesien abgerissen war, knüpfte sich neu, aber so, daß Schlesien wenig Vorteile davon hatte. Zwar wickelte sich seither ein stärkerer Personenverkehr über Mittelwalde oder Oderberg—Lundenburg ab, aber der doch viel schwerere Warenverkehr ließ sehr zu wünschen. Schlesien, dem südosteuropäischen Wirtschaftsraum und der Ostmark räumlich am nächsten gelegen, konnte in Industrie und Handel gleichwohl mit den entfernteren norddeutschen und westdeutschen Gebieten im Ostmarkverkehr nicht konkurrieren. Einfach deshalb, weil jene viel weiteren Verkehrswege nach dem Osten den Vorzug hatten, auf deutschem Gebiete zu verlaufen und devisenfrei zu sein. Die Geographie war, wie L. Jänecke treffend sagt, „auf den Kopf gestellt“. Zur Ersparung von Devisen durfte Wien nicht mit ober-schlesischer Kohle (370 km) beliefert werden. Ungarn fand es „billiger“, um die Tschechei herum mit Kohle von der Saar (943 km) und der Ruhr (1114 km) versorgt zu werden usw.¹⁷⁾.

Aber es war doch nicht allein die fremdstaatliche Vorfelddblockierung durch Polen und die Tschecho-Slowakei, was die Vorteile der Rückgliederung der Ostmark so viel mehr und so widernatürlich dem Westen zuwandte. Es waren auch Nachwirkungen in der ungleichen Ausbildung des reichsdeutschen Wirtschaftskörpers selbst. Inzwischen war ja unsere nationalsozialistische Wirtschaft, die in ihrer ersten Phase ganz im Zeichen der Arbeitsbeschaffung gestanden hatte, im Frühjahr 1938 in eine zweite Phase, der Vollbeschäftigung, getreten. Es war bereits so weit, daß eine halbe Million Menschen (Symp) fehlte, um die eingetretenen Spannungen zwischen Nachfrage und Bedarf auszugleichen. Auch Schlesien, auch das Waldenburger und ober-schlesische Montan-gebiet, die nachgeordneten Reservereviere Deutschlands, in denen die Konjunkturschwellen seit Jahrzehnten immer zuletzt ankamen und zuerst wieder abebbten, waren bei dem allgemeinen Wirtschaftsaufschwung in Deutschland auch diesmal erst mit der üblichen Verspätung auf „volle Touren“ gekommen. 1937 hatte die Güterausfuhr aus Schlesien nach dem übrigen Reich schon

¹⁶⁾ J. Partsch: Breslau: Lage, Natur und Entwicklung. Breslau 1906. — Hermann Freymark: Breslau als große Stadt des Ostens und Mittelpunkt des Südostverkehrs. Schles. Jahrbuch 1939, S. 78—83.

¹⁷⁾ Louis Jänecke: Die Verkehrsbeziehungen zwischen Schlesien und dem böhmischen Raum. In: „Raumforschung und Raumordnung“, 1939, S. 563.

bedeutend zugenommen. Dennoch war in Schlesien mangels geringerer Neuinvestierungen immer noch ein nicht untergebrachter Arbeitslosenüberschuß vorhanden, den nun erst die Reichsmittle und der Westen abfog (wozu dann noch weiter seit dem 18. 5. 1938 der große Menschenbedarf des Westwalltes hinzukam). Mit all dem trat deutlich hervor, daß Schlesien weit davon entfernt war, den Industrialisierungsgrad erreicht zu haben, der ihm auch nur im alten kleindeutschen Verbands für Perioden der Vollbeschäftigung gemäß ist^{17a)}).

Der Oktober 1938 brachte aus dem Münchener Abkommen dem Reiche die Wiedervereinigung der sudetendeutschen Gebiete, Schlesien die Rückkehr des Hultschiner Ländchens, mit den Gebieten von Jägerndorf und Troppau, dem Schönhengst usw. mindestens die wirtschaftspolitische Wiederherstellung des größten Teiles des gesamtschlesischen Raumes. Freilich mit dem Nebenerfolg, daß sich Polen durch schnellen Zugriff in den südschlesischen Stammesraum des Teschener Landes nicht nur quer über den im Südost-Landverkehr wichtigsten Teil des großschlesischen Raumes, das Olsagebiet mit der Jablunkastrasse, blockierend legte, sondern auch für den Ernstfall das westoberschlesische Industriegebiet durch Erwerbung weiteren Aufmarschgeländes umfassender gefährdete. Um so mehr trafen für Schlesien seitdem verkehrspolitisch die Wasserstraßenprojekte in den Vordergrund. Unter dem Eindruck der Oktoberereignisse kam am 19. 11. 1938 das Abkommen mit der Resttschechei über die Erstellung einer Reichsautobahn und des Großschiffahrtsweges Oder—Donau sehr viel leichter zustande.

Politisch weitergehende Aussichten eröffnete die Wiederangliederung der alten Kronländer Böhmen und Mähren an das Reichsgebiet, zumal dabei die grundsätzliche Unterstellung des Protektorats unter die Zollhoheit des Reiches am 16. 3. 1939 festgelegt wurde. Aber während schon die letzten beiden Etappen den Gau Bayrische Ostmark zu einem Gau der Reichsmittle machten, so daß eine Stadt wie Regensburg sich wieder an mittelalterliche Zeiten der Größe, als es die größte Stadt Deutschlands war, erinnert finden konnte, ihr Handel sprunghaft sich verdrei-, ja verfünffachte, war mangels eines irgendwie der Donau vergleichbaren Wasserweges der gleichzeitige Auftrieb für die schlesische Wirtschaft und den Breslauer Handel sehr viel matter. Gewiß, Schlesien lieferte der sudetendeutschen Industrie bedeutende Rohlemengen, die sie bisher aus dem Olsagebiete bezogen hatte, und einige Rohstoffe und nahm ihr manche industrielle Erzeugnisse ab. Allein jetzt erst enthüllten sich in ihrem vollen Ausmaße die Hemmungen und Schwierigkeiten, die seit 1742 durch den systematischen Aufbau der österreichischen Industrie und Verkehrs-

^{17a)} Auch nicht den verkehrswirtschaftlichen Eingliederungsgrad: In der geographischen Darstellung „Natürliche Grundlagen“, die Herbert Schlenger der „Geschichte Schlesiens“ (herausgegeben von der Historischen Kommission für Schlesien unter Leitung von Hermann Aubin), Band I, Seite 1 ff., voranschickte, mußte er noch Mitte 1938 feststellen: „In den von der Natur vorgezeichneten Leitlinien haben die Wasserstraßen der Oder, die Eisenbahnen des 19. Jahrhunderts und die Reichsautobahnen des 20. Jahrhunderts Schlesien an das Weltverkehrsnetz angeschlossen, ohne aber bislang die Verkehrsferne zum übrigen Reich für die Wirtschaft fühlbar zu überwinden.“

wirtschaft gegen Schlesien aufgeföhrt und von den Nachfolgestaaten ergänzt worden waren. Ohne materialistische Übertreibung kann man sagen, daß, wenn — wie Hermann Aubin in diesem Jahrbuch 1939 Seite 33 f. gezeigt hat — das Bewußtsein des gemeinsamen Stammesblutes schloß, bis die Erkenntnis des Zusammenbruches von 1918 das Volksbewußtsein diesseits und jenseits der Grenze wieder zu sich selbst kommen ließ, der österreichisch-merkantilistische Geist der wirtschaftlichen Revanche für Schlesien eine sehr große Rolle gespielt hat. Der Industriebau Gesamt-schlesiens, der vor 1740 arbeitsteilig und arbeitsvereinend gewesen war, stand nach bald 200jähriger Rivalität gewissermaßen in Gegenaufbau und Doppelausfertigung mit dem Rücken gegeneinander da. Es war daher kein Wunder, daß um 1938, als die Grenze gefallen war, Industrien diesseits und jenseits der Sudeten sich, weil viel zu ähnlich, verhältnismäßig wenig zu geben hatten. Entsprechend war es mit dem Verkehrsnetz, seit Maria Theresia und Joseph die ersten „Kaiserstraßen“ systematisch auf Umgehung Schlesiens angelegt hatten. Es waren wohl in den ersten Jahren des Eisenbahnbaues die nötigsten Verbindungen zwischen beiden Seiten hergestellt worden. Aber in dem Maße als Österreich durch den Ausbau eigener Schwerindustrieregiete vom Kohlenbezug aus dem preußischen Oberschlesien unabhängiger wurde, war die Westorientierung seines Verkehrsnetzes immer ausgeprägter geworden. Hier wird die Schaffung von Nord-Süd-Verbindungen in Zukunft lange im Vordergrund stehen müssen, handle es sich nun um Eisenbahnen, Autostraßen oder die große Wassermagistrale der Oderfortsetzung zur Donau. Nicht zuletzt sind aus diesen nur wirtschaftsgeschichtlich ganz zu verstehenden Verhältnissen auch die Verzögerungen hervorgegangen, welche sich bei der praktischen Durchführung der Zollunion mit dem Protektorat ergaben. Nun sollten nach eingehender Verhandlung mit den einzelnen Wirtschaftszweigen und der Neuordnung des Zahlungsverkehrs die Zollschranken am 1. April 1940 tatsächlich fallen, doch ist dieser Zeitpunkt wieder aufgehoben worden.

Die letzte Etappe auf dem Wege zur Vereinigung des großschlesischen Raumes und zum vollen Anschluß Deutschlands an den eurasischen Osten brachte der Vollzug des Wirtschafts- und Friedenspaktes mit Rußland in der Nacht vom 24. August 1939, der die Osteinkreisung Deutschlands scheitern ließ und die Möglichkeiten des Zweifrontenkrieges auf Polen einengte. Gewiß hielt dies den von England seit langem in Polen angezettelten Angriff auf Deutschland und die Kriegserklärung Englands und Frankreichs nicht mehr auf. Aber die deutsche Antwort war der 18tägige Bligkrieg in Polen vom 1. bis 18. September 1939, der schon in den ersten Tagen Ostoberschlesien mit seiner Industrie im wesentlichen unversehrt mit der westoberschlesischen wieder vereinte und die benachbarten Industriegebiete von Dombrowa, Leschen, Ostrau gleichfalls angeschlossen, eben den gesamten großschlesischen Wirtschaftsraum, der hier nach seiner wirtschaftlichen Bedeutung im Mittelpunkt der Betrachtung steht. Die russische Antwort war das Vordringen im ostpolnischen und baltischen Gebiete, das Deutschland und Rußland eine lange gemeinsame

Grenze gab und die wirtschaftliche Zusammenarbeit zwischen dem rohstoffreichsten Lande der Welt und dem bestindustrialisierten Lande Europas auf eine auch geographisch breite, seeblockadefeste Basis stellte, die höchstens in ihren Flanken, Skandinavien und der Türkei, noch restliche Angriffsmöglichkeiten gewährte. Dies ist hier nicht zu verfolgen, sondern nur zu erwähnen, um die kontinentale Mittellage des großschlesischen Wirtschaftsraumes, seine wehr- und friedenswirtschaftliche Schlüsselstellung herauszustellen. Ein Gebiet, das eben noch auf Grund der Kriegspläne der Feindmächte industrielles Aus-siedlungsgebiet war, und dies für die Tschecho-Slowakei und Polen sowohl wie für Deutschland, wird nach der Löschung dieser Brandherde das geschützte Industriegebiet Deutschlands überhaupt.

Ist es nicht eine nachdenklich stimmende Sache um diesen alten friderizianischen schlesischen Industrieraum, seine Geschichte, seine alte und jüngste Geschichte? Wie diese erste Stätte der Großanwendung moderner Technik auf dem Festlande, nur weil sie seefern war, von allen schwerindustriellen Revieren Deutschlands zuletzt zum vollen Einsatz ihrer Kräfte aufgerufen wird? Wie ihre Auslösung aus dem bleiernen Bann binnenkontinentaler Lage erst durch eine Totalmobilmachung alles eigenen kontinentalen Gestaltungswillens, einer Revolutionierung alles reichs- und volksdeutschen Welt-, Staats- und Sozialdenkens erfolgte und um den Preis eines Kampfes auf Leben und Tod mit den einst weltmarktherrschenden Seemächten überhaupt erst möglich ward? Wie an sie dann aber in der Stunde der Wende und der Bewährung alles heimfällt, was je in ihrem Bereich völkisch und kulturell ihre Schöpfung und ihre Ausstrahlung war? Uns will dieser Kreislauf der Dinge wie ein Bewährungsfall jener orphischen Urweisheit erscheinen, die der große deutsche Sänger und Seher des europäischen Ostens, Rainer Maria Rilke, 1923 dem 19. seiner „Sonette an Orpheus“ einverleibt hat:

Wandelt sich rasch auch die Welt
Wie Wolkengestalten,
Alles Vollendete fällt
Heim zum Uralten.

3. Der großschlesische Wirtschafts- und Kulturräum und seine wehrwirtschaftliche Bedeutung.

Heimfall, volks-, kultur- und naturrechtlicher Heimfall, das ist die Entstehung des großschlesischen Wirtschaftsraumes.

Schauen wir uns diesen Raum einmal ein wenig genauer an, und zwar nach der Kartenskizze Seite 71, die, ausgehend von der Karte im „Vierjahresplan“ Weihnachtsheft 1939), die durch den Zusammenschluß erstmalig aktivierte mitteleuropäische Verkehrs- und Kraftmitte deutlich herausstellt. Hier ist das großschlesische Gebiet, wie es die Erdgeschichte selbst gebildet, wie es vor Jahrhunderten tatsächlich zusammengehörte, dann im Laufe der Geschichte zerrissen und immer wieder auf verschiedene Staaten

verteilt wurde, endlich vereinigt¹⁸⁾). Dieses zum Bergsegen des ganzen ost-europäischen und deutschen Raumes zusammengeschlossene Kraftzentrum ist mit Ausnahme des Regierungsbezirkes Troppau, der ja auch zum historischen schlesischen Großraum gehört, in einer politischen und verwaltungsmäßigen Einheit, der Provinz Schlesien, zusammengefaßt. Dieses neue und historisch doch alte Schlesien umfaßt die bisherige Reichsprovinz, das durch Genfer Diktat abgetrennte Ostoberschlesien mit gewissen nach Osten vorgelagerten Gebieten, das Olsagebiet, die Räume um Teschen und Bielitz-Biala. Zu den bisherigen drei Regierungsbezirken in Schlesien, Liegnitz, Breslau und Oppeln, ist damit ein vierter getreten, der Rattowitzer, der die heimgekehrten, bisher polnischen bzw. tschecho-slowakischen Industriegebiete umgreift. Ihm wurden am 1. April 1940 die bislang zum Regierungsbezirk Oppeln gehörigen Stadt- und Landkreise Gleiwitz und Beuthen und der Stadtkreis Hindenburg angeschlossen. In diesem Regierungsbezirk Rattowitz ist solchermaßen die gesamte Kohlen- und Eisenindustrie um die natürliche erdgeschichtliche und geologische Einheit des großschlesischen Kohlenbeckens vereint¹⁹⁾).

Es ist hier nicht die Absicht, eine Wirtschafts- oder Landeskunde dieses Gebietes zu geben²⁰⁾. Die Stunde, da Mars regiert und die Wehrwirtschaft im Vordergrund steht, ist dazu ungeeignet. In unserem Zusammenhang genügt es auch, wenn wir an einige wenige Tatsachen erinnern und einen anschaulichen Gesamteindruck davon gewinnen, was dieses Gesamtgebiet heute wirklich bedeutet. Wie die Dinge liegen, kann man keinen maßgeblicheren Ausdruck finden als den Zuwachs, den die Heimkehr dieser kulturel- und volksdeutschen Außenreviere dem deutschen schwerindustriellen Rüstungspotential brachte. Und diesen Kraftzuwachs ermessen wir am günstigsten im Vergleich mit dem schwerindustriellen Potential unserer vereinigten Feinde. Da ist denn folgendes festzustellen. Durch die Heimkehr der schlesischen Außenreviere hat das deutsche Potential ein Übergewicht sowohl in der Kohlenförderung wie in der Eisenschaffung gewonnen. Und das heißt eben in dem, was die materielle Macht des modernen Staates begründet. In der Stahlbereitung aber ist Deutschland durch diesen Vorgang sogar an die erste Stelle in der Welt überhaupt gerückt. Es übertrifft nicht nur die vereinte Erzeugung der Aggressoren England und Frankreich um 50 %, Deutschland übertrifft damit augenblicklich sogar die Stahlerzeugung der U.S.A.²¹⁾.

In Frankreich und England, wo seit 1648 die Idee vom Gleichgewicht die europäische Außenpolitik dogmatisch beherrscht und zu einem ständigen

¹⁸⁾ Ludwig Petry: Schlesiens Ostgrenze im Wandel der Zeiten. In: „Der Oberschlesier“, Oktober/November-Heft 1939. Kartenbilder der Grenze in: „Geschichte Schlesiens“, herausgegeben von H. Aubin, Bd. I, Breslau 1938.

¹⁹⁾ Josef Wagner, a. a. O., 1394.

²⁰⁾ Zusammenfassender Überblick bei Ernst Birke im „Mitteilungsblatt der NSLB-Gauverwaltung Schlesien“. Januar-Heft 1940. — Über die Schwerindustrie vgl. Otto Figner in „Der Vierjahresplan“, 5. Oktober 1939, S. 1130—33.

²¹⁾ Volkmar Muthesius: Kohle und Eisen. Die Grundpfeiler der deutschen Wirtschaft. Berlin 1939. S. 126 f.

Durchrechnen der Kriegsstärken-, Bevölkerungs- und Industriepotentiale nach allen Koordinaten und allen möglichen und unmöglichen Koalitionen führt, hat der ganz unplanmäßige Heimfall der Außenreviere in materieller und personeller Unversehrtheit naturgemäß die stärksten Beunruhigungen hinsichtlich des wahrscheinlichen Ausganges des leichtfertig vom Zaune gebrochenen Krieges erregen müssen. Es ist bezeichnend dafür, daß eben diese Überlegenheit des deutschen schwerindustriellen Rüstungspotentials dem französischen Finanzminister Paul Reynaud, dem späteren Ministerpräsidenten, schon im Dezember 1939 die Hauptbegründung lieferte, um dem französischen Volke die absolute Notwendigkeit der in Frankreich höchst unvollständlichen französisch-englischen Wirtschaftsvereinheitlichung einigermaßen begreiflich zu machen. Dabei versteht der französische Steuerzahler ohne weiteres, wenn auch widerwillig, daß es sich darum handelt, durch Einfluß des Goldfranken die amerikanische Stahlproduktion für sich zu gewinnen oder, um die Sprache solcher Außen- und Kriegspolitik zu reden: durch Einfluß von Gegengewichten die schwerindustrielle englisch-französische Unterbilanz „überzukunftensieren“. Es steht auch genau auf demselben Blatte, wenn sich die Ferde um die Einbeziehung Skandinavien in den Krieg wegen seiner wertvollen Eisenerze so ganz besonders bemüht. Zwischen dem Überfall auf die „Altmark“, dem Rücktritt Daladiers und dem großschlesischen Raum bestand eine unmittelbare ideale Verbindung.

In einem ist die Naturausrüstung des Rattowiger Reviers sogar dem Ruhrgebiet überlegen. Es besitzt zu Kohle und Eisenerzen auch noch Blei- und Zinkerze. Das bedeutet sehr viel für eine autarkische Wirtschaft. Zink ist bereits seit Jahren im deutschen Wirtschaftsleben als Austauschwerkstoff für das devisenfressende Kupfer der Hauptträger der deutschen Metallwirtschaft.

Ehe wir solche Entwicklungslinien aus der kriegswirtschaftlichen Gegenwart in eine schönere Zukunft weiterverfolgen, noch ein kurzes Wort über die Naturausrüstung der neu erworbenen Gebiete mit Wäldern und Forsten und über die Textilindustrie. Die Schnelligkeit des Geldzuges in Polen hat der deutschen Spinnstoffversorgung gute Dienste geleistet. Infolge der Überraschungswirkung wurden nicht nur in Litzmannstadt Materialvernichtungen und Verschleppungen zum größten Teile verhindert, sondern auch sonst beträchtliche Mengen von Einfuhrspinnstoffen, Flachsvorräten, Kunstseiden, Zellwollen erfaßt²²⁾. Auf weitere Sicht wird die Versorgung mit Holz aus dem heimgekehrten Waldgürtel, besonders bei rationeller Forstwirtschaftsplanung, die im Gange ist, die Versorgung der Papier-, Zellstoff- und Zellwollefabriken erleichtern und auch für Gruben- und Bauholz die früher angespannt schlesische Versorgungslage wesentlich auslasten²³⁾.

²²⁾ Hans Croon (Leiter d. Wirtschaftsgruppe Textilindustrie): In „Soll und Haben“. Sonderbeilage der DZ. 31. 12. 1939, S. 17. — Ernst Hamm in „Raumforschung und Raumordnung“, Jg. 1939, S. 546.

²³⁾ Über die schlesische Papierfabrikation am Oderstromlauf, f. u. S. 78.

Ein wirtschafts-kulturell sehr zu begrüßender Zuwachs ist die Textil- und Textilmaschinenindustrie von Bielig-Biala. Bringt er doch zu Schlesien etwas, was es durch die russische Zollpolitik um 1820 an Liegnitz in den noch handwerklichen Anfängen durch Auswanderung wertvollster Handwerkskraft verlor und was dort zum Teil verdarb, eine Wertindustrie vom Range Aachens und eine Textilmaschinenindustrie, die in manchem den Vergleich mit Chemnitz verdient. Und so wäre in weitergeführter wirtschafts-kultureller Untersuchung noch vieles vom Segen dieser großen völkischen Heimkehr ins Reich zu sagen.

Indessen kommt es mehr noch auf etwas anderes an: Auf die Auslese der großen Züge, die, von der Natur selbst in diesem Raum angelegt, so bedeutsam sind, daß sie die wirtschafts-staatliche Gestaltung dieses Raumgebildes grundlegend bestimmen müssen.

4. Der großschlesische Raum als Kraft- und Verkehrsmitte.

Es sind zwei natürliche Gegebenheiten des großschlesischen Raumes, die in einer Epoche der Autarkie, der Ostorientierung und des kontinental-europäischen Eigenaufbaues seine innere und äußere Wirtschaftsgehalt grundlegend bestimmen müssen:

1. Das Dasein einer Kohlelagerstätte von überragendem Ausmaße und
2. die Tatsache, daß dieser Raum von der Erdgeschichte selber zur verkehrsgeographischen kontinentalen Mitte Europas gebildet worden ist.

Daß eine Kohlelagerstätte von dieser Mächtigkeit — 73 Milliarden Tonnen bei 1000 Meter Tiefe²⁴⁾ —, die im weiten Umkreise ihres natürlichen Verkehrsraumes nirgends auch nur annähernd ihresgleichen findet und wahrscheinlich überhaupt die größte des Erdballs ist, ihre wirtschaftliche Hauptaufgabe darin suchen muß, eine Kraftmitte in jeder Beziehung zu sein, ob es sich nun um die Kohle selbst, ihre Umformung zu elektrischer Energie oder in Ferngas handelt, ist selbstverständlich, auch daß ein Gebiet, welches von der Natur dermaßen als Mitteltor und kürzester Wasserstraßenweg für den größeren Teil Gesamtdeutschlands zum europäischen Südosten angelegt ist als Verkehrsmitte in den Vordergrund tritt²⁵⁾. Damit sind die Hauptcharaktere jeder kommenden Wirtschaft im großschlesischen Raum bezeichnet.

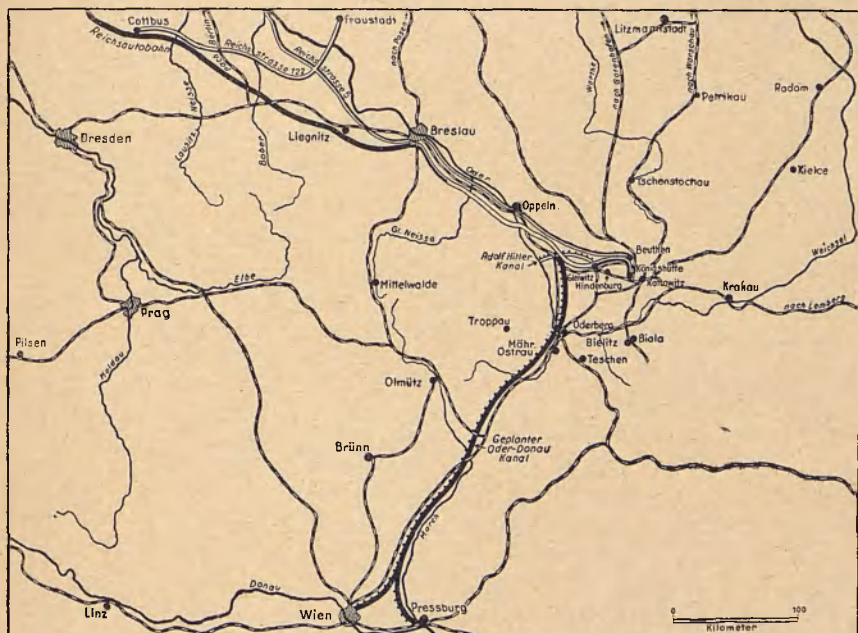
Freilich, um die in der Gesamtfiguration des Erdteils gegebenen natürlichen Möglichkeiten einer autarkisch kontinentalen Wirtschaft in die volle Wirklichkeit zu übersetzen, bedarf es noch weiterer großer Ausbauten sowohl der Kraftwerke wie der Verkehrswege, der Eisenbahnen, Autostraßen und

²⁴⁾ Walter E. Petraschek: Die Bodenschätze des gesamtschlesischen Raumes. S. 32 dieses Jahrbuches.

²⁵⁾ Man vergleiche im vorigen Bande dieses Jahrbuches Karl Beger: Der Oder-Donau-Kanal 84 f., insbesondere Bild 2, den Schnitt in die Wasserscheide Mitteleuropas, S. 87, der eindrucksvoll zeigt, wie „überaus günstig“ die „Schlesische Mährische Pforte“ für den Wasserstraßenbau ist. Ebendort weiter Literatur zum Oder-Donau-Kanal.

besonders der Wasserstraßen für den Massengütertransport. Wir nennen als die wichtigsten dieser Ausbauten den Oder-Donau-Kanal und die Wasserstraße vom Adolf-Hitler-Kanal zum Dnjepr, in weiterer Linie die Oder-Spree-Mittellandkanal-Verbindung.

Von diesen Planungen ist der Anfang Dezember 1939 bei Cosel und Anfang 1940 bei Wien in Angriff genommene Oder-Donau-Kanal das dringlichste Vorhaben. Es ist bezeichnenderweise auch das älteste und durchgearbeitetste Projekt. Dieser Kanal zweigt vom Adolf-Hitler-Kanal bei Cosel



ab, verlängert die Oder nach Süden, erschließt das Mährisch-Osttrauer-Revier für die großschlesische Wirtschaft, schließt das Protektorat Böhmen und Mähren nach Norden und gleichzeitig alle diese Reviere nach Süden an. Er erreicht die Donau bei Burg Theben, in der Nähe von Pressburg, an der Einmündung der March, erhält aber eine Abzweigung nach Wien, wo auch schon 1939 mit dem Bau eines neuen Hafens unterhalb des Stadtkernes bei Albern unter Verlegung der Schwechat begonnen wurde.

Ob man sich im gesamtdeutschen Raum die Dinge vom Standort Wien, Berlin, Stettin, Magdeburg, Mierseburg, Salzgitter, Essen oder Hamburg anschaut: weit mehr noch als die erweiterte fossa Carolina, der Rhein-Main-Donau-Kanal, wird der Oder-Donau-Kanal deutsche Gebiete miteinander und dem gesamten Südosten bis zum Schwarzen Meer verbinden. Nur wenige kilometrische Entfernungen seien angegeben. Der Wasserweg Stettin—

Culina (= Donaumündung) und Hamburg—Culina beträgt 2920 bzw. 3150 km über den Oder-Donau-Kanal, während Rotterdam über den Rhein-Main-Donau-Kanal nach Culina 3520 km zu durchfahren hat. Es ist denn auch nicht verwunderlich, daß heute gerade Hamburg ein großes Interesse am schnellen Ausbau der Oder-Donau-Straße zeigt²⁶⁾.

Der Elbe-Oder-Kanal wird vom Reichsverkehrsministerium als „in Kriegszeiten nicht aktuell“ beurteilt. Auch eine Fortsetzung des Oder-Donau-Kanals nach Süden, nach Triest, liegt noch weit im Zeitenschoße. Als vor- dringlich gilt heute alles, was die Verbesserung der Oder selbst betrifft, be- sondern wasserbauliche Maßnahmen, zumal im Quellgebiet der Oder. Bei allen diesen Bauten werden wir uns die Grenzen des Möglichen durchaus bewußt halten müssen. Niemals wird Wasserbaukunst dem Steppenstrom Oder geben können, was die Natur, was die Alpen dem Rhein auf die Reise gegeben. — Sodann ist vordringlich schon in Kriegszeiten die Verbindung des Adolf-Hitler-Kanals mit Wittkowitz. Das ist der gegenwärtig wichtigste Teil des Oder-Donau-Kanals. Er ist in Angriff genommen, seine Fertig- stellung wird in zwei Jahren erhofft. Schließlich ist kriegswirtschaftlich wie volkspolitisch die Verbindung des Adolf-Hitler-Kanals von Gleiwitz nach Kattowitz dringlich. Dies Verbindungsstück wird in dem dicht besiedelten Ge- biete, unter dessen Oberfläche seit einem Jahrhundert der Bergbau umgeht, große, im einzelnen nicht voraussehbare technische Schwierigkeiten finden. Allein er wird gebaut²⁷⁾.

Es ist nun nicht die Absicht dieser Darlegungen, alle diese Planungen im einzelnen zu erläutern. Das ist Sache der Sachmänner, der Ingenieure und Techniker. Statt dessen versuchen wir im folgenden, den Grundgedanken dieser Planungen herauszufinden. Denn fast alle diese Projekte, ob sie nun Kraft jedweder Form ausstrahlen oder Flüssigkeit und Leichtigkeit des Verkehrs heben und vermehren wollen, haben schließlich — vom schlesischen Stand- punkt — die Aufgabe, das säkulare Problem der Markt- und Verkehrsferne einer einigermaßen befriedigenden Lösung zuzuführen, sei es durch Schaffung neuen Absatzes, neuer Märkte, sei es durch Umgehung der Verkehrsschwierig- keiten.

Greifen wir ein wenig in die Zeit zurück, um die neubelebten Hoffnungen an einigen besonderen Beispielen zu verdeutlichen.

In den trüben und lustlosen Zeiten der Depression Anfang der neunziger Jahre hatte man besonders in Oberschlesien viel über innererschlesische Lösungen der Verkehrsferne nachgedacht. Da war 1891 z. B. bei der Julienhütte die erste obererschlesische Benzolfabrik entstanden — ein zielbewußter Versuch, die

²⁶⁾ Die Entfernung Hamburg—Culina ist berechnet über Pardubitz—Prerau—Oder-Donau-Kanal: Angaben nach Ludwig Brandl, Wien, in „Raumforschung und Raumordnung“, 1939, S. 560. Dazu für Hamburg: Staatsrat E. Heißerich in „Soll und Haben“ (Dt. Allg. Zeitung vom 31. 12. 1939).

²⁷⁾ Vgl. Interview der „Schles. Tageszeitung“ mit Staatssekretär Dr. Koenigs in: „Das größere Schlesien als Kraftquelle des Reiches“, Sonderbeilage vom 8. 12. 1939, S. 1.

Verkehrserne durch Herstellung eines höherwertigen Produktes zu überwinden, das leichter die hohen Transportkosten trug. Gleichzeitig suchten die Grubenverwaltungen und Kohlenhandelsfirmen nach festen Beteiligungen an „Kohlefressenden“ Industrien, möglichst in Oberschlesien selbst — aber die ideale Lösung, der Stickstoff aus der Luft, sollte erst viel später diesen Traum einigermaßen erfüllen. Auch die Kohlenchemie schritt damals erst langsam voran. In der Verzweiflung jener Jahre dachte manches Werk an Aus siedlung und Abwanderung. Aber wo das durchgeführt wurde, wie von dem Grafen Guido Hendel von Donnersmarck mit der Gründung des Eisenwerkes Kraft in Kragwief bei Stettin, da mochte die Idee genial und folgereich für die gesamte deutsche Industrie sein, vom schlesischen Standpunkt aus war diese Unternehmung doch eine Kapitulation vor der heimischen, der eigentlich schlesischen Aufgabe.

Alle diese neuen Gestaltungstendenzen waren dann wieder in den Hintergrund getreten, als um 1895 zu den neuen Exportmöglichkeiten, welche die Handelsverträge mit Rußland, Serbien und Rumänien gewährten, gleichzeitig eine erste starke Elektrokonjunkturwelle über das Land ging. Endlich wieder einmal hatte man in Oberschlesien alle Hände voll zu tun, um dem wachsenden Abruf von Kohle, Eisen und Stahl zu genügen. Man beachtete es wenig, daß vor den innerdeutschen Toren Schlesiens ein neues Kohlerevier, das mitteldeutsche und Lausitzer Braunkohlengebiet, im Rhythmus der Elektrokonjunkturen aufzustreben begann. Man merkte es erst recht, als man der Konkurrenz der Lausitzer Briketts in steigendem Maße auf dem Berliner Markte beugnete.

Und dann war der Weltkrieg gekommen. Sein ungeheurer Energiebedarf erzwang den Ausbau von Elektrowerken in militärisch gesicherter Lage. Oberschlesien, wo man 1914 Vorbereitungen getroffen hatte, die Bergwerke ersaufen zu lassen und Hütteneinrichtungen zu sprengen, kam nicht in Frage. So entstanden in der Lausitz gigantische Elektrizitätswerke. Eines der größten unmittelbar an der schlesischen Provinzgrenze zu Trattendorf bei Spremberg. Um diese Werke gruppierten sich elektro-chemische Kriegsindustrien, Aluminiumfabriken, Stickstoffwerke usw. Der Kriegsausgang erzwang die Einstellung vieler dieser Erzeugungsfstätten. Die Kraftwerke selbst, die mit gewaltigen Investitionen hochgewuchert worden waren, mußten umstellen: natürlich auf öffentliche Licht- und Kraftversorgung. So drang die lausitzische Sammelschiene immer tiefer ins schlesische Land, kam nach Oberschlesien. Auch ins eigentliche Industriegebiet! Das war privatwirtschaftlich berechtigt, denn Braunkohle war und ist billiger als Steinkohle. Es war auch zunächst für den verstümmelten restoberschlesischen Industriekörper eine Entlastung, denn die elf größeren, Deutschland verbliebenen Steinkohlengruben hatten von der Jahresförderung 1913 nur 20% gestellt und vermochten vorerst dem Bedarf nicht mehr zu genügen²⁸⁾. Aber als dann die Reorganisation der oberschlesi-

²⁸⁾ Bruno Knochenhauer: Die oberschlesische Montanindustrie. Gotha 1927, S. 100.

schen Kohlenwirtschaft gelungen war, als die Pyramiden unabsehbaren Steinkohlen auf den obererschlesischen Halden wuchsen, die Staubkohle unverkäuflich als Versatzmittel wieder in die Gruben zurückwanderte und andererseits obererschlesische Staubkohle im Magdeburger Gieschewerk trotz der Transportkosten einen Strom erstellte, billiger als der angebotene mitteldeutsche Braunkohlenstrom, da war doch auch in Oberschlesien der Zeitpunkt gekommen, den Braunkohlenstrom im Steinkohlenrevier zu verwünschen. Da aber erst zeigten sich alle Nachteile des Zuspätgekommenseins. Wie soll ein stehend gegen einen in der Bewegung befindlichen Fahrer Startender diesen überrunden? Das Problem wäre auch heute wahrscheinlich noch ungelöst, hätte nicht das Energiegesetz vom 13. Dezember 1935 ganzheitlich und großräumig gedachte Planungen ermöglicht und individualistischem Konkurrenzkampf als Hemmung der Entwicklung durch Begründung der „Verbundwirtschaft“ ein Ende bereitet. Wir übergehen hier Einzelheiten²⁹⁾. Im Frühjahr 1938 war jedenfalls die die größten obererschlesischen Kraftwerke verbindende 110-KV-Leitung fertiggestellt, im Juni 1938 gingen bereits sehr erhebliche obererschlesische Stromlieferungen an die Elektrowerke A. G. Berlin. Ein weiteres Stück Verkehrsferne war endlich überwunden. Überwunden durch Rückeroberung des eigenen inneren Marktes, der sehr bald die Ausfuhr folgte. Das nun ist aber immer mehr die für Schlesien typische Lösung des Problems der Verkehrsferne geworden, seit endlich nach der Mitte des 19. Jahrhunderts die schwere Textilkrise auf solchem Wege überwunden werden konnte³⁰⁾. Diese Lösung hat sich auf so vielen anderen Gebieten bewährt, daß man hierzulande geradezu von einem Typus der raumbedingten, geschäftlichen Idee sprechen kann, von einer weiter als sonst gehenden Anpassung der Unternehmungsgröße und des Produktionsprogramms an die Bedürfnisse und Eigenarten des eigenen inneren Marktes. Eine Anpassung, die dann auch eine verhältnismäßig große Krisenfestigkeit verbürgt. Es ist nicht zufällig oder nur von der Natur des Gebirgsvorfeldes allein bedingt, sondern auch ein Produkt der Geschichte und der tragischen Erlebnisse der fast säkularen Textilkrise, daß sich im alten Leinwandgebiete, dem heutigen Schweidnitzer Kammerbezirk, eine so mannigfaltige Industrie mit vielen mittleren Betriebsgrößen findet. Anpassung an den gefährlichen und gefährdeten Raum ist es auch gewesen, die den Schlesier weitgehend wirtschaftscharakterologisch formte und ihn bestimmte, sein Heil mehr im technischen Fortschritt und in der kommerziellen Gewandtheit als in der Betriebsausdehnung, mehr in der Rückversicherung und Risikoverteilung zu suchen und zu finden, und im übrigen auf die große Weltstunde Schlesiens zu

²⁹⁾ Eine eingehende Darstellung dieser Arbeiten gab Rudolf Spannagel: Die obererschlesische Steinkohle in ihrer Bedeutung für die deutsche Energiewirtschaft. Borna 1938, 103 Seiten. Ferner: Jahresbericht der Industrie- und Handelskammer für Oberschlesien. Oppeln 1939, S. 15 f. — Über die neuen erweiterten großdeutschen Möglichkeiten Josef Wagner, a. a. O., 1395 f.

³⁰⁾ Heinz Lohbeck: Schlesien 1940. In: „Schlesien, Zeitschrift für den gesamtschlesischen Raum“, 2. Jg., S. 1. — Ernst Birke: „Volkspolitisch bleibt Schlesien Grenzland“ in: „Mitteilungsblatt der NEB-Gauverwaltung Schlesien“, Januarheft, S. 1 f.

hoffen³¹⁾. Denn auch dies muß hier einmal gesagt werden: Nie hat der geschichtsbewußte schlesische Kaufmann die Hoffnung auf Wiederkehr der kontinentalen Welt Handelskonstellation des Mittelalters begraben.

Wenn nun auch der größere schlesische Raum mit seinen erweiterten unternehmerischen Möglichkeiten seinen Mann vielfach anders ausformen wird, wenn auch die im letzten Jahrhundert hart geprägte Form des Unternehmers sich, von manchem Drucke befreit, lebendiger wird entwickeln können, so wird sie doch ihre Grundform bewahren. Vielleicht können wir hier etwas genauer fassen, was das eigentlich Neue in der gewandelten Lage Schlesiens ist.

Es ist Schlesien kein Kilometer Entfernung von der Reichsmittle geschenkt worden. Es bleibt im Unterschiede zur bayerischen Ostmark nach wie vor wirtschaftlich, kulturell und völkisch Grenzland mit Grenzlandsaufgaben. Die Markttferne dem Westen gegenüber hat sich nicht wesentlich geändert. Und doch hat die Verkehrsferne ihren Stachel, ihr lähmendes Gift verloren. Denn von dem Augenblicke an, da die schlesische Wirtschaft im Osten und Südosten Hinterland und neue Märkte erhielt, für die sie selbst am frachtgünstigsten liegt, ist sie endlich von dem Zwange befreit, unter ungünstigeren Bedingungen als andere auf dem innerdeutschen Märkte sich mitbewerben zu müssen.

Am deutlichsten vielleicht ist die Wandlung aus der veränderten Lage der schlesischen Landwirtschaft zu ersehen. Nachdem die schlesische Landwirtschaft dank des frühen Eisenbahnbaues seit den vierziger Jahren die aufnahmefähigen Märkte des deutschen Westens erobert hatte, verlor sie diese Märkte nach 1870 an die überseeische Konkurrenz. Sie hat sich von diesem Schlage trotz der Schutzzölle nie wieder ganz erholt. Der weitere Verlust Ostoberschlesiens hat die Lage weiter verschärft, auch die Marktordnung hat die Verluste nicht voll wettmachen können. Nun erhält die schlesische Landwirtschaft durch die Rückkehr des völlig industrialisierten und vergrößerten Ostoberschlesiens sowie durch die weiter zu erwartende Industrialisierung des schlesischen Allraums einen wachsenden nahen inner-schlesischen Markt. Selbstverständlich werden die Sammelschienen der elektrischen Energie und des Ferngases mit den großen vorhandenen und im Bau begriffenen Verkehrswegen, den Eisenbahnlinien, Autobahnen, Kanälen usw., so aufeinander abgestimmt werden müssen, daß diese Kraftströme eine möglichst weite Streuung nicht nur für industrielle und handwerkliche Betriebe, sondern auch für die mechanisierten und intensivierten agrarischen Betriebe haben³²⁾. Und das innerhalb wie außerhalb Schlesiens: insonderheit in dem nun endlich zollbefreiten Warthegebiet, der in der Vorkriegszeit eine so große Bedeutung für die schlesische Wirtschaft hatte.

³¹⁾ Zur Entwicklungsgeschichte der Persönlichkeitsform des führenden schlesischen Wirtschaftsmenschen vgl. meinen charakterologischen Versuch „Der Schlesische Industrielle“ in der Festschrift zur 42. Hauptversammlung des Vereins Deutscher Chemiker 1929 (auch: „Schlesische Monatshefte“ VI, 248—261).

³²⁾ Artur Zmarzly: Grundlagen und Entwicklungslinien der großschlesischen Wirtschaft in: „Der Südosten, Ostdeutsche Wirtschaftszeitung“, Bd. 18 (1939), S. 479 f.

5. Ausgestaltung des innerschlesischen Industrie- und Wirtschaftskörpers.

Damit haben wir bereits den Innenausbau des großschlesischen Raumes näher berührt. Einer solchen Betrachtung sei vorausgeschickt, daß es weit weniger die Absicht ist, Vorherfagen zu machen, als mit vielen Vorbehalten in großen Zügen anzudeuten, wie sich eine weitere Industrialisierung Schlesiens nach Grundsätzen einer gesunden Raumordnung vielleicht gestalten könnte bzw. sollte.

Jede solche Erörterung muß mit dem Regierungsbezirk Kattowitz beginnen. Denn dort sind zu allererst die Schäden zu heilen und die Lücken zu schließen, welche zwei Jahrzehnte rücksichtsloser Polonisierung ins Deutschtum gerissen haben. Als unsere Behörden im unmittelbaren Gefolge der kämpfenden Truppe hier einrückten, fanden sie ein gewaltiges Heer von Arbeitslosen vor: Volksdeutsche, die aus den Betrieben seit Jahren verdrängt worden waren, andere, die seit ihrer Entlassung aus der deutschen Schule beim besten Willen keine Arbeitsausbildung empfangen konnten, Oberschlesier, die seit der Wirtschaftskrise und dem Ausbau des Sandomirer Reviers nicht wieder in Arbeit gekommen waren, und zahlreiche andere Kategorien von Menschen, kurzum eine Arbeitslosigkeit, die unendlich viel verwickelter war als die, welche die NSDAP. im Altreich bei der Machtergreifung vorgefunden hatte.

Ein Teil von diesem Arbeitslosenheer kam dem schnellen Wiederaanlauf der Berg- und Hüttenwerke zugute, und zahlreiche Ungelernte wurden im Straßenbau, bei Flußregulierungen, landwirtschaftlichen Meliorationen eingesetzt, andere nach dem Altreich vermittelt. Dagegen wird ein Strom von deutschen Menschen mit echter Pioniergefinnung dort aus Deutschland einwandern müssen, nachdem schon ein anderer Rückwandererstrom aus dem Osten Europas gekommen ist. „Bald“, schreibt Gauleiter Wagner, „wird das Fortwandern schlesischer Menschen abgestoppt sein, weil lohnendere Arbeit in der engeren Heimat winkt. Unternehmer, Ingenieure, Kaufleute, strebsame Menschen verschiedenster Berufsarten werden den Weg nach dem Osten antreten und im großschlesischen Wirtschaftsraume ihr Können unter Beweis stellen. Und es wird unsere besondere Aufgabe sein, diese Menschen mit Vorbedacht besonders in die zurückgeholten und mit dem Reich vereinigten Gebiete des Bezirkes Kattowitz zu leiten, damit in kürzester Zeit die Schäden beseitigt werden können, die polnische Entnationalisierungspolitik in rücksichtsloser Ungerechtigkeit angerichtet hat.“

Dabei ist es nicht die Absicht unserer Staatsmänner, den Kattowitzer Raum weiter über das Notwendige hinaus zu überfüllen, und alles das, was unter den erweiterten Absatzbedingungen möglich geworden ist, in diesem schwerindustriellen Bezirk zusammenzupferchen³³⁾. Ganz im Gegenteil, es wird Auflockerung der alten großen Ballungen schon aus sozial-hygienischen,

³³⁾ Josef Wagner, siehe Vorbemerkung.

siedlerischen Gründen erstrebt. Und dieser erste Grundsatz gesunder Raumneuordnung findet in Schlesien glücklicherweise geradezu ideale Entfaltungsmöglichkeiten. Auf der gesamten breiten Linie der Oderstromdiagonale und des Adolf-Hitler-Kanals können Industriewerke von Gleiwitz-Taband bis Breslau und darüber hinaus günstige, ja oft günstigere Standorte finden als im Kernrevier. Nicht daß nun alte Werke des oberschlesischen Industriegebiets ausgesiedelt werden sollten. Aber bei Neubegründungen könnte es sehr wohl zur Norm gemacht werden, daß die Bauerlaubnis dort nur in den Fällen erteilt würde, bei denen der Nachweis erbracht ist, daß das geplante Werk seiner Natur nach in solchem Maße an die Kohle gebunden ist, um an einem anderen Orte nicht annähernd ebenso günstig gebaut werden zu können. Tatsächlich ist dies ja bereits der Gang der Entwicklung. „Schon klingen Art und Spaten . . . entlang dem Adolf-Hitler-Kanal, um neue verarbeitende Industriewerke vorzubereiten³⁴⁾.“ Sie werden durchaus nicht am Adolf-Hitler-Kanal haltmachen müssen. Auch ist nicht gesagt, daß dies nur Eisen oder Kohle verarbeitende Werke sein könnten, auch eisen-schaffende Werke finden noch weiter nördlich gute Standorte. Die eigentliche Domäne des schwarzen Reviers werden in Zukunft die schwarzen Diamanten selbst sein und manches von dem, was sich unmittelbar aus ihrer chemischen Weiterverarbeitung ergibt, und das ist ja nicht wenig, rühren doch $\frac{3}{4}$, wenn nicht $\frac{4}{5}$ aller chemischen Industrie aus der Kohle her. Zusammen mit den an das Kohle- und Hüttenrevier selbst gebundenen Ergänzungsindustrien (Eisenkonstruktionswerkstätten, Dampfkesselschmieden, Draht- und Drahtseilfabriken, Kleiseisenzeugfabriken usw.) wird das alles so viel sein, daß man schon aus inneren Gründen des Reviers selbst an eine auflockernde Dekonzentration wird denken müssen, zu der ja jeder neue Wasserweg, jede Eisenbahnlinie, jede Autostraße, jede Elektrochiene usw. Möglichkeiten bieten wird. Manches wird auch das ökonomische Prinzip der Rationalisierung bewirken. So wird es z. B. nicht nötig sein, daß fast alle Ergänzungsindustrien in dreifacher Ausfertigung vorhanden sind, wie es bisher die drei Schutzollgrenzen erzwingen. Verfolgen wir diese Möglichkeiten der Auflockerung noch ein wenig weiter der schlesischen Flußdiagonale entlang, so finden wir in Odertal das Odertalwerk des Schaffgotsch-Konzerns — übrigens eines der schönsten Industriewerke Deutschlands, die elegant servierte Visitenkarte des oberschlesischen Reviers für den, der von der Reichsmitte kommt —, jetzt am Südrande des Regierungsbezirks Oppeln gelegen, ein Kohle weiterverarbeitendes Werk. Weiterhin das „weiße Revier“ von Kalk und Zement um Oppeln. Auch dieses Revier wird auf eine Hochkonjunktur rechnen dürfen, wenn die Stunde des Wohnungs- und des Industriebaues im großen nach Abwicklung der Kriegswirtschaft gekommen sein wird. Schon die Baukonjunktur der Autobahnen, des Adolf-Hitler-Kanals, der Westwallbefestigung war für diese Industrie nicht schlecht. Aber auch andere weiterverarbeitende Industrien

³⁴⁾ Wasserstraßendirektor Georg Franzius, Breslau: in „Der Südosten, Ostdeutsche Wirtschaftszeitung“, Breslau, Bd. 18, S. 458.

finden hier am Wasserwege günstige Standorte. Das beweist schon das Dasein einer nicht unbedeutenden Papier- und Zellstoffindustrie, die seit langem am Flußverkehrsrande des obererschlesischen Waldgebietes (aus dem ja die schwarzen Einzelreviere gewissermaßen „vasenhaft“ herausgeschnitten sind) von Ratibor über Cosel und Krappitz bis Brieg, ja darüber hinaus bis Breslau — Malsch — Glogau Standorte hatte. Hier wird in Umkehrung der bisher seit der Abtrennung Ostoberschlesiens und bedeutender Waldgebiete abbrockelnden Entwicklung (Ausfiedlung der Feldmühle Cosel nach Stettin) am Wasserzuge, besonders wenn der Ausbau des Adolf-Hitler-Kanals über Rattowitz hinaus neue Möglichkeiten schafft, neues Leben erblühen können³⁵⁾.

Für Mittelschlesien mit dem Waldenburger Revier im Hintergrunde und den ausgebauten Oderhäfen von Breslau und Malsch ist es unschwer vorauszu sehen, daß der Großhandel, das Ein- und Ausfuhrgeschäft, das Bank- und Transportgewerbe, die Mühlenindustrie usw. neue große Auftriebe erhalten werden. Vielleicht kommen sogar die wichtige Maschinenindustrie Breslaus, die landwirtschaftliche Maschinenfabrikation, der Waggon- und Lokomotivbau, neu entstehende Werften zu einer eigenen Eisen- und Stahlbasis in einem Hochofenwerk bei Malsch (Rasmannsches Projekt, das nach der Abtrennung Ostoberschlesiens entstand³⁶⁾). Im übrigen freilich ist Mittel- und Niederschlesien mit seinen hochwertigen Weizen- und Rübenböden zwischen Breslau und Liegnitz für die Ernährung so kostbar, daß hier in diesem Garten Schlesiens billige industrielle Gründe nicht im Überangebot stehen dürften. Selbst die Autostraßen haben beim Bau hier größte Rücksicht walten lassen müssen.

Recht glücklich fügte es sich, daß bei Goldberg, der einst führenden Tuchmacherstadt Schlesiens, heute industrieleer, die schlesische Naturausstattung eine wirkliche Ergänzung fand. Seit 1938 befindet sich ein durchaus nicht unbekanntes Kupfer-schiefer-vorkommen bei Haasel und in der Grödiger Mulde wieder im Großaufschluß und erweist sich mächtiger als das Mansfelder, wenn gleich es im Kupfergehalt erheblich niedriger ist. Aber wir haben ja im Zeitalter der Autarkie das Rennen nach den hochwertigen Erzen als eine gefährliche Refordsucht kennengelernt³⁷⁾.

Im übrigen werden die obererschlesischen Kraftströme auch den agrarischen Gebieten zugute kommen und bis in den Warthegau hinein die Maschinenverwendung erleichtern.

Freilich, zur Verwirklichung solcher Möglichkeiten wird es Jahrzehnte brauchen, und sie werden nicht nur Kapital, sondern Menschen und Rohstoffe kosten. Sollte im Vollzuge dieser Entwicklung neben Riesenbetrieben auch eine große Fülle kleinerer und mittlerer Werke entstehen, so wäre das kulturell und sozial außerordentlich zu begrüßen. Schlesien würde sich dann nicht nur

³⁵⁾ Günther von Geldern-Crispendorf: Die räumliche Verteilung der gesamtschlesischen Industrie. In: „Schlesisches Jahrbuch 1939“, S. 73, und die Wirtschaftskarte dort nach S. 76.

³⁶⁾ Richard Rasmann: Das Auswanderungsproblem der obererschlesischen Schwerindustrie. Breslau 1922.

³⁷⁾ D. Eisentraut: Der niederschlesische Zechstein und seine Kupferlagerstätte (Schriften der Reichsstelle für Bodenforschung) 1939. — W. E. Petraschek in diesem Jahrbuch S. 35.

rechnerisch auf dem Papier, d. h. in den statistischen Mittelwerten, sondern in der Tat der Wirtschaftsstruktur des schwäbischen Musterlandes, Württemberg, nähern. Denn heute ist es doch so, daß sich Gebiete mit weitgehender Streuung, wie der Schweidnitzer Kammerbezirk, nur in dem alten Textilgewerbegebiete am Gebirgsrande und seinem Vorfeld befinden³⁸⁾. Dazu wäre allerdings auch eine Durchdringung des oberschlesischen Industriegebiets mit Handwerkern und mittelständischen Existenzen erforderlich, denn gerade dem auf Neuland erwachsenen oberschlesischen Industriegebiete fehlt die breite handwerkliche Kulturschicht. Sie könnte jetzt im Zuge der Rückfiedlung gewissermaßen methodisch nachgeliefert werden. Voraussetzung ist dabei allerdings die Schaffung einer Käuferschicht, die handwerkliche Arbeit werten kann. Sie ist gegenwärtig in Oberschlesien sehr dünn gesät. Andererseits aber würde gerade eine solche kulturtragende, mittelständische Schicht wesentlich helfen, das Land rechts der Oder gewissen Osteinflüssen weiter zu entziehen.

Der Landwirtschaft wird die weitere Durchdringung des schlesischen Raumes mit Industrie einen wachsenden Bedarf nach immer mannigfaltigeren Erzeugungen, Gemüsen, Obst, Faser- und Spinnstoffen, Ölfrüchten und dgl., bringen. Dadurch wird ein sehr wünschenswerter struktureller Ausgleich nicht nur zwischen dem Oberschlesien rechts und links der Oder, sondern auch zwischen Ober-, Mittel- und Niederschlesien geschaffen. Eine wirtschaftskulturelle Hebung mittelbäuerlicher Schichten könnte viel von dem Sonderleben verschwinden lassen, zu dem die kleine einzelne Landschaft, der Berufsstand, das Dorf, die kleine Stadt in Schlesien noch allzusehr neigt. Auch hier liegt das Schwergewicht der schlesischen Probleme im psychologischen Ausgleich, im volksmäßigen Zusammenwachsen.

Am östlichen agrarischen Rande des Regierungsbezirks Kattowitz treten Kulturniveauunterschiede von sonst in Deutschland nicht gekannter Schärfe auf. Hier werden durch Umsiedlung, Siedlung und Begründung mittlerer und kleinster Landstellen neue Verhältnisse geschaffen werden. Dabei wird man im Umkreise der Industriestädte, der Industriedörfer und Industrieborddörfer die lebendige und gesunde Sehnsucht des schollenverbundenen schlesischen Kumpels nach einem Stückchen Land in Bergarbeitersiedlungen usw. nach Möglichkeit befriedigen und Lebensbedingungen bieten, die auf breiter Grundlage einen kulturellen Aufstieg ermöglichen³⁹⁾.

Es ist nicht die Aufgabe der vorliegenden Abhandlung, einläßlich auf volkspolitische Fragen zu antworten, das würde einen anderen, auch agrarpolitisch weiteren Rahmen erfordern. Nur auf einen volkspolitisch bedeutsamen Punkt sei noch hingewiesen, weil er sich aus der hier vorwiegenden industrie-geschichtlichen Betrachtung selbst ergibt und für die Entscheidung der völkisch Un-

³⁸⁾ Siehe Günter Schmolders: Der Wirtschaftsraum Schlesien im Großdeutschen Reich (Raumforschung und Raumordnung 1939), S. 439.

³⁹⁾ Josef Wagner a. a. O., S. 1396, Spalte 2. — Nonnenbruch in „B. B.“ 10. 12. 1939: Neubildung deutschen Bauerntums. — Wilhelm Zoch: Neuordnung im Osten. Dauernpolitik als deutsche Aufgabe. Berlin (Deutsche Landbuchhandlung) 1939.

entschiedenen von Wichtigkeit sein dürfte. Es steht zu hoffen, daß mit der fortschreitenden Aufwertung der geo-ökonomischen schlesischen Lage und der Verminderung des west-östlichen Wirtschaftsgefälles auch eine Minderung des Lohngefälles verbunden ist. Das würde einer Hebung der Lebenshaltung gleichkommen und manchem wertvollen Element die volkspolitische Entscheidung für das Deutschtum erleichtern. Denn es ist doch nun einmal in Ostoberschlesien so, daß zahlreiche Existenzen sich in einer wirtschaftlichen Lage befinden, in der ihnen die politische Entscheidung als ein „Lugus“ erschien, den sie sich nicht leisten können.

Eine solche Kulturscheide besteht an der ehemals österreichischen Grenze nicht. Wenn das Gebiet auch dem preußischen Beispiel in der modernen Schwerindustrie erst mit einem längeren Zeitabstand folgte, so war doch in der Textilindustrie, in der Landwirtschaft (Zuckerindustrie), in der Handwerkskultur das Niveau sehr hoch. Es war ja dieses Gebiet zusammen mit Böhmen das Hauptindustrieland des alten österreichischen Kaiserstaates und ganz aus deutscher völkischer Kraft erwachsen⁴⁰). Der slawischen Untermigration, die dann von Tschechen bzw. Polen gefördert wurde, wird durch Ansiedlung von Volksdeutschen, im Teschener Gebiet auch Wolhyniendeutschen, gesteuert.

*

Die lebendige Einbeziehung der neuen Gebiete wird am besten gelingen, wenn auch die Gauhauptstadt des schlesischen Raumes, Breslau, eine kräftige Führung ausübt, die nicht nur kulturell, sondern auch wirtschaftlich, auch unternehmerisch verstanden wird. Wer lange in Breslau und dann wieder in Oberschlesien gelebt hat, weiß, daß da und dort manches Vorurteil zu überwinden bleibt. Man spricht in Breslau nicht mit Unrecht von immer wiederkehrenden Abkapselungsbestrebungen der Oberschlesier, von ihrer Neigung, sich in ein eigenes Sonderdasein zu vergraben. Man sieht nicht ebenso deutlich und allgemein, daß diesen Neigungen gewisse sachliche und psychologische Momente zugrunde lagen. Das oberschlesische Selbstbewußtsein ist leicht verwundbar, der Oberschlesier fühlt sich in der kühlen, verstandesmäßigen, sachlichen Atmosphäre Breslaus, das auf Abstand hält, nicht ganz wohl. Solche Dinge soll man ruhig sagen und wissen und sich danach richten.

Gewiß wird Breslau als geistiges Zentrum, als Metropole, als Universität, als Stadt der Technischen und Kunsthochschulen, als Verwaltungsmittelpunkt, auch in der großen Tradition seiner Volksfeste, die vom Wollmarkt über den Maschinenmarkt zu der immer mehr erweiterten Breslauer Messe, die Jahrhunderte durchzieht, mit seinem entwickelten Sport-, Theater-, Musik- und Kunstleben, als eine der ältesten Großstädte Deutschlands auch in Zukunft eine bedeutende Anziehungskraft auf das größere Gesamt Schlesien und die gesunden Kräfte in den neuen Gebieten ausüben.

⁴⁰) Joachim Monner: Die Sudetendeutschen in Österreich. In: „Die Tat“. Jena 1935. S. 418.



Der erste Spatenstich für den Oder-Donau-Kanal
bei Blechhammer O.C. am 8. Dezember 1939





Rudolf Heß, Gauleiter Wagner, Reichsminister Dörpmüller am 8. Dezember 1939 in Blechhammer O.S.

Am 8. Dezember 1939 wurde auch der Adolf-Hitler-Kanal dem Verkehr übergeben





Ostoberschlesisches Industriewerk hinter polnischen Sperren

Polnischer Bunker bei Ekotschau





Polnischer Bunker
in einem deutschen
Dorf bei Bielitz



Polnische
Straßensperren
bei Pleß



Volksdeutsche
Flüchtlinge an der
schlesischen Grenze

Deutsche Truppen
überschreiten bei
Kawitsch die Grenze



Im befreiten Lissa



und Tarnowit





Polnische Zerstörungen. An der historischen Olša-Brücke in Teschen, die 1920—1938 den tschechischen und polnischen Stadtteil verband

Gesprengte Eisen-
bahnbrücke vor
Myslowitz
(im Hintergrund).
Hier stießen bis
1918 das deutsche,
österreichische und
russische Kaiser-
reich zusammen



Gesprengter Eisen-
bahntunnel in Bielitz



Zerstörter Bahnhof
in Lissa





Volkdeutsches
Gehöft bei Nikolai



Mitte September
1939 in Teschen



und Jablunkau

Doch ist es mit alledem nicht getan. Breslau muß auch auf wirtschaftlichem Gebiete und nicht nur im Großhandel und im Bankwesen, sondern auch in der Industrie sich der großschlesischen Aufgabe gewachsen zeigen: den Pionier, den Wegbereiter zu neuen Dingen, den neuen Gebieten in erheblichem Maße zur Verfügung stellen. Damit soll durchaus nichts gegen Kattowitz gesagt oder einer öden wirtschaftsbürokratischen oder kulturellen Zentralisation das Wort geredet sein. Das Land Schlesien gleicht in seiner Gestalt mehr einer Ellipse als einem Kreise, es kann zwei Mittelpunkte im engen Zusammenspiel sehr wohl vertragen wie Rheinland-Westfalen Köln und Essen. Wie um Köln und Essen, so kann sich auch um Breslau und Kattowitz ein Kranz starker Gemeinwesen legen.

Kein Wort auch gegen die lebendigste Beteiligung des ganzen deutschen Volkes an den neuen großen Südostaufgaben. Wie in der großen Zeit der Ostbewegungen wird erst dieses Betragen sein vom ganzen deutschen Volke den rechten innerlichen Gewinn bringen. Die Ostwendung kann ja für ein Weltvolk niemals Westverzicht oder ein Abmarsch in den Schmollwinkel sein. Sie muß Ausgangspunkt der Gesundung aus einseitiger Lähmung und innerlichste Überwindung alles des Trennenden werden, das an das bitterböse Wort „Ostelbien“ anschloß.

Vogt Bartold

Der große Zug nach dem Osten¹⁾

Am anderen Tag hielt ein klarer Himmel seinen blauen Schild über den Wald. Der Vogt rief zum Aufbruch. „Mut, Leute, es ist der letzte Tag, den wir im Grenzwald fahren!“

Der Junker hatte mit seinen Leuten die Spitze.

Die Sonne warf schräge Balken von Gold zwischen die Stämme. Sie trank den feuchten Brodem, der vom Regen im Walde hing. Am Laube funkelten Tropfen wie Demant und Rubin, und der Junker ritt mutwillig unter die hängenden Zweige, schüttelte sie und freute sich über den sonnenfunkelnden Regen. Und er sang eine neue Weise vom Ritt durch den goldenen Wald.

Gegen seine Gewohnheit ritt auch der Vogt an der Spitze des Zuges. Er ritt ohne Hut, und seine Stirne war entwölkt.

Hinter ihm knallten die Peitschen der Fahrer. „Jüh! Jüh! Voran! Hoh!“ Aus den Wagen sangen die Kinder. „Es ist ein glücklicher Tag!“ dachten sie alle und atmeten frei in der kräftigen Luft.

Es war noch nicht Mittag, da kam Bendig im Trabe zurück, sprach von einer Sperre und von Bewaffneten bei einem Blockhaus.

„Es ist die Grenzwehr“, sagte der Vogt, und seine Augen leuchteten auf, „sie bewachen die Einfahrt nach Schlesien.“

Er gab seinem Hengste die Sporen, rief den Junker und alle, die zu Pferde waren, und sie ritten im Trabe der Sperre entgegen. Sie winkten von weitem, daß sie als Freunde kämen.

An der Sperre zügelten sie ihre Gäule, die schnaubten und bissen in die Kandaren. Zwei Ritter traten aus dem Haufen der Reifigen. Der Vogt streckte beiden die Hände entgegen. „Begrüßt, wir sind Gäste des Herzogs!“

Der Jüngere faßte freudig die Hand. „Geid uns willkommen!“ Er sprach deutsch, wie der Vogt, und seine Augen lachten.

Der andere jedoch, ein bärtiger Mann, grüßte nicht wieder. „Habt Ihr Briefe, die es beweisen?“ fragte er unwirsch mit der Zunge der Slawen. „Sonst kehret um.“

Der Vogt holte die Briefe des Herzogs aus seiner Tasche und reichte sie jenem. Der Ritter begann, sie zu lesen, und seine Miene wurde finsterner mit jedem Wort, das er las.

¹⁾ Diese Erzählung ist mit freundlicher Erlaubnis des Schwarzhäupter-Verlages, Leipzig, dem bei ihm 1939 erschienenen und bereits in dritter Auflage vorliegenden sehr anschaulichen Buche von Hans Venatier, „Vogt Bartold. Der große Zug nach dem Osten“ entnommen.

Unser Nachdruck ist als ausdrückliche Empfehlung dieses den gesamtschleifischen Bestrebungen nahestehenden Werkes zu betrachten.

Indes waren die Wagen heran.

Der jüngere von den schlesischen Herren trat an des Junkers Pferd.

„Ihr seid ein starker Zug“, und er sah bewundernd auf Gespanne und Wagen. Aus den Plauen guckten Kinder und Mädchen.

„Ja“, sagte der Junker, „und du siehst noch nicht alles. Die Herde hält hinter der Krümmung.“

Der Schlesier sah an des Junkers Gurt. „Du bist ritterbar?“ fragte er. Als der Junker bejahte, fügte er hinzu: „Bei uns reitet kein Ritter mit Bauern.“

Der Junker wies auf Eggo und Seffert, die standen beim ersten Wagen. „Macht es Schande, mit diesen zu reisen?“

Der Schlesier sah die jungen Männer mit den kühnen Gesichtern. „Unsere sind anders. Denk' an mein Wort, wenn du sie siehst.“ Er hieb mit der Hand durch die Luft. „Peitsche, sonst nichts . . .!“

Er blickte voll Neid über den Zug, und da er die Mädchen sah, lachte sein Mund.

Indem hatte der bärtige Ritter die Briefe des Herzogs gelesen. Er gab sie dem Vogt zurück, doch er sah ihn nicht an. Auf seinen Wink schoben die reisigen Knechte die Sperre beiseite. Dann sprach er zum Vogt: „Fahrt hindurch. Ich kann es nicht hindern.“

„Warum willst du uns hindern?“ fragte der Vogt.

Der Alte schob einen Blick voller Haß nach dem Zug. „Wer liebt seine Würger?“ fragte er statt einer Antwort. Er wandte den Rücken und ließ den Vogt ohne Gruß.

Der Junker reichte dem jungen Schlesier die Hand. „Kommen noch mehr?“ fragte der Schlesier.

Der Junker fragte zurück: „Kam noch niemand hier durch, gleich unserem Zug?“

Jener verneinte.

„So sind wir die ersten!“ jauchzte der Junker. „Halte das Grenztor geöffnet! Halb Deutschland kommt hinter uns!“

Der Vogt gab das Zeichen zur Fahrt. „Jüh!“ scholl es im Zuge. Die Tiere ruckten an, und Wagen auf Wagen rollte durchs Grenztor.

Noch am selben Tage gingen sie über den Queis.

Nach einem kurzen, beschwerlichen Weg durch feuchte Waldniederung, wo die Knaben Knüppelholz schlagen und vor die Wagen legen mußten, damit es die Tiere erschleppten, tat sich endlich die Ebene auf. Da lagen Wiesen und Felder, das Korn stand in Blüte, Sonne schien darüber hin, in der Ferne sahen sie Dächer von Stroh.

Der Vogt hielt am Waldrand und schwenkte den breiten Hut. Er wies mit dem Arm über die lachende Au, und jedem Wagen, der an ihm vorbeirollte, rief er die frohe Botschaft zu:

„Dies Land heißt man Schlesien, Leute!“

Da jauchzten die Leute aus voller Brust, begrüßten das Licht und das Land und atmeten tief und befreit. Die Kinder sprangen aus den Wagen und

hüpften am Rain, fangen und lärmten. Die Hunde umfläfften das Zugvieh, bebellten die Räder und jagten wie toll zwischen den Kindern. Ochsen und Pferde vor den Wagen hoben die Köpfe, schüttelten sich, und die Hengste wieherten vor Lust. Als Seffert mit der Herde aus dem Walde trat, erhob sich gewaltiges Blöken und Muehen. Die Kälber und die Lämmer taten hurtige Sprünge, und selbst die alten Liere begannen zu traben. Die Männer konnten das Knallen mit den Peitschen nicht lassen, und die Frauen sahen mit hellen Gesichtern aus dem Wald über das Land.

„Es ist Schlesien! Gelobt sei Gott, der Herr! Wir sind da!“

Sie lagerten auf einem grünen Plane und waren lustig und guter Dinge. Der Vogt gebot Bendig, jedem Manne aus dem großen Fasse, das er von Baußen her auf seinem Wagen mitschleppte, Bier zu zapfen.

„Und den Frauen auch!“ rief er hinterdrein, da Bendig sehr eilig davonlief, „aber nur halb!“

Sie tranken alle das kühle Bier, und jeder kam, mit dem Vogte anzustoßen. Die Kinder liefen zum Junker.

„Junker! Junker!“

Der setzte die Kanne ab, aus der er eben den ersten gewaltigen Zug heben wollte. „Was gibt's, ihr Griebische?“

Die Kleinen stellten sich vor ihm auf. „Die Großen trinken Bier, und uns geben sie nichts!“ klagten sie ihm.

Der Junker heuchelte Born. „Feige ist das, ja wirklich feige!“

Die Kinder bettelten: „Laß uns aus deiner Kanne trinken!“

Der Junker zog eine bedenkliche Schnute. „Ihr bekommt einen Rausch, dann fallt ihr ins Gras, und Herr Heuschreck beißt euch die Nase ab!“

„Ach nein“, prahlten die Kinder. „Wir sind stark, wir vertragen schon einen tüchtigen Stiebel . . .!“

Da lachte der Junker und ließ sie trinken, jedes einen Schluck, die Kleinen einen kleinen, die Großen einen großen. Die Kinder waren selig, hüpften davon, taten, als wenn sie torfelten, ließen sich hinfallen und wälzten sich lachend und lallend im Grase. Dies Spiel nannten sie Trunkenmann. So glücklich waren sie alle, daß sie der langen Haft im Bauche der Wagen entronnen waren.

Während sie tranken und fangen, sahen sie Rauch über dem Walde.

„Feuer!“ rief Bendig.

Sie meinten alle, es müsse an der Grenzsperre sein.

„Reite hin!“ gebot ihm der Vogt.

Bendig warf sich auf den Braunen und stob im Galopp davon.

Es wahrte nicht lange, so war er wieder da. Er lachte über das ganze Gesicht, als er vom Pferde sprang. Sie umdrängten ihn fragend.

„Wo war es?“

Bendig strahlte noch immer. „Der junge Ritter hat das Verhau verbrannt, durch das wir noch heute mußten. Er sagte: „Die Deutschen sollen hier frei hindurch!“ Ein Teil der Kriegsknechte half ihm beim Brand. Sie waren betrunken vor Freude!“

„Und der alte Ritter?“ fragte Gude. „Es war ein Murrkopf!“

Vendig griff nach einer Kanne mit Bier. „Der Alte?“ frug er zurück und hob den Krug an die Lippen. „Der Alte hat sich erhängt!“ Und ohne abzusetzen, trank er die Kanne leer.

Die Leute sahen sich betroffen an und gingen schweigend ein jeder an seinen Platz. Aber bald waren sie wieder fröhlich, zechten und lärmten wie vorher.

Die Sonne ging hinter dem Walde unter und war eine glatte, rote Kugel ohne Flecke noch Makel. Ein wolkenloser Abend stieg herauf, und eine sternklare Nacht beglückte sie alle.

Am anderen Tage, noch ehe es Mittag ward, brachten sie die Lichtung hinter sich, und es begann wieder Wald. Viele Stunden fuhren sie durch den Wald, der war dicht wie der Grenzwald.

Da hörte man Murren im Zuge. „Wir dachten, wir hätten den Grenzwald hinter uns, und nun beginnt er von neuem?“

Gude steckte den Kopf aus dem Wagen.

„Schafsköpfe!“ schalt er. „Wäre in diesem Lande kein Wald, dann wäre überall Acker. Wo aber wolltet ihr Acker nehmen? Segnet die Wälder, an jedem aufrechten Stamm hängt unsere Hoffnung!“

So schrie er erbozt. Dann zog er den struppigen Schädel ein. „Aber das hat unterwegs den Wisz verloren . . .“

*

Durch üppigen Wald und kärgliche Felder näherten sie sich einem Dorfe der Slawen. Die niedrigen Hütten versteckten sich unter Pappeln und Erlen. Über dem Dorf erhob sich ein breiter, vierkantiger Turm.

„Hat der Herzog von Schlessien hier seinen Stockturm?“ fragte der Schuster.

Um den Turm floß ein trübes Wasser, davor lag ein Ager. Da die Sonne darauf schien, lockte sie der Platz.

„Hier wollen wir rasten!“ riefen die Leute, und der Vogt gab das Zeichen zum Halten.

Die slawischen Bauern, wie sie den langen Zug der schönen Wagen sahen, strömten herzu, und als ihnen der Vogt in ihrer Sprache zurief, nahmen die Männer die Pelzmützen ab, die sie auch an diesem warmen Sommertag bis über die Ohren zogen, nahen barhaupt und sprachen mit ihm.

Der Vogt hörte sie an. Dann wandte er sich zu den Leuten. „Bleibt noch sitzen, ihr Leute! Die Slawen sagen, ihr Herr, der dort in dem Turme wohnt, sei ein böser Herr, und er duldet keine Fremden auf seinem Ager. Er wird uns verjagen, meinen die Slawen. Ich will mit ihm reden.“

Er schwang sich vom Hengst und schritt über die Grabenbrücke zum Turm.

Im Torbogen trat dem Vogt der Ritter entgegen, und die beiden Männer begrüßten einander nach der Sitte der Slawen. Dann brachte der Vogt seine Bitte vor, er sprach in slawischer Zunge. Der Ritter fragte in gleicher Sprache, woher und wohin? Da sagte ihm der Vogt, daß sie Deutsche seien, aus Franken

und Hessen zumeist, und der Herzog von Breslau habe sie als Bauern ins Land gerufen.

Da flog ein heller Schein über des Ritters Gesicht. Er schlug sich vor die Stirn und rief auf deutsch: „Sind wir doch traurige Hänse!“ Und er lachte vor Freuden und umarmte den Vogt. Dann stürzte er in den Turm zurück und rief die Stiege hinauf: „Frau! Weib! Deutsche sind da! Wo bist du? Schnell! Deutsche! Deutsche!“

Der Vogt hörte hurtige Schritte die Treppe herunterklappern, und eine Frauenstimme rief: „Deutsche? Wo?“

„Hier!“ schrie der Mann außer sich, „auf dem Ager, die ganze Wiese voll!“

Da kam die Frau gelaufen, so schnell, daß die langen Zipfel an den Ärmeln ihres Gewandes flogen, und ehe sich's der Vogt versah, war sie an ihm vorbei und an den Wagen, der Ritter hinterdrein.

„Steigt aus den Wagen! Lagert euch! Heute, morgen, solange ihr wollt!“

Als die Leute aus dem Wagen quollen, drückte der Ritter den Männern die Hand: „Willkommen! Willkommen!“ Er schüttelte Eggo die Hand, quetschte Bauern die Faust, fiel den Knechten um den Hals, und Gudemutter, die wegen ihrer Rundlichkeit schwerfällig vom Wagen kroch, schwenkte er herab und wirbelte sie im Kreise, daß ihr der Atem verging. Und er lachte in einem fort, und die Tränen rannen ihm über die Backen.

„Deutsche . . . Deutsche . . . endlich . . . endlich!“

Seine Frau begrüßte die Frauen. „Wo seid ihr her? Aus der Wetterau? Von Würzburg? Aus Alsfeld? Ist jemand von Fulda? Ich bin aus Fulda, und mein Mann stammt aus Odruff . . .“

Sie hob die Kinder aus den Wagen. „Kommt, ihr Engelnchen! Ach, so müde vom langen Fahren . . . bleibt schön hier . . . Morgen back' ich euch Kuchen . . . Mögt ihr gern Honig?“ Sie küßte die Kinder, und selbst Jäckelfrieders Rognase machte ihr nichts.

Die Slawen standen scheu um den Platz und sahen verwundert auf ihren Herrn. Der klatschte in die Hände und rief in slawischer Sprache:

„Bringt Holz, Kerle! Macht Feuer! Ihr Weiber — Wasser in die Kessel! Hurtig, hurtig! Bedient diese Herren!“

Die Slawen eilten nach seinem Befehl. Als sie Holz brachten, wollten die Knechte der Deutschen helfen, das Feuer zu zünden. Aber der Ritter hielt sie zurück: „Merkt euch dies eine: in diesem Lande sind wir Deutschen immer nur Herren!“

Er eilte durch den Schwarm der Fahrer zu seiner Frau: „Frau! Weib! Wozu haben wir gestern den Ochsen geschlachtet? An den Bratspieß mit ihm! Und der Wein wird angestochen! Was soll er uns? Leute — ein Hauptmahl!“ Und er riß den langsamen Lode an der Schulter, daß dem die Funken vor den Augen tanzten. Dann stob er davon in den Turm, und die Leute hörten ihn drinnen befehlen. Auch die Frau riß sich los und sprang in den Turm zur Arbeit.

Die Leute schlugen ihr Lager, wie sie gewöhnt waren. Die Slawischen brachten Holz und Wasser und machten Feuer, dann brien sie den Ochsen am Spieß.

Als alles fertig war, schänkte der Ritter den Wein, und sie saßen um die Feuer, aßen, tranken und waren guter Dinge. Der Ritter ließ sich alles erzählen, und seine Frau fragte nach den Leiden und Sorgen der Weiber.

„Nun aber erzähle du!“ sprach Jäkel zum Ritter.

Da war er ein thüringischer Herr, der hatte dem Herzog Heinrich von Schlesien Dienste geleistet gegen die Polen und gegen seine Vetter von Krafau und Ratibor. „Als Lohn erhielt ich dies Dorf und den Wald mit seinen Gerechtsamen und Einkünften. Da ich der einzige Deutsche bin auf Meilen in der Runde, hieß ich die Slawen, mir diesen Turm bauen, darin ich vor ihnen sicher bin und über sie herrsche. Aber es sind gutartige Leute, und sie tun keiner Fliege ein Leid.“

„Gefällt es dir in diesem Lande?“ fragten die Leute, denn das waren sie begierig zu hören.

Der Ritter senkte die Augen. Dann sprach er bedächtig: „Die Jagd ist gut, viel Wild, edles Rauchwerk im Winter, Fischteiche und Tonnen von Honig, und die Slawen zinsen mir von ihren Äckern und bestellen dazu meine Felder. Jedoch . . .“, und er hielt inne.

„Was, aber . . .?“ fragten die Leute und spähten nach den Mienen des Ritters.

Der senkte das Haupt und sprach mit leiser Stimme: „Seit Jahren heute das erste Wort deutsch . . .“ Doch gleich schüttelte er das Heimweh vom Herzen und sprang lachend auf die Beine.

„Doch heute seid ihr da! Lustig, ihr Leute, es wird eine klare Nacht!“

Er bat sie, die alten Lieder zu singen. Da rückten die Leute enger ums Feuer und taten nach seinem Gefallen — von der Linde im Tal, vom zersprungenen Ringlein, vom schwarzbraunen Zimmergesellen, der baute dem Markgrafen sein Haus, und alle anderen, die sie noch kannten.

Der Ritter und seine Frau lauschten und sangen, wie es ihnen gefiel, und der Ritter ließ von den slawischen Knechten die Becher füllen, so oft sie geleert waren.

„Kennt ihr: Traut Hänselein?“ Sie sangen es. „Den Kuckuck, der in die Wolken fiel?“ Sie sangen auch das. „Und nun noch das Käuzelein!“

Da sangen sie alle:

„Ich armes Käuzelein kleine,
Wie soll ich fliegen aus?
Im Wald so ganz alleine
Macht mir so manchen Graus!
Das macht der Eulen Ungehalt,
Ihr Trauern mannigfalt —
„Ich armes Käuzelein . . .“

Über den Häuptern der Säger kreisten die Sterne. Der Mond stieg und fiel, sie wurden nicht müde. Sie tranken und sangen. Das Feuer schien rot in der Nacht, und die Lieder hallten weit über die Heide. Über dem Lager der Deutschen erhob sich der dunkle, kloßige Turm. Mit dem Morgengrauen erst gingen sie schlafen.

Am anderen Tage ließ der Ritter sie noch nicht fort. Er führte die Männer in sein Gewölbe, und jeder durfte das Fell eines Tieres aussuchen, vom Fuchs, vom Wolf, vom Biber, was jeder mochte.

„Ihr werdet es brauchen“, sagte der Ritter. „Hier sind die Winter kälter als daheim!“

Derweil buk seine Frau Honigkuchen für die Kinder, und jeder Hausfrau schenkte sie volle Waben dazu: „Für unterwegs . . .“

Die Weiber wollten ablehnen: „Du machst dich arm . . .!“

Die Frau aber lachte: „Daran haben wir Überfluß“, und sie zeigte den Weibern ihre Speisekammern, die barsten von Würsten, Schinken und Speck, von Käse und gedörrtem Fisch.

Die Weiber machten neidische Augen. Doch sie wurden getröstet: „So ist es hierzulande. In ein paar Jahren habt ihr es auch so.“

Als die Leute zu Mittag ein wenig ruhten, saß der Vogt beim Ritter in dessen Gemach. Aus dem Fenster sah man weit über das Land.

„Dies alles ist mein Wald“, sprach der Ritter und zeigte dem Vogt.

Der Vogt sprach: „Du lebst einsam als Deutscher?“

Der Ritter seufzte: „Der nächste deutsche Herr wohnt drei Tageritte von hier. Es ist schwer für mich, schwerer für meine Frau. Aber besser einsam in Schlessien als enterbt im Thüringer Wald.“ Und er nahm einen tiefen Schluß aus dem Becher.

Der Vogt sah in Gedanken über den Wald. „Ruhest du den ganzen Wald?“

Der Ritter lachte und winkte ab. „Raum den zehnten Teil. Er ist sehr groß.“

Da rückte der Vogt seinen Stuhl dicht an den Mann: „Tue gleich dem Herzog. Schicke Boten ins Reich, laß Leute sammeln, wie ich es tat, Bauern und Handwerker, und gib ihnen den Teil des Waldes zu roden, den du nicht brauchst, ein Dorf, zwei Dörfer, das beurteile selbst. Dann hört deine Einsamkeit auf.“

Der Ritter schüttelte den Kopf. „Dies Land ist im Reiche verschrien als Heimat der Bären und Wölfe. Niemand wird kommen.“

Der Vogt sah den Ritter an. „Wir kamen auch. In Deutschland ist Not. Bedenk' es! Versuche es! Deine Einkünfte steigen“, setzte er hinzu.

Als sie am nächsten Tage aufpакten, hielt der Schuster den Vogt am Armel. „Wie lange noch, Vogt?“

Die Frage wurde gehört, und viele Leute umdrängten den Vogt, vornehmlich Weiber. „Ja, wie lange noch, Vogt?“ und ihre Augen hingen an seinen Lippen.

Er sprach: „Drei Wochen.“

Da seufzten die Frauen. „Es ist sehr schwer für uns, Vogt . . .“

„Macht euch fertig, ihr Leute!“

Der Ritter und seine Frau gaben dem Zuge zu Pferde ein Stück das Geleite. An der Grenze ihres Waldes nahmen sie Abschied. Sie grüßten und winkten. Dem Vogt drückte der Ritter die Hand:

„Ich habe es bedacht, ich will es wagen!“

Da drückte ihm der Vogt kräftig die Faust: „Die Deutschen!“ sagte er.

Am Waldrand hielten Mann und Frau noch lange und sahen dem Zuge nach, wie er durch Wiesen von heureifem Gras entwand.

*

Sie erreichten die Hohe Straße, da rollten die Wagen geschwinder.

„Warum fahren wir nicht immer auf dieser Straße?“ fragte Jäkel den Vogt, der neben ihm ritt.

„Sie kommt von Leipzig“, erklärte der Vogt, „man braucht auf ihr acht Tage länger für die Reise von Naumburg bis Breslau. Ich denke, gerade du lobst die Ersparnis.“

Westwärts erhob sich über der Straße Hügel und Burg.

„Seht, Leute“, rief der Vogt, „die erste Feste des Herzogs von Schlesien!“

Jäkel schwenkte verächtlich die Peitsche. „Es ist eine kleine Burg, und sie ist nur von Holz.“

„Bunzlau nennt man die Burg“, sagte der Vogt.

Alle Tage hatten sie jetzt beständiges Wetter. Weiße Wolken zogen im Westen auf, überholten den Zug und verloren sich ostwärts. Der Himmel war freundlich und blau. Ein kühler Wind wühlte im Korn, und wie der Wind, so mochte das Singen im Zuge nicht enden, und wer nicht sang, piff ohne Unterlaß. Sie reisten bequem mit heruntergelassenen Plauen. Wer es mochte, blieb im Wagen, und vom erhöhten Sitze hielt er Umschau im Lande. Wem es anders gefiel, der wanderte neben den Wagen, Kinder und Hunde sprangen am Rande der Straße. Die Eltern nickten sich zu: „Sie werden es gut haben . . .“, und alle Herzen waren froh.

Heilquellen und Heilklima im schlesischen Raum

Das schlesische Heilgut gehört zusammen mit dem sudetenländischen zu einem ausgedehnten, durch eine ungewöhnlich große Zahl wertvoller Heilquellen ausgezeichneten Raum, der zum größten Teil Mittelgebirgscharakter trägt, im Riesengebirge und im Altvater jedoch, als einzigem Gebiet des großdeutschen Mittelgebirges, ausgesprochen alpinen Charakter annimmt. Und nicht nur die Zahl, sondern auch die große Verschiedenartigkeit, die nicht leicht wiederholte Eigenart und der große therapeutische Wert der Quellen und heilklimatischen Zonen, alle diese Dinge liegen im Herzen des heutigen Großdeutschland, ein wahrer, von allen Seiten des Großdeutschen Reiches gleich gut erreichbarer Gesundbrunnen. Und es ist so, als ob die charakteristische Eigenschaft dieses Raumes auch in ihrer Bestimmung als Heilgarten und Gesundbrunnen die Menschen und Verhältnisse gestaltend beeinflusst hätte. Denn an seinem Rande wird 1830 zum ersten Male in Franzensbad und Marienbad das Moor zu Heilzwecken verwendet. Hier ist um die gleiche Zeit in Nieder Lindewiese durch den Bauern Schroth seine berühmte Kur, etwas später in Gräfenberg die Wasserkur entstanden; in den fünfziger Jahren des vorigen Jahrhunderts ging durch Brehmer von Görbersdorf die Klimatotherapie der Tuberkulose aus; aus den Rückständen der Materialien von Joachimsthal gewann das Ehepaar Curie zum ersten Male das reine Element Radium, und das berühmte sudetendeutsche Bäderdreieck Karlsbad, Franzensbad und Marienbad ist auch die Wiege der deutschen balneologischen Forschung.

Geologisch nimmt der gesamtschlesische Heilraum Anteil an jenem großen Randbruch des Sudetengebirges, der von Karlsbad bis Teplitz den aus der Tiefe sprudelnden Wässern die Wege geöffnet hat, während im Osten eine davon unabhängige Bruchlinie, diesmal am nördlichen Außenrand des Gebirges, die schlesischen Heilwässer von Schwarzbach und Glinsberg über Warmbrunn bis zum Gläser Bergland, Rudowa, Reinerz, Altheide, Langenau und Landeck und von hier weiterreichend um den Altvater herum Karlsbrunn, Johannisbrunn und Blanda aufweist.

Am westlichen Rande des gesamtschlesischen Raumes setzen die weltberühmten alkalischen Thermen von Teplitz, die auch einen beachtlichen Radiumgehalt aufweisen, den Charakter der Egerer Quellen nach Osten fort, und solche alkalische Thermen erscheinen noch weiterhin in der nach dem Elbetal auslaufenden Bruchlinie in Aussig und Schreckenstein. Kalte alkalische Brunnen von besonders hohem Wert sind in Bilin vorhanden, eine rein alkalische Quelle, wie sie von diesem Charakter selten ist und dem berühmten Vichy nicht nachsteht. Zu dieser Quellengruppe gehört aber auch schließlich das zwischen Teplitz und

Bilin austretende Quellengut in Saidschitz, eine Bitterquelle, bedeutsam dadurch, daß sie fast kochsalzfrei ist, wie übrigens alle Quellen des Sudetenraumes. Durch die Heimkehr des Sudetenlandes und damit auch des schlesischen Raumes ist das deutsche Heilgut entscheidend bereichert worden. Wir haben im Reich bisher keine so wertvolle wirksame Bitterquelle besessen. Die diesbezüglichen Quellen des Altreichs enthalten mehr oder weniger Kochsalz, und sie stehen in dem für die Wirkung der Bitterquellen entscheidenden Bestandteil, dem Sulfation, hinter dem ausländischen und in Deutschland deshalb bisher viel gebrauchten ungarischen Wasser Hunyady-Janos zurück. Die Saidschitzer Quelle aber steht an Wirksamkeit dem ungarischen Wasser nicht nach, so daß wir, wie in vielen anderen Dingen, durch die Erweiterung des schlesischen Raumes auch hierin nun das noch Fehlende ergänzen können und vom Ausland unabhängig geworden sind. Tepliz ist ein altes Soldatenbad, schon zu Zeiten der Maria Theresia wegen seiner Thermen durch seine besondere Heilkraft bei den Erkrankungen des Bewegungsapparates, bei der Heilung versteifter Gelenke und verkürzter Muskeln berühmt und auch wegen seines Wertes für die Wundheilung, die vielleicht mit dem Radiumgehalt dieser Quellen zusammenhängt, geschätzt. Radiumhaltige Thermen haben aber einen besonderen Wert in der Behandlung der rheumatischen Erkrankungen, die ja auch den Bewegungsapparat betreffen und bei der großen Ausdehnung der rheumatischen Erkrankungen in Deutschland ist jedes Heilgut, das uns hier Nutzen bringt, willkommen. In dem Raum westlich der Elbe fließen noch wertvolle alkalische Tafelwässer, so das Maffersdorfer und stehen uns außerdem die Moorbäder von Kunnersdorf und Andersdorf, letzteres mit einer Schwefelquelle ausgestattet, zur Verfügung. Auch Tepliz hat seinen großen Heilapparat durch Moorbäder vervollständigt im Sinne einer umfassenden Behandlung der Bewegungsstörungen.

Gehen wir östlich der Elbe am Nordrand des Gebirges in den uns dort begegnenden Bädern entlang, so haben wir wie auf eine Perlschnur gereiht die hintereinander folgenden Quellenorte mit kohlensäurehaltigen Quellen Liebowitz, Schwarzbach, dann weiter östlich, südlich der Heuscheuer und ins Glaser Land hinübergreifend, Rudowa, Reinerz, Altheide und Langenau. Diese Orte haben sich zum Teil zu berühmten Herzbädern entwickelt, da ja die kohlensäurehaltigen Quellen heute mit zu dem wertvollsten therapeutischen Apparat in der Behandlung der Herz- und Kreislaufkrankheiten gehören. Es ist daher eine für ein schwer arbeitendes Volk recht bedeutsame Tatsache, daß uns auch im schlesischen Raum so wertvolle Herzbäder zur Verfügung stehen, denn die Todesfälle an Herz- und Kreislaufkrankheiten übertreffen heute an Zahl die aus Tuberkulose und bösartigen Geschwülsten zusammengerechnet. Den Herzbädern des schlesischen Raumes, auch denen im Sudetenland, kommt eine besondere Note zu durch ihre klimatische Eigenschaft. Das sudetenländische und das schlesische Gebirge sind schon weit nach Osten und Norden in den kontinentalen Raum vorgeschoben. Verglichen z. B. mit den Alpen, verzeichnen wir aber die wichtige Tatsache, daß diese in den konti-

nentalen Raum weiter hineinragenden Mittelgebirge eine kühlere Beschaffenheit, bevorzugte Klarheit und Durchsichtigkeit der Luft im Sommer haben, alles Dinge, die, wie man ungefähr sagen kann, die klimatische Beschaffenheit dieser Orte, verglichen mit den Alpenorten und den Kurorten weiter nach Süden und Südwesten, etwa um 300—400 m erhöhen. Ein Herzbad im Schlesierland, das in 300 m Höhe liegt — und diese Höhe erreichen und überschreiten alle die genannten Kurorte —, entspricht einem Alpenkurort in 600 bis 700 m Höhe. Das macht die Luft feiner und kühler, erleichtert dem von Stauungen geplagten Kreislaufkranken die Atmung und macht ihn wegfähiger und beweglicher, ein wichtiger Faktor in der Behandlung. So läßt sich sagen, daß Karlsbrunn im Altwater, das sich der obengenannten Kette anschließt, mit seinen 800 m Höhe und gar mit seinem ihm angeschlossenen Kurheim in der Schäferei in 1300 m Höhe neben seinen kohlenensäurehaltigen Eisenquellen als Herzbad auch gewaltige klimatische Faktoren in dieser Beziehung aufweisen kann. Und so können, durch den klimatischen Charakter gekennzeichnet, so nahe beieinander liegende Bäder wie Rudowa, Reinerz, Alttheide ganz verschiedene Aufgaben lösen. Rudowa, nach Süden offen und schon in den böhmischen Raum hineinschauend, mit weicher Luft, Reinerz in einem windgeschützten, kühlen, höheren Tal des Gläser Gebirges und Alttheide, offener nach Osten, mit frischer, klarer und trockener Luft. Hier fangen schon bestimmte Unterschiede in der Krankenauswahl an, die Arbeit des Arztes zu unterstützen. Das um so mehr, als unter den genannten Orten Rudowa durch seine günstigen Erfahrungen bei der Behandlung von Schilddrüsenkranken sich einen Platz erobern konnte. Der Schilddrüsenkranke leidet an der durch den dauernden Reizzustand der Schilddrüse erhöhten Eigenproduktion des Schilddrüsenhormons, das stark jodhaltig ist. Ihm kann man helfen, wenn man ihn in ein jodarmes Milieu schießt, denn das Jod ist überall verbreitet, besonders stark an der Seeküste, wo es durch die Zerstäubung und Verspritzung des jodhaltigen Tangs in die Luft kommt, oder in der Nähe der Gradierrhäuser jodhaltiger Quellen. Verhältnismäßig selten sind die Bezirke, wo das Jod dem Milieu fast ganz fehlt, wo die Niederschläge und der Boden, die Wässer, die aus der Erde kommen, die Ackerkrume, die Früchte des Feldes und des Gartens und die Milch der Kühe so gut wie nichts von Jod enthalten. Dann muß der Körper seine erhöhte Eigenproduktion verbrauchen, und er wird auf diese Weise sozusagen entgiftet. Und nun haben Untersuchungen der Reichsanstalt für das deutsche Bäderwesen an der Universität Breslau nachweisen können, daß wir am Nord- und Nordweststrand des Gläser Berglandes ein besonders jodarmes Milieu vor uns haben, wodurch die alten Erfahrungen der Breslauer Medizinischen Klinik hinsichtlich der Heilsamkeit des dortigen Klimas für die Basedowkranken erklärt werden konnten.

Über den schlesischen Raum verbreitet sind schließlich in Teplitz, in Glinsberg und Landeck radiumhaltige Wässer, denen wir nach den zwar erst kurzen, aber sich täglich mehrenden Erfahrungen der letzten Jahrzehnte heute eine bewährte Heilkraft vor allem bei den Altersstörungen, bei Nervenentzündungen



dungen, Gelenkerkrankungen usw. zuschreiben können. In den akrafischen und Schwefel-Thermen in Warmbrunn und Johannisbad, in Landeck und Ullersdorf haben wir brauchbare Mittel gegen das Rheuma, in den an diesen Orten und auch anderwärts gebrauchten Moorbädern und -packungen ein wichtiges Mittel gleichfalls gegen rheumatische Erkrankungen, dann vor allem aber auch bei Frauenkrankheiten. In Johannisbad hat sich mit der dortigen akrafischen Therme eine besonders wertvolle Heilstätte für die Behandlung der Lähmungen, die im Gefolge der Polyomyelitis (Kinderlähmung) auftreten, entwickeln können. Es kommt bei dieser Krankheit darauf an, frühzeitig und unermüdlich durch eine Unterwassertherapie in einer sanften Therme die leblos gewordenen Nerven und Muskeln wieder zu beleben.

Und schließlich haben die Ereignisse des polnischen Krieges den ostschlesischen Raum wieder an das schlesische Land angeschlossen und uns auch hier eine besonders wertvolle, ergänzende Gruppe von Heilquellen gebracht. Die sudetenländischen und schlesischen Gebirge sind Kochsalzarm und Kochsalzfrei. Hier haben wir keine Solquellen, und so fehlte dem östlichen deutschen Raum überhaupt und Schlesien besonders seit 1918 das wertvolle Heilgut der besonders bei Kinderkrankheiten bewährten Solquellen. Jetzt sind Jastrzemb-Königsdorff und Gottschalkowitz als Solquellen wieder zum schlesischen Raum gekommen. Es sind leicht jodhaltige Solen, denen sich Darkau, die nunmehr stärkste Jodquelle, mit 20 mg Jod in 1 kg Wasser anschließt.

Über die genannten Heilorte, die vor allem als Bäder durch ihre wertvollen Quellen für die Volksgesundheit von hoher Bedeutung sind, hinaus birgt der schlesische Raum in seiner herrlichen Landschaft eine große Fülle im Sommer und Winter gleich kostbarer Erholungsorte und Luftkurorte, die für den Städter und für den Arbeiter unter Tage als Erholungsstätten von seiner schweren Arbeit, als Ziel für den rüstigen Wanderer und als Tummelplätze für die Kindheit und Jugend, die sich im Sommer in der Sonne und in den strahlungsreichen Monaten des Winters dort tummelt, von großer Bedeutung sind.

So ist unter den vielen mit Gesundbrunnen und Kurorten ausgestatteten Zonen des Großdeutschen Reiches der schlesische Raum mit seinem reichen und vielgestaltigen Inhalt, seiner schönen landschaftlichen Lage und der charakteristischen Gestaltung seiner Quellen, seiner Bäder und seines Klimas von besonderem Werte.

Der Abwehrkampf der südposenschen und nordschlesischen Gebiete 1918/19

Gegenüber der großen Bedeutung der oberschlesischen Kämpfe und des Verlustes eines großen Teils dieses Landes sind die Vorgänge, die sich an der mittel- und niederschlesischen Grenze unmittelbar nach dem Weltkriege abspielten, in den Hintergrund getreten. Daß auch Teile Mittelschlesiens, und zwar der Kreise Namslau, Groß Wartenberg, Militsch und Gubrau an Polen abgetreten worden sind, übersieht der Durchschnittsdeutsche meistens, wenn von der schmerzlichen Verstümmelung Schlesiens durch das Versailler Diktat die Rede ist. Und doch sind diese Gebiete ebenso tapfer verteidigt worden wie das oberschlesische Land.

Schuld an all dem Entwürdigenden und Schmerzlchen, das damals die preußischen Ostmarken erleben mußten, war das von den Novemberhelden heraufbeschworene Revolutionschaos, in erster Linie die Tätigkeit der Arbeiter- und Soldatenräte, in Schlesien meist „Volksräte“ genannt. Wie in den meisten Städten der inneren und östlichen Gebiete Posen, hatten es die Polen verstanden, in manchen Städten mit deutscher Mehrheit an der mittelschlesischen Grenze, wie Kempen, Schildberg, Ostrowo, Krotoschin, Jutroschin, von vornherein das Übergewicht in den Räten zu bekommen, während in den rein deutschen Städten Rawitsch, Carne, Bojanowo, Lissa, Fraustadt u. a. die Deutschen zwar weitaus die Mehrheit in den Räten besaßen, aber in ihrem Revolutionsfimmel vielfach die schwere nationale Gefahr in der Provinz Posen völlig übersahen. Zum Teil waren die Mitglieder der Räte auch landfremde Elemente, die von den politischen Problemen des Ostens keine Ahnung hatten. Den Beweis dafür lieferte der Volks- und Soldatenrat in Rawitsch unter dem Vorsitz des Sergeanten Niederlich, eines Schlesiens. Als nämlich die Polen, wie überall, auch in Rawitsch einen „Polnischen Volksrat“ zur Wahrung ihrer nationalen Forderungen gründeten und die Deutschen daraufhin unter Führung des Verfassers vorliegender Zeilen einen „Deutschen Volksrat“ als Gegengewicht ins Leben riefen, beschloß der A.- und S.-Rat, den Deutschen Volksrat aufzulösen, da er überflüssig sei und nur gegenrevolutionäre Ziele verfolge, während der Polnische Volksrat als Vertretung eines „entrechteten Volksteils“ bestehen bleiben dürfe. Zum Glück ist dieser törichte Beschluß dank der tatkräftigen Gegenwehr des Deutschen Volksrats nicht durchgeführt worden.

Hier wie fast überall in den Städten der Posener Randzone waren es die „Deutschen Volksräte“, die die nationalen Belange tatkräftig und schneidig wahrnahmen, die Bevölkerung wachrüttelten, die Berliner Regierung auf den

Ernst der Lage in der Provinz Posen aufmerksam machten und militärischen Schutz für die Deutschen verlangten und beschafften. Die deutschen Volksräte der Südposener Kreise Rawitsch, Lissa und Graustadt schlossen sich am 2. Dezember 1918 in Bentzen mit den Westposener Deutschen Volksräten zu einer Gesamtorganisation zusammen, die über die politischen Parteien hinweg die Bevölkerung einfe und sich als berufene Vertretung des gesamten Deutschtums in der südlichen und westlichen Randzone der Provinz Posen betrachtete. Sie erwirkte, daß ihre Beauftragten bei allen Verhandlungen, die das Schicksal der Provinz Posen betrafen, zugezogen wurden. Der Führer dieser Volksbewegung war am Anfang Schulrat Coprian aus Wollstein, später der sehr rührige Regierungsbaumeister Kriesel in Lissa. In den Posener Kreisen Krotoschin, Ostrowo, Adelnau und Schildberg sind deutsche Volksräte nicht in Erscheinung getreten. Dagegen hatte sich nach dem Vorbild der Süd- und Westposener Deutschen Volksräte in einzelnen mittelschlesischen Städten der gefährdeten Zone, z. B. in Guhrau (unter dem Vorsitz von Rechtsanwalt Dr. Richter), ein Deutscher Volksrat gebildet. Doch geschah dies erst im späteren Frühjahr 1919, als man sah, daß die Deutschen Volksräte im Posenschen sich in der Verteidigung des Deutschtums aufs Beste bewährt hatten.

Mit dem militärischen Schutz der Deutschen in der Provinz Posen stand es schlimm. Die Ersatzbataillone in den Garnisonstädten wie Ostrowo, Krotoschin, Rawitsch usw. bestanden zum größten Teil aus Polen, denn die Polen hatten in der letzten Kriegszeit sich systematisch vor dem Frontdienst gedrückt. Sie gehorchten dabei geheimen Befehlen der polnischen politischen Organisationen. Vielfach brachten sie sich durch üble Mittel Geschwüre an den Beinen bei, so daß diese Fälle geradezu epidemisch auftraten. Andere waren bei Urlaubsgewährung nicht an die Front zurückgekehrt, und in den großen Wäldern bei Krotoschin trieben sich ganze Räuberbanden von Deserteuren herum. Bald nach dem Ausbruch der Revolution verließen die deutschen Soldaten größtenteils ihre Posener Garnisonen und fuhren heim, während die Polen, geheimen Weisungen gehorchend, in den Ersatzbataillonen ausharrten und auf die Stunde warteten, in der sie sich für ihre Ziele einsetzen sollten. So waren die Ersatzbataillone kein Schutz, sondern eine Gefahr für die deutsche Bevölkerung. Die Feldregimenter kehrten erst Mitte oder Ende Dezember zurück. Einzelne wurden überhaupt nicht in ihre Posener Garnisonen zurückgeführt. So kamen die Steinmehrfüsilier (37er) nicht nach ihrem Garnisonort Krotoschin, sondern wurden im schlesischen Goldberg demobil gemacht¹⁾. Vom stellvertretenden V. Armeekorps in Posen war militärischer Schutz nicht zu erwarten. Daher richteten sich die Blicke der Südposener Deutschen nach Breslau zum VI. A.-K., und die Westposener wandten sich an das Brandenburgische III. A.-K.

Die Hilferufe der Deutschen Volksräte hatten die Wirkung, daß am 24. November 1918 das Große Hauptquartier einen Aufruf an das Feldheer

¹⁾ Hier hat Hauptmann von Ravenstein ein nach ihm benanntes Grenzschutzbataillon aus den Steinmehrfüsilieren zusammengestellt, das im Abschnitt Lissa Ende Januar 1919 eingesetzt worden ist.

erließ zur Bildung von Freiwilligenverbänden für den sogenannten Heimatschutz Ost (M.R. Heimatschutz Ost), der auch gegen die vorrückenden Bolschewisten aufgestellt wurde. Hiergegen liefen die Polen Sturm, und der „Oberste Polnische Volksrat“ sowie das von ihm gebildete Provinzialernährungsamt in Posen drohten den Berliner Volksbeauftragten mit Einstellung der Lebensmittellieferungen ins Reich. Sie erklärten den „Heimatschutz“ für reaktionär, behaupteten, in Ruhe die Entscheidung der Friedenskonferenz abwarten zu wollen und erreichten tatsächlich, nicht zum mindesten durch vaterlandslose Politiker vom Schlage des Unterstaatssekretärs Hello v. Gerlach, daß der Heimatschutz nur aus bodenständigen Truppen, d. h. aus den Posener Ersatzbataillonen bestehen sollte. Immerhin blieb eine Zentralstelle für den Grenzschutz Ost (Zegrost) im Berliner Schloß Bellevue unter dem Generalstabschef Major Schrn. von Willisen bestehen.

So lagen die Dinge, als am zweiten Weihnachtstage des Jahres 1918 der polnische Klaviervirtuose Paderewski in Posen eintraf und am folgenden Tage der Großpolnische Aufstand begann. Auffallend schnell gerieten nach dem Fall der Festung Posen die innerposenschen und östlichen Garnisonorte in polnische Hand, wie es bei der nationalen Zusammensetzung der Ersatz-Truppenteile für den Kundigen nicht anders zu erwarten war. Bereits am 31. Dezember wurde Ostrowo von den Polen besetzt. Am 1. Januar folgte Krotoschin. Hier hat der Landrat Hahn, der eine Polin zur Frau hatte und später in polnische Dienste getreten ist, eine üble Rolle gespielt. Auch sonst ist nur Unrühmliches von Krotoschin zu berichten, z. B. bewirkte der Soldatenrat die Absetzung der tüchtigsten Offiziere, des Kommandeurs des Ersatzbataillons, Hauptmann Hachmann, und des Hauptmanns Werther. Drei von den Polen internierte Herren: der Bürgermeister, der Gymnasialdirektor und ein Baumeister gaben den Polen, um selbst freizukommen, die Namen Krotoschiner Persönlichkeiten an, die als Geiseln festgenommen wurden. Ebenso wie Ostrowo und Krotoschin wurden auch die anderen Orte im östlichen Teile Südpomens in den ersten Januartagen von den Polen besetzt, wie Schildberg, Adelnau, Kobylin, Jutroschin, Dubin, Görchen. Schildberg bildete später einen Hauptstützpunkt der Polen im östlichsten Teil der Front ebenso wie Görchen im mehr westlich gelegenen Abschnitt bei Rawitsch. An die Stadt Kempen trauten sich die Polen nicht heran. Hier waren die Bürger auf ihrer Hut. Die Stadt lag auch zu tief in dem nach Schlesien hineinragenden Südzipfel der Provinz Posen und erhielt von Breslau aus militärischen Schutz. Die erste kleine nach Kempen entsandte Grenzschutztruppe war allerdings unzuverlässig und zog auf die bloßen Drohungen der Polen hin ab; auch die Bürgerwehr war kein Schutz, denn in ihr befanden sich mehr Polen als Deutsche. Aber in den ersten Januartagen erhielt Kempen ein sehr gut diszipliniertes und einsatzbereites Grenzschutzdetachement unter dem Befehl des Majors Dr. Lierau, der diesen Frontabschnitt dann dauernd gehalten hat.

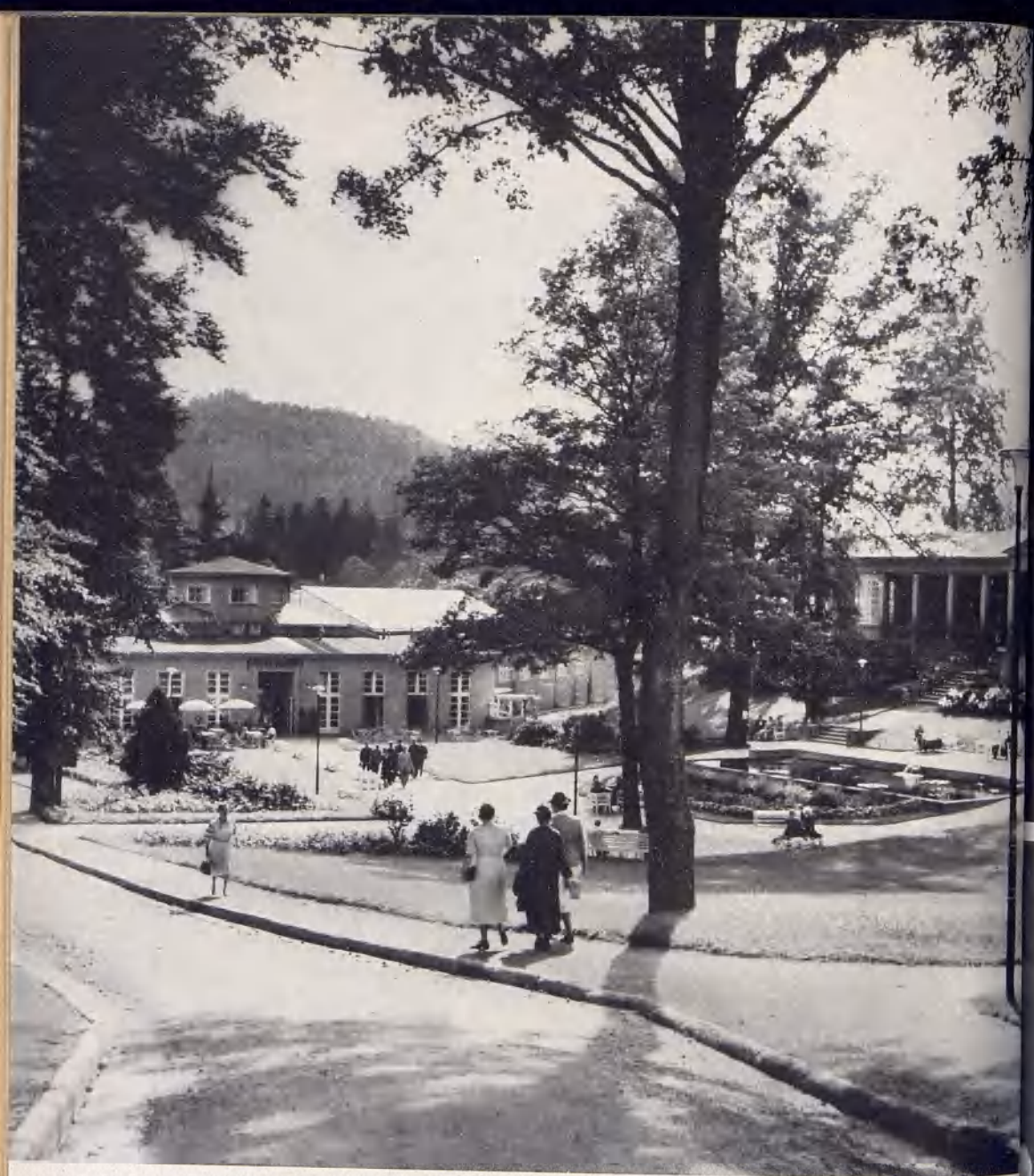


Mittagsruh

Über Bergen, Fluß und Talen,
 Stiller Luft und tiefen Qualen
 Webet heimlich, schillert, Strahlen!
 Sinnend ruht des Tags Gewühle
 In der dunkelblauen Schwüle,
 Und die ewigen Gefühle,
 Was dir selber unbewußt,
 Treten heimlich, groß und leise
 Aus der Wirrung fester Gleise,
 Aus der unbewachten Brust
 In die stillen weiten Kreise.

Joseph von Eichendorff





Schlesische Bäder

Umseitig: Karlsbrunn

Oben: Landeck

Rechts oben: Schwimmbad
in Warmbrunn

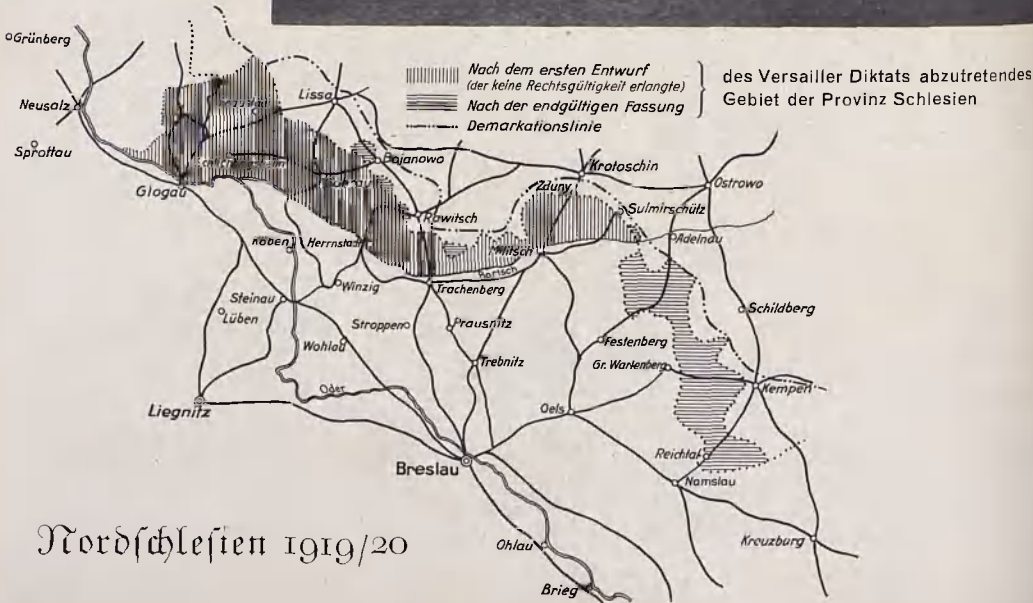
Rechts unten: Rudowa
Inneres der Trink- und
Wandelhalle



Protestversammlung
in Rawitsch 1919



Rathaus Kempen



Nordschlesien 1919/20



Front im Abschnitt Kampen

Im Südwesten der Provinz Posen kam die polnische Aufstandswelle an der Volkstums- und Sprachgrenze, die sich hier als scharfe Linie abzeichnet, automatisch zum Stehen. (Siehe Karte auf der gegenüberliegenden Bildseite.) Die südwestliche Randzone mit den Städten Rawitsch, Garne, Bojanowo, Reisen, Lissa, Schweßkau, Fraustadt, Schlichtingsheim, Unruhstadt war fast rein deutsch. Die Stadt mit dem polnischen Namen Bojanowo hatte eine deutsche Bevölkerung von über 98 Prozent. Sofort nach dem Ausbruch des Posener Aufstandes traten hier entschlossene Männer auf den Plan — meist waren es die Führer der deutschen Volksräte — und gründeten Einwohner- oder Volkswehren, zu denen alle gedienten Männer herangezogen wurden. Auch Ungediente wurden eingestellt und zum Wachtdienst verwandt. In Rawitsch waren nach wenigen Tagen bereits 600 Mann, die sich meldeten, zu einem Bataillon zusammen-

gestellt, die vom Verfasser des Vorliegenden geführt wurden. In Lissa stellte Baurat Kriesel als Leiter des Eisenbahnbetriebsamtes ein Eisenbahnbataillon auf und baute einen Panzerzug, der sich ausgezeichnet bewährt hat und dem später andere folgten. Doch nicht nur in den Posener Städten und Dörfern bildeten sich solche Volkswehren, sondern auch in der schlesischen Grenzzone, die ja in gleicher Weise gefährdet war wie das Südposener Land, so z. B. in Guhrau, Herrnsdorf, Korsenz, Trachenberg, Militsch und in den meisten Ortschaften längs der schlesischen Grenze. In Neumittelwalde unterblieb die Gründung einer Volkswehr, doch wurden zum Schutz der Eisenbahn und der Fahrstraßen 150 Gewehre an die Bürgerschaft ausgegeben²⁾. Die Guhrauer Volkswehr fuhr in der Erkenntnis, daß in Rawitsch und Bojanowo ihre Heimat verteidigt werde, jeden Nachmittag mit dem Zuge nach Bojanowo, bezog Stellung und blieb die Nacht über dort, da die polnischen Angriffe fast immer im Schutz der Dunkelheit erfolgten.

Die nötigen Waffen für die Volkswehren diesseits und jenseits der Provinzgrenze lieferten schlesische Garnisonen, besonders Breslau und Glogau. In Sprottau wurden die in einem Schuppen herumstehenden Feldgeschütze requiriert und dienten dazu, in Rawitsch die erste Batterie aufzustellen.

Die Zahl der Garnisontruppen in Fraustadt, Lissa und Rawitsch war nach der Abstoßung der Polen so unbedeutend, daß jene Städte mit diesen geringen Kräften ohne die Volkswehren nicht gegen polnische Angriffe hätten gehalten werden können. Aber einzelne tatkräftige Offiziere warben Freiwillige und stellten Zucht, Ordnung und soldatischen Geist in den genannten Garnisonorten wieder her.

Das alles mußte in wenigen Tagen durchgeführt werden, denn jeden Augenblick war mit Vorstößen und Angriffen polnischer Truppen zu rechnen. Die ins polnisch besetzte Gebiet hineinführenden Eisenbahnlinien Glogau—Kalisch, Breslau—Posen, Liegnitz—Kobylin, Militsch—Krotoschin, Kreuzburg—Posen wurden am 2. Januar gesperrt. Über Lissa, Rawitsch—Carne, Freyhan und Kempen hinaus verkehrten Züge ins besetzte Gebiet nicht mehr. Südposen war ebenso wie die gesamte Randzone der Provinz von der Hauptstadt abgeschnitten. Da schlossen sich am 4. Januar die drei Südkreise Fraustadt, Lissa und Rawitsch an die Provinz Schlesien an, während die Westkreise sich Brandenburg unterstellten³⁾. Der Breslauer Volksrat, Zentralrat für die Provinz Schlesien, erklärte sich mit dem Anschluß der drei Posener Südkreise an Schlesien einverstanden, und das VI. Armeekorps stellte militärische Hilfe in Aussicht. Die Kreise sollten der Verwaltung des Regierungspräsidenten in Breslau unterstellt werden. Doch in der Praxis ist es nicht dazu gekommen,

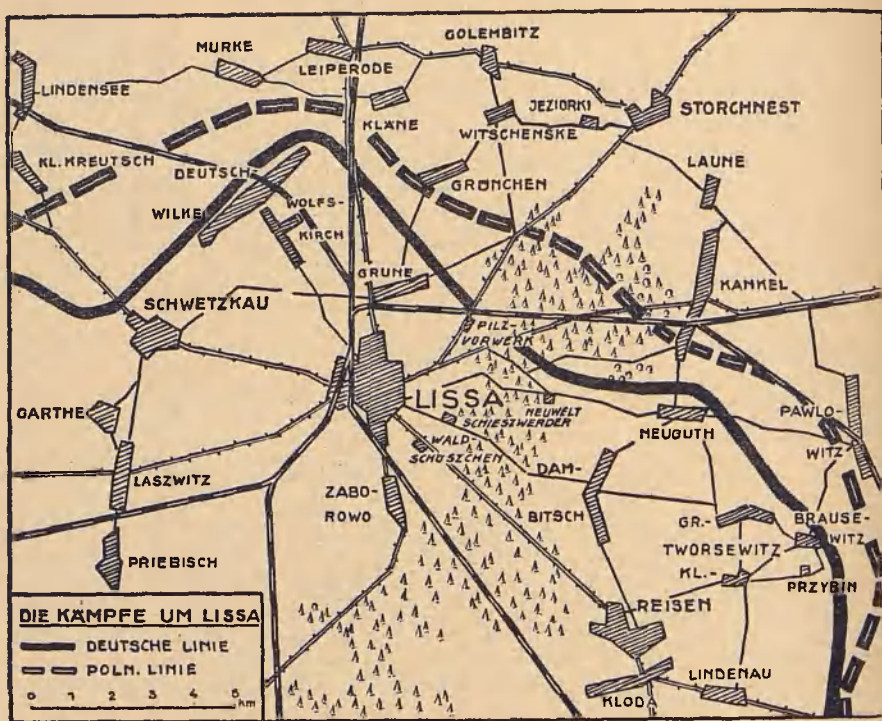
²⁾ Hier kam es verschiedentlich zu unangenehmen Auseinandersetzungen zwischen Magistrat und Stadtverordneten einer- und dem marxistischen Volksrat andererseits.

³⁾ Der Deutsche Volksrat in Rawitsch hatte die Reichsregierung schon am 8. Dezember eindringlich um Schutz und Hilfe gebeten und dabei unter anderem telegraphiert: „Rawitsch ist von schlesischen Einwohnern im Dreißigjährigen Kriege gegründet worden und stets eine kerndeutsche Stadt gewesen. Es besteht noch heute zu 86 v. H. aus deutschen Bewohnern und neigt in Sprache, Sitte und Kultur ausschließlich nach Schlesien.“

denn bald darauf übernahm der Bromberger Regierungspräsident v. Bülow im Auftrage der preußischen Staatsregierung die Verwaltung sämtlicher von Posen abgeschnittenen Kreise der Provinz. Aber die Südpolener Deutschen sind von Schlesien aus in tatkräftigster Weise unterstützt worden, soweit es die wirren Zeitumstände zuließen. Der damalige Oberpräsident Philipp erschien persönlich in Rawitsch, um die im Landratsamt versammelten Vertreter der deutschen Bevölkerung zu mannhaftem Widerstand anzufeuern. Er verwies dabei auf das Beispiel Kolbergs 1806/07, was ihm, dem Sozialdemokraten, hoch anzurechnen ist. Er hat auch später in den schweren Kampftagen eine Zeitlang Nacht für Nacht die Breslauer Wachkompanie, deren Kampfwert allerdings höchst zweifelhaft war, herübergeschickt. Desgleichen kam die Obernigker Volkstrehr den Rawitschern zu Hilfe. Der Kreis Gubrau bewilligte eine Beihilfe von 80 000 Mark zur Aufstellung, Ausrüstung und Löhnung von Freiwilligentruppen in Rawitsch.

Das Wichtigste, was die Posener deutsche Bevölkerung durch ihre Hilferufe in Berlin erreichte, war die Bekanntmachung eines Aufrufs der Reichsregierung zur Bildung von Freiwilligenformationen für den Grenzschutz am 7. Januar 1919. Für den Bereich des V. A.-K., dessen Generalkommando Befehl erhielt, von dem vorläufigen Unterkunftsort Frankfurt a. O. nach Glogau überzusiedeln, wurden Werbestellen in Glogau, Liegnitz, Sprottau, Sagan, Bunzlau, Görlitz, Rawitsch, Züllichau eingerichtet. Auch im übrigen Reiche wurde die Werbetrommel gerührt, und nun strömten Freiwillige herbei. Es waren allerdings im Anfang vielfach disziplinlose Abenteurer-naturen, die erst wieder an Zucht und Ordnung gewöhnt werden mußten oder wieder abgeschoben wurden.

In der ersten Januarwoche wagten es die Polen noch nicht, in das rein deutsche Gebiet Südpomens vorzustoßen. Sie begnügten sich damit, den Deutschen Angst einzujagen oder Panikstimmung zu erzeugen, und setzten allerhand Gerüchte in die Welt vom Herannahen der polnischen Legionen aus Kongreß-polen, die bereits in Ostrowo und in Gostyn eingetroffen sein sollten. Leiterwagen, vollbesetzt mit polnischen Soldaten, fuhren in den Dörfern jenseits der polnischen Volksgrenze von Ort zu Ort. Sie sollten offenbar mehr Militär vortäuschen, als vorhanden war. Später hat die Leiterwagenaktive dazu gedient, schnell Reserven an bedrohte Punkte zu werfen. Durch diese Einschüchterungsversuche gelangen den Polen auch einzelne Überraschungserfolge. So bemächtigten sie sich am 10. Januar des rein deutschen Städtchens Carne und am 12. Januar Unruhstads, ohne daß die verschüchterten Bürger sich irgendwie zur Wehr setzten. Auch Zduny war Anfang Januar nur durch Überraschung in polnische Hand gefallen. Während aber Zduny bis zum 6. Februar von den Polen besetzt blieb, zogen die Polen aus Unruhstadt nach wenigen Stunden auf die bloße Nachricht vom Herannahen deutscher Truppen wieder ab. Die Rawitscher Volkstrehr befreite am 11. Januar Carne, unterstützt von einer halben Kompanie des Rawitscher Infanterieregiments Nr. 50 unter Führung des schneidigen Hauptmanns Grosser und von zwei Geschützen, die zur



Einschüchterung der Polen einige ungefährliche Granaten mit hohem Sprengpunkt über den Marktplatz von Sarne setzten. Die dortigen Bürger nahmen dann die Verteidigung ihrer Stadt selbst in die Hand, erhielten aber von Rawitsch aus ein kleines Truppenkommando mit einigen Maschinengewehren zur Unterstützung.

Am 14. Januar unternahmen die Rawitscher einen erfolgreichen Vorstoß gegen das Polennest Slupia, wobei die Polen schwere Verluste hatten, leider aber auch der Propst Gledzinski ums Leben kam, der mit den polnischen Soldaten rückwärts aus dem Dorfe floh und mit den fliehenden Polen zugleich in flankierendes deutsches Maschinengewehrfeuer geriet. An diesem Unglück trugen die Deutschen keine Schuld und haben es sehr bedauert, zumal es polnischerseits zu einer skrupellosen Greuelpropaganda diente.

Seit dem 10. Januar entwickelten sich heftige Kämpfe im Abschnitt Lissa, wo der frühere Kommandeur des Lissaer Feldartillerieregiments 56, Generalmajor Lepper, einen straffen militärischen Aufbau des Grenzschießes organisiert hatte. Die ersten Gefechte fanden östlich von Reisen und bei Neuguth, Kankel, Storchnest und Leiperode statt. Bei Reisen bewies der tatkräftige Forstmeister Hauptmann Krug Kaltblütigkeit und Umsicht in schneidigem Draufgehen. Beim mißglückten Vorstoß auf das Städtchen Storchnest mit einer aus Breslau eingetroffenen Kompanie des Grenadier-

regiments 11 zeichnete sich Oberleutnant von Bismarck vom Husarenregiment 10, ein gebürtiger Lissaer, rühmlichst aus, während die Breslauer Grenadiere, meist aus feldunerfahrenen jungen Leuten bestehend, zu einem großen Teil versagten und daher wieder nach Breslau abgeschoben wurden.

Gleichzeitig mit den Kämpfen bei Ramitsch und Lissa kam es zu polnischen Vorstößen in der Obragegend. Nachdem die Polen am 5. Januar vergebens die von Züllichauer Ulanen verteidigte Kreisstadt Wollstein zu stürmen versucht hatten, war es zu Verhandlungen gekommen und ein gegenseitiges Zurückgehen auf die entsprechenden östlichen oder westlichen Kreisgrenzen vereinbart worden. Jedoch waren die Deutschen beim Abzuge überfallen worden und hatten empfindliche Verluste erlitten. Nun drangen die Polen weiter vor. Am 11. Januar nahmen sie Kopniß und besetzten die Obralinie. Polnische Patrouillen fühlten sogar bis in die Gegend von Züllichau vor. Da die Polen im Odra-Abschnitt zahlenmäßig eine große Überlegenheit hatten, während man deutscherseits den Grenzschuß dort erst aufbaute, gelang es ihnen, am 25. Januar die Städte Unruhstadt und Bomst zu besetzen.

Im Süden des Bomster Kreises lag inmitten der Kampffront eine Oase des Friedens. Das war die kleine Republik Schwenten. Der dortige Pfarrer Hegemann als „Ministerpräsident und Außenminister“ des kleinen Freistaates hatte es verstanden, zugleich mit dem Oberförster Teske, dem Führer der Bürgerwehr und „Kriegsminister“, sowie dem Gemeindevorsteher Drescher als „Minister des Innern und der Finanzen“ sowohl von den Deutschen als auch von den Polen die Anerkennung des Schwentener Neutralitätsbezirks, zu dem auch noch die Gemeinden Ruden und Kreuz gehörten, zu erreichen. Das ist auch so geblieben bis nach Unterzeichnung des Versailler Diktats. Am 7. August 1919 beschlossen die drei Gemeinden, sich Deutschland anzuschließen. Allerdings muß hier gesagt werden, daß dieses friedliche Idyll inmitten des erbitterten Ringens nur möglich war, weil es beiden kämpfenden Parteien höchst erwünscht war, den dortigen wald- und wasserreichen Winkel nicht besetzen zu brauchen.

In dem Frontabschnitt an der schlesischen Grenze von Trachenberg bis Kempen übernahmen schlesische Truppen den Grenzschuß, und das Breslauer Generalkommando veröffentlichte darüber fortlaufend kurze Heeresberichte. In Trachenberg und in den benachbarten Dörfern lag das Posenener Grenadierregiment 6, das hier ebenso wie in Posen seinen alten Waffennehm bewährt hat. Sehr große Verdienste hat das Füsilierregiment 38 (Moltke-Füsilere) aus Glas in den Grenzschußkämpfen an seine Fahnen geheftet, anfangs im Raume von Sulau-Militzsch-Frenhan, später bei Bomst und Unruhstadt. Im Bartschabschnitt bei Militzsch hat das Infanterieregiment 51 die 38er abgelöst und sich gleichfalls bestens bewährt, ebenso wie seit dem 10. März das Grenadierregiment 10. Im Abschnitt Neumittelwalde—Groß Warftenberg sind zuerst die 1. und 4. Ulanen eingesetzt worden sowie mehrere Batterien des Garde-Feldartillerieregiments 1, das Kavallerie-Schützenregiment, die 4. Dragoner, das Freikorps Rühne u. a. Den äußersten

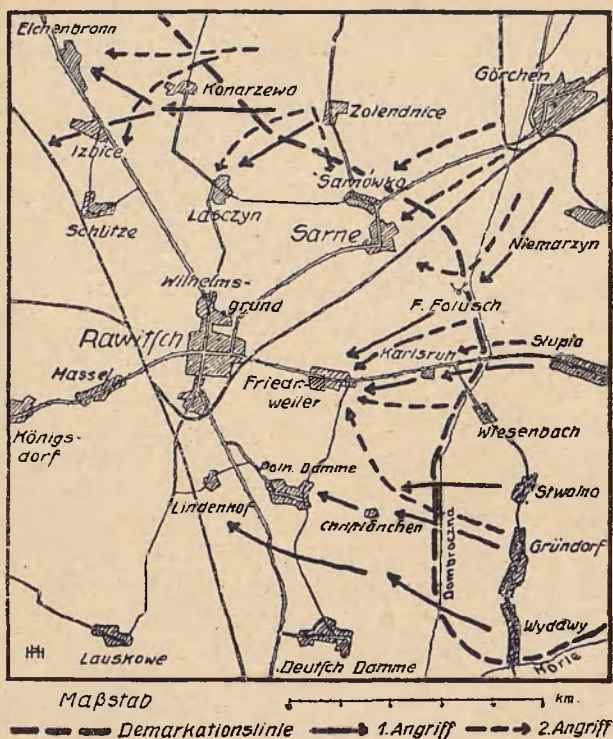
rechten Flügel bis zur Prosna hielt das obengenannte Detachement Vierau. An der nun beginnenden kongreßpolnischen Grenze herrschte lange Zeit eine Art von bewaffnetem Waffenstillstand, aber man konnte nicht wissen, ob es auch hier, in der gefährdeten rechten Flanke, nicht eines Tages losgehen würde. Major Dr. Vierau hat es aber verstanden, seine Truppen immer mehr zu verstärken und an innerem Kampfwert zu verbessern. Er hat aus dort demobilisierten Soldaten verschiedener Truppengattungen, besonders des Kavallerie-Schützenregiments, das „Ulanenregiment Schlesien“ unter Führung des Majors Weyrauch aufgestellt und ein eigenes Rekrutendepot zur Ausbildung der jungen Leute unterhalten.

In dem Abschnitt zwischen Neumittelwalde und der ehemals russischen Grenze haben zwar wiederholt kleinere Gefechte stattgefunden, doch ist es hier zu größeren Kampfhandlungen nicht gekommen. Ortliche Kämpfe spielten sich ab bei Ligota und Graudorf (15. Januar), Rogaszyce (Vorstoß am 24. Januar), Kotowski (18. Februar), Stempen-Märzdorf (21. Februar), Rippin und Bruschhof (25. Februar), Mariendorf (26. Februar), Juliustal (19. April).

Anders war es im westlichen Teil der schlesisch-positischen Grenzzone. Hier haben die heftigsten Kämpfe der gesamten polnischen Aufstandsbewegung stattgefunden. Gar zu gern wären die Polen hier bis zur Oder vorgestoßen. Die Großkampfstätigkeit der Polen setzte im südwestlichen Kampfabschnitt Anfang Februar ein, just zu der Zeit, als die zu voreilig und ohne genügende Vorbereitung unternommene deutsche Teiloffensive im Raume von Bromberg gescheitert war und den Polen mächtig der Ramm schwoll.

In der Nacht vom 2. zum 3. Februar erfolgten zwei Angriffe der Polen. Sie überfielen in heimtückischer Weise mit Unterstützung der ortsansässigen Polen die Besatzung des Dorfes Neukramzig im Kreise Bomst und zwangen die Deutschen zur Räumung der Ortschaft, die erst am andern Tage wieder gewonnen werden konnte. Zur Erinnerung an den dabei gefallenen Ulanenleutnant von Kleist heißt der Ort heute Kleistdorf.

Einen weit gefährlicheren Angriff mit Einsatz stärkster Kräfte unternahmen die Polen in der folgenden Nacht gegen die Kreisstadt Rawitsch, wo der Verfasser dieser Zeilen als Führer des Volkswehrebataillons an den Kämpfen teilgenommen hat. Es gelang den Polen insofern ein Überraschungserfolg, als sie die am weitesten vorgeschobenen Außenwachen im Halbkreis um Rawitsch überrumpelten und sogar zwei Dörfer nahmen, in denen Vorpostenkompanien lagen, Damme im Südosten und Laszczyn im Nordosten der Stadt. Dabei fielen ihnen vier Geschütze in die Hand, und sie drangen im Norden und Süden der Stadt bis an die Posen—Breslauer Bahnlinie vor, begannen sogar bereits mit der Zerstörung dieser für die Verbindung mit Pissa ungemein wichtigen Strecke. Doch war gegen Morgen die Kraft des polnischen Angriffs gebrochen. Die Deutschen gingen zum Gegenstoß vor, nahmen die beiden verlorenen Ortschaften in schneidigem Angriff zurück, und der aus Pissa zu Hilfe gekommene Panzerzug verhinderte die Zerstörung der Eisenbahnstrecke.



Mit doppelter Kraft wiederholten die Polen den Angriff in der Nacht vom 5./6. Februar. Diesmal gelang es ihnen, außer dem Dorfe Łaszczyń auch das Städtchen Sarne zu nehmen. Während je eine Kompanie der Volkswehr und des Infanterieregiments 50 Łaszczyń in der Frühe des anbrechenden Tages wieder eroberten, blieb Sarne einen Tag lang in polnischer Hand, und als bereits am Spätnachmittag des 6. Februar erneute polnische Angriffe auf das östlich der Stadt gelegene Friedrichsweiler einsetzten und polnische Granaten in die Stadt flogen, war die Stimmung der Bürgerschaft etwas gedrückt. Doch kam Hilfe zur rechten Zeit. Das Jägerbataillon Kirchheim (Goslar) und eine Batterie des Fußartillerieregiments 5 trafen ein, und diese Truppen wurden sofort eingesetzt. So war Rawitsch gerettet, und am 7. Februar gewann man auch Sarne durch einen schneidigen Sturmangriff zurück. Hätte nicht ein dichtes Schneegestöber eingesetzt, so wäre der Angriff gegen die Stadt Görchen, den Hauptstützpunkt der Polen, weiter vorgetragen worden. Nach den Angaben polnischer Darstellungen hätten die Polen Görchen nicht halten können.

Die Kämpfe bei Rawitsch sind die schwersten und für die Polen gefährlichsten während der ganzen Kampfzeit gewesen. Wir Deutschen vermuteten, daß es

den Polen darum ging, durch den Einsatz starker Kräfte im Raume von Rawitsch und ebenso bei Bomst—Unruhstadt Erfolge zu erzielen und dadurch den wichtigen Eisenbahnknotenpunkt Lissa, in einem vorspringenden Winkel der deutschen Front gelegen, abzuschnüren. Das wird von dem polnischen Schriftsteller Jellenta⁴⁾, der über des Verfassers Darstellung der Rawitscher und Lissaer Kämpfe einen längeren Aufsatz geschrieben hat, bestritten. Jellenta behauptet vielmehr, die Unternehmung gegen Rawitsch habe nur das Ziel gehabt, Rawitsch zu nehmen, weil von hier aus die Deutschen Görchen und die umliegenden Orte zu stark bedroht und unter Artilleriefeuer gehalten hätten.

Der wirksamen deutschen Abwehr bei Rawitsch folgte am 10. Januar ein Angriffsunternehmen gegen die Dörfer Wiesenbach, Stwolno, Gründorf und Wydawy an der Dombrocna unter Führung des Majors Vogt vom Infanterieregiment 50, an dem sich, aus dem Raume von Trachenberg vorstößend, auch zwei Kompanien des Grenadierregiments 6 beteiligten. Das Unternehmen glückte und brachte den Polen schwerste Verluste. Die erstürmten Ortschaften wurden, weil zu sehr vorgeschoben, am Abend freiwillig wieder geräumt.

Nachdem bei Rawitsch die polnischen Angriffe abgeschlagen waren, mußte deutscherseits nun in der Gegend von Bomst und Unruhstadt, wo die Polen der Oderlinie am nächsten gekommen waren, reiner Tisch gemacht werden. Hier wurde jetzt ein Angriff auf breiter Front zur Wiedereroberung der genannten Städte und zur Rückgewinnung der Odralinie vorbereitet und am 12. Februar vom Füsilierregiment 38, den 10. Ulanen, dem III. Bataillon des Infanterieregiments 46 und den Volkstwehren in schneidiger Weise durchgeführt. Die Städte Bomst und Unruhstadt wurden erstürmt und an den folgenden Tagen gegen polnische Gegenangriffe an der Odralinie gehalten. Am 16. Februar nahmen die Kirchheimer Jäger auch das oft und schwer umkämpfte Dorf und Schloß Neudorf an der Odra, südlich von Bentschen.

Gleichzeitig spielten sich auch bei Zduny und südlich dieses Städtchens auf schlesischem Boden heftige Kämpfe ab. Polnische Angriffe auf Frenhan wurden unter starken Verlusten für den Feind abgewiesen. Am 1. Februar stießen die Polen sechsmal gegen die Feldwachen der 38er bei Golgas vor, holten sich aber, wie die Regimentsgeschichte der Moltke-Füsilierregimente sagt, blutige Köpfe. Am 6. Februar ist dann von den 51ern das Städtchen Zduny erobert und dauernd gehalten worden, obgleich die Polen am 7. und 9. Februar scharfe Vorstöße machten, um diese Stadt wieder in ihren Besitz zu bringen, und dabei bis an den Bahnhof gelangten. Die polnische Vorstaffel, die bei diesem Gegenangriff vom 9. Februar bis auf einige hundert Schritt an Zduny herankam, wurde derart unter deutsches Feuer genommen, daß sie, wie ein polnischer Autor sich ausdrückt, „geradezu an die Erde geschlagen wurde“. Auch später haben die Polen noch heftige Vorstöße gegen Zduny gemacht.

⁴⁾ Steffan Jellenta: „Walki o Rawicz i Leszno w r. 1919“ usw. in der Zeitschrift „Niepodległość“. Bd. 19, 5. 2, 1939, S. 165—186.

Verhandlungen, die in Zduny und in Neumittelwalde mit den Kommandanten von Krotoschin und Adelnau auf polnischen Wunsch angebahnt wurden, scheiterten, wie es vorauszu sehen war.

Alle Unternehmungen der Polen im Anfang des Monats Februar waren vom deutschen Grenzschutz abgeschlagen worden. Kein Wunder, wenn man nun deutscherseits den Plan einer großangelegten Offensive zur Wiederoberung des von den Polen widerrechtlich besetzten Landes erwog und gewissenhaft vorbereitete. Die Grenzschutztruppen bekamen immer neuen Zug von disziplinierten und einsatzbereiten Freiwilligen. Geschütze, Panzerzüge und Kriegsmaterial aller Art mehrten sich. Seit dem 3. Februar hatte die Oberste Heeresleitung den Ostschutz übernommen und ihren Sitz am 14. Februar nach Kolberg verlegt, um den Ereignissen näher zu sein. Das V. A.-K. war in Glogau unter General von Wichura wiederaufgebaut. Die Zeitumstände für einen allgemeinen Angriff und einen Vormarsch auf der ganzen Linie waren günstig, denn die Haller-Armee war noch in Frankreich, und in Ostgalizien bedrohten die Ukrainer Polens Lage aufs schwerste. Die Polen erkannten die Gefahr. Die Angriffsabsichten der Deutschen waren ihnen nicht verborgen geblieben. Sie übten daher durch ihre Vertreter in Paris und Versailles einen starken Druck auf die Entente und den Marschall Foch aus, um von dieser Seite Hilfe und einen Waffenstillstand an der Posener Front zu erreichen. Das ist ihnen auch gelungen. Bei der Verlängerung des damals gerade abgelaufenen Waffenstillstandes mit Deutschland wurde von Marschall Foch an der Posener Kampffront eine Demarkationslinie gefordert, die von den beiderseitigen Truppen nicht überschritten werden sollte. Dieses Waffenstillstandsabkommen ist leider am Nachmittag des 16. Februar 1919 in Trier von Reichsminister Erzberger unterzeichnet worden, obgleich deutsche Berater dringend gewarnt hatten.

Das war für die wackeren Grenzschutzkämpfer ein schwerer Schlag. Nun waren ihnen die Hände gebunden, und die Vormarschpläne mußten aufgegeben werden. Zähneknirschend nahm man die bittere Enttäuschung hin und fügte sich. Die Beruhigungstelegramme des Ministers Erzberger wirkten wie Hohn. Auch der Verfasser des Vorliegenden hat ein solches bekommen.

Die Demarkationslinie fiel im wesentlichen mit der Kampffront zusammen. Ihr Verlauf ist deshalb von allergrößter Wichtigkeit, weil sie als Widerstandslinie das Selbstbestimmungsrecht der Bevölkerung zum Ausdruck brachte. Sie war das äußere Zeichen einer eindrucksvollen Kundgebung des Volkswillens, und zwar einer Willensäußerung, die höher zu bewerten ist als die Abgabe eines Stimmzettels. Der Bevölkerung im reindeutschen Randgebiet Posen ist eine Abstimmung nicht gestattet worden. Hier aber hat sie ihren Willen eindeutig kundgetan mit Einsatz von Leib und Leben. Das ist mehr als eine Abstimmung an der Wahlurne. Die Demarkationslinie bezeichnete das Mindestmaß dessen, was nach Recht und Gerechtigkeit von der Provinz Posen bei Deutschland hätte bleiben müssen.

Mit der Festsetzung der Demarkationslinie hörten die Kämpfe nicht auf. Die Polen behaupteten vorerst, von der Festlegung der Demarkationslinie nichts zu wissen. Überhaupt schien man auf polnischer Seite zu glauben, diese Linie sei nur für die Deutschen da, die Polen brauchten sie nicht einzuhalten. So ruhte denn infolge der polnischen Übergriffe, für die man deutscherseits Vergeltung übte, der Kampf keineswegs. Es handelte sich aber jetzt mehr um kleinere örtliche Unternehmungen und Kampfhandlungen von geringerem Ausmaß. Die Geschütze donnerten fast jede Nacht, und allzuoft krachten dazwischen Handgranaten, oder es war mehr oder weniger lebhaftes Gewehrfeuer zu vernehmen.

Stellenweise nahm dieser Kleinkrieg auch ernste Formen an. So meldete das Generalkommando des VI. A.-K. am 9. März: „Der Pole versuchte bei Zduny durch immer wiederholte Angriffe von Osten und Westen her sich des Ortes zu bemächtigen. Alle Angriffe wurden jedoch nicht nur abgeschlagen, sondern das Regiment 51 und Teile des Ulanenregiments Nr. 10 stießen auf ganzer Front dem Feinde nach und säuberten dabei die Dörfer Borownica, Marynin und das Gelände im Bachgrund südlich Rochy und mit Unterstützung des Panzerzuges 24 das Gelände westlich Pierschütz. Der Feind erlitt sehr starke Verluste.“ Den Polen war es darum zu tun gewesen, das bei Zduny liegende Wasserwerk der Stadt Krotoschin in ihren Besitz zu bekommen. Auch nordöstlich von Neumittelwalde ist es zu Vorstößen der Polen bis auf schlesisches Gebiet gekommen, die aber zurückgewiesen wurden. Als in der Osternacht ein polnischer Angriff auf Juliusdal erfolgte, erbat sich Major Vierau in Kempen fernmündlich von der Division die Erlaubnis, mit seinem gesamten Detachement als Erwiderung des polnischen Überfalls einen Vorstoß über die Demarkationslinie machen zu dürfen. Zur großen Freude aller beteiligten Truppen wurde ihm dies auch zugestanden. Um so größer war die Enttäuschung der Truppe, als am anderen Morgen ein Kraftfahrer von der Division in Kempen eintraf und die Nachricht überbrachte, daß ein Angriff über die Demarkationslinie hinaus vom A.-D.-K. nicht gestattet worden sei. Es war für Major Dr. Vierau, wie er selbst in einer Denkschrift gesteht, der schwerste Entschluß seines Lebens, sich zu entscheiden, ob er dem Befehl folgen oder auf eigene Verantwortung hin den bereits vorbereiteten Angriff doch unternehmen sollte. Schweren Herzens fügte er sich der höheren Anordnung. So wie hier ging es in vielen Fällen.

Inzwischen wurde in Versailles um den Frieden geschachert. Die Deutschen waren der Meinung, das von ihnen verteidigte Gebiet müsse nun auch bei Deutschland bleiben. Viele hofften, daß darüber hinaus noch weitere Landstriche Posen oder gar die ganze Provinz für die Deutschen gerechtfertigt werden könnten. Da kam wie ein Blütschlag aus heiterem Himmel am 8. Mai die Hiobspost aus Versailles. Nach den Bestimmungen des Friedensentwurfes sollte der größte Teil des tapfer verteidigten Landes abgetreten werden. Ein Schrei der Entrüstung ging durch das Land. Auch in Südpolen und Schlesiens kam es zu gewaltigen Kundgebungen und flammenden Protesten der Bevölkerung.

In Schlessien war die Entrüstung um so größer, als fast ganz Oberschlessien und das rein deutsche Gebiet Mittelschlesiens bis zur Bartsch (s. Karte im Bildteil vor S. 97) ohne Abstimmung an Polen abgetreten werden sollten. Am Sonntag, dem 11. Mai, fand im großen Saal des Breslauer Rathauses nach vorangegangenen eindrucksvollen Kundgebungen Hunderttausender auf dem Ring und allen großen Plätzen der Stadt eine Versammlung der Vertreter Schlesiens und der Südposener deutschen Volksräte statt, die den eindeutigen Willen kundgaben, diesem Friedensentwurf mit allen Mitteln entgegenzutreten. In Berlin erklärte Minister Scheidemann, die Hand solle verdorren, die den Vertrag unterschreibe. Angesichts dieser Tatsachen und im Vertrauen auf die Erklärungen, die den Abordnungen der bedrohten Bevölkerung und des Grenzschildes von den Vertretern der Reichsregierung in Berlin gegeben wurden, richtete man sich an der Front auf einen weiteren Kampf ein, den Kampf der Entscheidung. Falls das Friedensdiktat nicht unterzeichnet wurde, mußte der Krieg im Osten wieder ausbrechen.

Um unabhängig von der unter Druck stehenden Berliner Regierung zu sein und nach allen Seiten die Hände frei zu haben, nicht etwa aus separatistischen Gründen, suchte man sich im Osten selbständig zu machen und schuf ein Ostparlament mit einem Aktionsauschuß und Direktorium in Breslau für den südlichen Teil der preussischen Ostmarken. Das verfügbare Heeresmaterial wurde an die Ostfront geschafft und alles bis ins kleinste vorbereitet, um den Vormarsch auf Posen anzutreten. Gute Truppen standen nunmehr zur Verfügung und ebenso kriegserprobte Führer. Die Reichsmehr war im Aufbau. Zwischen der Südposener Grenze bei Lissa—Rauwisch und der Oder bei Glogau war fast jeder Ort mit Truppen belegt. In wenigen Tagen wäre die gesamte Provinz Posen wiedererobert worden, wenn es zum allgemeinen Vormarsch gekommen wäre. Der Reichs- und Staatskommissar Hörsing in Breslau hatte den Südposener Volksräten sogar versichert, er werde nicht zögern, für den Bereich des VI. A.-K. die allgemeine Mobilmachung zu erklären — derselbe Hörsing, der später so kläglich umgefallen ist.

Indessen hoffte man, bei den Friedensverhandlungen in Versailles die Bestimmungen über die Grenzziehung gegen Polen zugunsten des Deutschums abändern zu können. Die deutsche Regierung machte Gegenvorschläge und forderte zu diesem Zweck Karten und Denkschriften aus den gefährdeten Bezirken an. Die deutschen Volksräte und Kreisverwaltungen waren eifrig tätig, statistisches Material, Bevölkerungskarten, geschichtliche Darlegungen, wirtschaftliche Übersichten und Material aller Art beizubringen und in Druckschriften den maßgebenden Stellen zu unterbreiten. Auch ins Französische, Englische und Italienische sind sie übersetzt worden. Fast alle Südposener und schlesischen Grenzkreise haben solche Schriften drucken lassen. Der Verfasser des Vorliegenden lieferte neben anderen Druckschriften das Flugblatt: „Das deutsche Gebiet zwischen Bartsch und Demarkationslinie“ mit Karte.

So hoffte man denn in der Annahme, daß die Grenzfestsetzung der Entente zu einem großen Teil auf falschen Informationen beruhe, auf eine wesentliche

Änderung der unsinnigen Grenzen und glaubte, die Reichsregierung werde sonst nicht unterzeichnen. Für diesen Fall aber war man gerüstet.

Es kam alles anders! Aus der Fanfare, die man anfangs in Berlin geblasen hatte, wurde eine Schamade. Die Töne wurden immer sanfter. Dann folgte das Possenspiel, aus dem ein so furchtbares Trauerspiel werden sollte. Die Reichsregierung trat am 20. Juni zurück, am 23. Juni fiel die Nationalversammlung um, und am 28. Juni wurde das Versailler Diktat von Hermann Müller und Dr. Bell bedingungslos unterzeichnet.

Was nun?

Die marxistischen Machthaber mahnten zur Ruhe, aber der Grenzschutz wollte sich nicht fügen. Die Truppen und ihre Offiziere, darunter im Abschnitt an der Südposener Front auch die höheren Führer, wollten auf eigene Verantwortung den Vormarsch antreten, und alles wartete auf das verabredete Lösungswort „Frühlingssonne“, das für jede Truppenformation den Beginn des Angriffs bedeutete, aber dieses Stichwort wurde nicht durchgegeben. Im letzten Augenblick mußte alles abgeblasen werden, denn die sozialdemokratischen Machthaber, darunter Hörning in Breslau, drohten mit dem Generalsstreik im Rücken der kämpfenden Truppe. Die Breslauer Eisenbahner gingen bereits damit an. Auch wurden die Staatsanwaltschaften angewiesen, die Führer der Bewegung im Falle eines selbständigen Handelns verhaften zu lassen. Das war ein Dolchstoß in den Rücken und das bittere Ende.

Es soll hier nicht die Frage aufgeworfen werden, ob der Vormarsch auf Posen Erfolg gehabt hätte. Sicher ist, daß die gesamte Provinz Posen in wenigen Tagen zurückerobert worden wäre. Fraglich bleibt, ob es etwas genügt hätte. Jedenfalls aber ist anzunehmen, daß man in Versailles die Zugeständnisse an die Polen erheblich beschnitten hätte, wenn der Krieg im Osten wieder aufgeflammt wäre und die Deutschen die von den Polen geschaffenen „vollendeten Tatsachen“ ins Gegenteil verkehrt hätten.

Für Schlessien brachte das endgültige Versailler Diktat eine Änderung gegenüber dem ersten Entwurf dahin, daß in Oberschlessien eine Abstimmung stattfinden sollte, daß das mittelschlessische Gebiet zwischen Bartsch und Posener Grenze bei Deutschland blieb — außer einem Zipfel des Kreises Guhrau an der Bahnlinie Rawitsch—Lissa —, daß aber die östlichen Teile der Kreise Groß Wartenberg und Namslau an Polen fallen sollten. (S. Karte im Bildteil vor S. 97).

Es ist begreiflich, daß in den abzutretenden deutschen Gebieten tiefe Niedergeschlagenheit und Verbitterung herrschten; aber wie der Ertrinkende sich an einen Strohalm klammert, so suchte man nach Möglichkeiten, doch noch dem drohenden Schicksal zu entgehen. Man hoffte auf Grenzkorrekturen durch die Interalliierte Grenzfestsetzungskommission. Dazu kam ein Hoffnungsfunkel, den ein etwas rosig gefärbter Bericht des Rechtsanwalts Dr. Bessert aus Kempen und seines Bruders, des Pastors Bessert aus Bralin, entzündeten. Die beiden Herren hatten in Berlin Verhandlungen über die Deutscherhaltung der Kreise Groß Wartenberg und Namslau mit Vertretern der Feindbundmächte angeknüpft, besonders mit dem französischen Geschäftsträger Pro-

fessor Wynard und dem Vorsitzenden der englischen Militärmission, Oberst Pollock. Die Südpolener deutschen Volksräte traten daraufhin gleichfalls mit diesen Berliner Auslandsstellen in Verbindung, die allerhand hoffnungsvolle Eröffnungen machten, es auch wohl ehrlich meinten, aber nicht den Einfluß besaßen, an den Tatsachen etwas zu ändern. Auch die neu verfaßten Druckschriften und Karten der durch die neue Grenze zerschnittenen Kreise haben außer einigen Grenzkorrekturen von geringer Bedeutung keinen Erfolg gehabt.

Der Grenzschuß hat bis zum Inkrafttreten des Friedensdiktales (10. Januar 1920) treu ausgehalten und die Polen daran gehindert, vorzeitig die ihnen zugesprochenen Gebiete zu besetzen, wie sie es gar zu gern getan hätten. Die Schießereien und Überfälle hörten auch nach Unterzeichnung des Versailler Diktats nicht auf, und noch mancher Grenzkämpfer hat sein Leben lassen müssen; aber die Bevölkerung in den abzutretenden Gebieten konnte sich in Ruhe auf die neuen Verhältnisse einrichten und sich dafür organisieren.

Bis zum 17. Januar 1920 mußten die deutschen Truppen die Abtretungszone längs der schlesischen Grenze räumen. Der Abschied ist uns schwergefallen, und als wir nach vorangegangener Parade auf dem Rawitscher Marktplatz (am 16.) in der Morgenfrühe des 17. Januar 1920 zum Tore hinaus zogen, da stand uns und unseren lieben zurückbleibenden Freunden das Wasser in den Augen. Das Herz war uns schwer wie nie im Leben. Zum Trost riefen wir unsern Mitbürgern zu: „Wir kommen wieder!“

Dieses Versprechen ist gehalten worden. Über den Städten des Posener Landes und den befreiten Teilen Schlesiens wehen nun wieder deutsche Fahnen.

Schrifttum

- Boßberg, Fr.: „Der polnische Aufstand in seiner Entstehung.“ Berlin 1919. Pr. Verlagsanstalt (vergriffen).
- Lamla: „Der Aufstand in Posen.“ Heymanns, Berlin 1919.
- Fehr, v. Hammerstein, H.: „Der Waffenstillstand 1918/19 und Polen.“ (Herausgegeben von E. Maheska.) Deutsche Verlagsgesellschaft für Politik und Geschichte. Berlin 1928.
- Schmig, H. J.: „Kampf um Rawitsch.“ Grenzmarkische Heimatblätter. 10. Jahrg. Schneidemühl 1934, H. 1, S. 3—25.
- Derf.: „Der Kampf der deutschen Volksräte Westpreußens um die Erhaltung der Ostmark.“ Grenzrm. Heimatblätter, Schneidemühl 1934. 10. Jahrg., H. 2, S. 3—47.
- Derf.: „Zeittafel zum Posener Aufstand und zu den Grenzschußkämpfen 1918/19.“ Grenzrm. Heimatblätter, 12. Jahrg. Schneidemühl 1936, H. 2, S. 113—130, und H. 1, 1937, S. 7.
- Derf.: „Der Kampf um Lissa.“ Grenzrm. Heimatblätter 1937, 13. Jahrg., H. 2, S. 97/112.
- Derf.: „Die Posener Grenzschußkämpfe 1918/19.“ Grenzmarkführer 1918. Schneidemühl. Comeniusbuchhandlung.
- Derf.: „Die Zerreißung der deutschen Ostmark und die Entstehung der Provinz Grenzmark Posen-Westpreußen.“ (Quellenauschnitte.) Schneidemühl 1929 (vergriffen).
- Derf.: „Der polnische Überfall auf Kleistdorf in der Nacht vom 2. zum 3. Februar 1919.“ Grenzrm. Heimatblätter. Schneidemühl 1939, H. 2.

- Glück, Major a. D.: „Erlebnisse während der Polenkämpfe um Lissa und in Oberschlesien im Jahre 1919.“ Grenzmn. Heimatblätter 1938. Jahrg. 14, H. 2, S. 93—99.
- Perdelwitz, R.: „Der Posener Aufstand und die großpolnische Politik.“ Grenzmn. Heimatblätter 1935. 11. Jahrg., H. 2, S. 3—45.
- Rees, W.: „Die Grenz kämpfe gegen die Polen im Abschnitt Unruhstadt-Bomst im Februar 1919.“ Grenzmn. Heimatblätter 1935. 11. Jahrg., H. 1, S. 3—17.
- Kriebel, Fr. R.: „Der deutschen Ostmark Ehrenbuch.“ Gefallenenliste der Grenzschußkämpfer. Neumann, Neudamm.
- v. Salomon, E.: „Das Buch vom deutschen Freikorpskämpfer.“ Berlin 1938. Limpert-Verlag, S. 221 ff.
- Burchardi, Oberst: „Geschichte des Inf.-Regiments 38 (Moltke-Füsilier, Glas).“
- Vogt, Oberstleutnant a. D.: „Geschichte des 3. Niederschles. Inf.-Regiments Nr. 50 1914—1920.“ Bernard und Graefe, Charlottenburg 1930.
- Nollau, H., Oberstleutnant: „Geschichte des Königl. Preuß. Niederschles. Infanterie-Regiments Nr. 51.“
- Ferner die Regimentsgeschichten der andern beteiligten schles. Regimenter und des Grenadier-Regiments Nr. 6 aus Posen.
- Volkssräte der schlesisch-polnischen Randgebiete (als Herausgeber): „Ist die Entente bei der Festsetzung der deutsch-polnischen Grenze über die wahren Verhältnisse in den schlesisch-polnischen Randgebieten getäuscht worden?“ Breslau 1919. Gedruckt bei Speer. Mit vielen Karten. In Deutsch, Französisch, Englisch und Italienisch.
- „Die nationalen Verhältnisse im deutsch-polnischen Grenzgebiet.“ Ungenannter Verfasser. Mit Karte. Berlin 1919. Reichsdruckerei.
- Denkschriften der Kreise Namslau (Material zum Nachweis des deutschen Charakters des Abtretungs- und Abstimmungsgebietes des Kreises Namslau. Breslau 1919, Horn), Guhrau (Rein deutsche Gebiete des Guhrauer Kreises sollen durch den Friedensvertrag an Polen ausgeliefert werden. In drei Sprachen), Groß Wartenberg (Denkschrift über die Losreißung eines Teils des Kreises Groß Wartenberg von Deutschland). Ferner eine gemeinsame Denkschrift der Kreise Guhrau, Namslau und Groß Wartenberg sowie eine gemeinsame Denkschrift der Deutschen des Südpolener Randgebietes in den Kreisen Rawitsch, Lissa und Graustadt sowie Flugblätter der einzelnen Kreise und Städte, meist dreisprachig und mit Karten versehen.
- Wieliczka, J.: „Wielkopolska a Prusy w dobie powstanie 1918/19.“ Großpolen und Preußen während der Zeit des Aufstandes 1918/19. Posen 1932.
- Ders.: „Od Prosna po Rawicz.“ Von der Prosna bis Rawitsch. Posen 1931.
- Hulewicz, B.: „Powstanie Wielkopolskie.“ Der großpolnische Aufstand. Zamosc. o. J.
- Rzepecki, R.: „Powstanie grudniowe w Wielkopolsce 27. 12. 1918.“ Der Dezemberaufstand in Großpolen, 27. Dezember 1918. Posen 1919.
- Keszyński, D.: „Wspomnienia z 1919/20.“ Erinnerungen an 1919/20. Schrimm 1932.
- Jellenta, St.: „Walki o Rawicz i Leszno w r. 1919.“ In Zeitschrift „Niepodległość“. Bd. 19, H. 2, 1939.
- Jedlina-Jacobson: „Z ludem wielkopolskim przeciw zaborcom. Wspomnienia.“ Mit dem großpolnischen Volke gegen die Eroberer. Erinnerungen.
- Powstaniec Wielkopolski. Die Großpolnische Aufständischen-Zweiwochenschrift. Organ der ältesten aufständischen Gesellschaften.
- Rocznik Związku weteranów narodowych. R. P. 1914—19 w Poznaniu. Jahrbuch des Veteranenvereins der Volksaufstände der Republik Polen von 1914—19 in Posen.
- Walki o Rawicz. Wspomnienia z powstania ks. Zdzisława Zakrzewskiego proboszcza w Golejewku. Kämpfe um Rawitsch. Erinnerungen des Pfarrers Zakrzewski aus Golejewko aus dem Aufstand.

Lissa, die deutsche Stadt im schlesischen Südposen

Unders als Fraustadt ist Lissa, seine Nachbarstadt, einst nicht unmittelbar als städtisches Gemeinwesen ins Leben getreten, sondern aus einer dörflichen Niederlassung (Leszno, deutsch: „die Lissau“) erwachsen, die aber, ebenso wie die angrenzenden Dörfer Brune, Striesewitz, Laßwitz, wiederum der deutschen Siedlungsbewegung des 13. Jahrhunderts in Schlesien ihre Entstehung verdankte. Die älteste urkundliche Erwähnung stammt aus dem Jahre 1393. Wenige Jahre später (1408) ist eine Kirche bezeugt. Lebhaftes Zuwanderung deutscher Handwerker aus Schlesien, namentlich aus Tschirnau (Lesten), und „böhmischer Brüder“, vorwiegend deutschen Stammes, veranlaßten den wohlgesinnten Erbherrn Graf Raphael III. aus dem mächtigen Magnatengeschlecht der Leszczynski, vom König Sigismund I. ein städtisches Gründungsprivileg (1547 Apr. 30) zu erwirken. So erhielt die aufstrebende Siedlung die Vorrechte der ostdeutschen Kolonialstadt, Magdeburger Recht, Ratsverfassung, Zunftwesen. Schon 1555 wurde eine Lateinschule gegründet; viele ihrer Lehrer stammten wie die Geistlichen aus Schlesien. Im Jahre 1905 hat sie als damaliges Kgl. Comenius-Gymnasium die Feier ihres 350jährigen Bestandes festlich begehen können. Um dieselbe Zeit wurde die Kirche den böhmischen Brüdern (ref.) überlassen.

Ähnlich wie in Fraustadt und noch in unvergleichlich höherem Maße bedeuteten die Jahre des Dreißigjährigen Krieges für die Grenzstadt materiellen Aufschwung und geistige Blüte. Am 8. Februar 1628 erreichte eine neue Welle böhmischer „Exulanten“ den gepriesenen Vorort ihrer Kirche in Polen, unter ihnen ein Schulmann und Gelehrter von Rang, Joh. Amos Comenius, der sodann bis 1656 als Rektor des Gymnasiums und Senior der Brüdergemeinde in seiner Wahlheimat gewirkt hat.

Um dieselbe Zeit — die religiöse Verfolgung in Schlesien hob an — verließen lutherische Bürgerfamilien scharenweise Haus und Hof und suchten Zuflucht hinter der polnischen Grenze. Aus dem nahen Guhrau kamen sie, die ersten am 8. November 1628, in hellen Haufen. „An die 3000 Seelen“, bezeugte ein Zeitgenosse, „sind in Gottes Namen aus unserem Vaterlande Guhrau nach dem Städtlein Lissa gezogen.“ Der 39jährige „angesehene Bürger“ und Tuchmacher Philipp Held, ein Nachfahr des alten „Heldengeschlechts“, das schon seit 1400 nachgewiesen ist, seit 100 Jahren in „Gur“ ansässig war und sich zu Wohlstand und Ansehen emporgearbeitet hatte, war ihnen Vorbild und Führer. Mit ihm kamen die Bieberstein, Christophori, Goldammer, Heinke, Knappe, Runke, Peipert, Rehner und viele mehr. Die „Gurer“ fanden, was sie suchten. Lissa war eine evangelische, eine deutsche Stadt. Der Grundherr, Graf

Raphael V. (1579—1636), war gleich seinen Vorfahren seit Gründung der Stadt ein bewußter Bekenner evangelischer Sache. Ihm war es Herzensbedürfnis, den „Vertriebenen mit aller Gnade zu begegnen“. Sein Statthalter, der Graustädter Oberlandrichter und Herr auf Gurfchen, Johann Georg von Schlichting, der Gründer von Schlichtingsheim, der als ständiger Vertreter des meist abwesenden Erbherrn die Angelegenheiten der gräflichen Herrschaft verwaltete, übernahm und bewältigte die schwere Aufgabe, für die neuen Ankömmlinge Unterkunft und Arbeit zu schaffen. Die fleißigen und betriebsamen Handwerker, die schon in der Heimat zwölf Zünfte gehabt hatten, wurden in die bestehenden Innungen aufgenommen, oder neue wurden ihnen bewilligt. Auch erhielten sie Sitze im Räte und im Stadtgericht. 1639 ernannte der Graf den Tuchmacher Philipp Held zum regierenden Bürgermeister seiner Stadt.

Schwieriger gestaltete sich die kirchliche Versorgung der „Gurer“. Sie waren unerschütterliche Anhänger der „ungeänderten Augsburger Konfession“; sie hatten dazu ihre eigenen Seelsorger bei sich, die in der alten Heimat ihnen lange Jahre die Treue gehalten hatten. So lehnten sie den weitherzigen Vorschlag des Erbherrn, die Bruderkirche mit zu benutzen, ab und baten um die Erlaubnis, sich selbst eine Kirche zu erbauen. Nach mancherlei vom Grafen mit vorbildlicher Nachsicht betriebenen Bemühungen, seiner Stadt die Auswüchse des konfessionellen Zwiespalts zu ersparen, willigte er endlich in den Wunsch der Schlesier und schenkte ihnen einen ausgedehnten Platz am späteren Kirchring. Hier entstand unter beispiellosen Opfern einer treuen Gemeinde ein weiträumiger Fachwerkbau, der mehrere tausend Besucher fassen konnte. Am 1. Advent 1635 fand die Einweihung statt. „Kreuzkirche“ taufte der erste Pfarrer Melchior Maronius, selbst ein Sohn des Guhrauer Landes, das neue Gotteshaus, „weil es von eitel verjagten und verfolgten Kreuzbrüdern und Kreuzschwestern im Exilio mit Kreuz, Elend und Widerwärtigkeiten aufgebaut ist“. Zweimal, 1656 und 1707, völlig vernichtet, durch den Stadtbrand von 1790 abermals verwüstet, von neuem in langen Jahren aus der Asche entstanden, wurde die Kirche am 9. Juni 1805 neu geweiht. Heute wird die Kreuzkirche als der bedeutendste Kirchenbau aus der älteren Zeit des Posener Protestantismus angesprochen. Wenige Jahre später erbauten sich auch die „Böhmischen Brüder“, nachdem ihnen 1652 die mittelalterliche Pfarrkirche zugunsten der Katholiken entzogen worden war, eine neue Stätte der Andacht, die heutige evangelische St. Johannes-Kirche.

So wuchs Lissa in jenen Jahren zu einer der blühendsten Städte des Posener Landes heran. In über 20 Straßen mit 1600 Häusern wohnten 2000 eingetragene Bürger und eine Menge Volks ohne Vollbürgerrecht. Handel und Wandel blühten. Tuchmacher, Goldschmiede, Zinngießer, Glockengießer werkten. Erzeugnisse des Lissaer Kunsthandwerks sind im Posener Lande weit verbreitet. 1624 wurde die Lateinschule zu einem Gymnasium illustre erhoben. Comenius wurde ihr berühmtester Rektor; sein Ruf zog Schüler von weither in die von Menschen wimmelnde Stadt. Das waren die kurzen Jahre, da man in der gelehrten Welt die ferne Stadt an der Grenze mit dem Ehrennamen

„Neu-Athen“ begrüßte, da im Lebenskreise der wandernden Gesellen der Spruch umging: „In der Viss ist noch Genieß.“ „Kurzum“, rühmt Comenius selbst, „so herrlich war hier Bürgertugend, Gewerbe, Handel (denn alles konnte hier gekauft und verkauft werden) und Religion emporgeblüht, daß diese Stadt an wunderbarer Anmut alle Städte Polens hinter sich ließ.“ Erwähnenswert an dieser Stelle, daß der Köbener Pfarrer Joh. Heermann, den man den größten evangelischen Liederdichter zwischen Luther und Paul Gerhardt genannt hat, neun Jahre in der „Herberge Gottes“ gelebt, 1647 hier gestorben und in der Kreuzkirche begraben worden ist.

Deutsch war also diese lebensvolle Stadt und schlesisch dazu. Schlesisch der noch heute unverkennbare Grundriß des Stadtkerns. Schlesisch der viereckige, geräumige „Ring“ mit dem ansprechenden Rathaus in der Mitte, an dem nach Ausweis einer in die Hauptfront vermauerten Inschrift schon 1639 gebaut worden ist. Auch die vorgebaute „Laube“, die für den schlesischen Markt charakteristisch ist, hat in Vissa Eingang gefunden. Ein Laubenhaus ist noch heute erhalten. Wie aus den Stadtprivilegien ersichtlich, war die Sprache der städtischen Behörden durchweg deutsch. Als „eigentliche wahre Schlesier“ galten die Vissaer von Anfang an, und, vielsagend genug, zu einer Zeit, als weder Vissa noch Schlesien zu Preußen gehörte, traf der erste preussische König die Bestimmung, daß Vissaer Studenten auf der Universität Frankfurt in allen Stipendienangelegenheiten den Studenten aus Schlesien gleichgestellt sein sollten.

Doch das „Kehernest“ sollte sich seiner friedlichen Blüte nicht ungestört erfreuen. Fanatischer Glaubenseifer und Mißgunst warteten auf ihre Stunde. Im Schwedisch-Polnischen Erbfolgekriege (1655—1660) hatte die Stadt eine schwache schwedische Besatzung in ihre Mauern aufgenommen. Da kam der Vissaer Schreckenstag, der 29. April 1656. Ein starkes polnisches Aufgebot zog vor die Stadt. Nach anfänglicher Gegenwehr rückten die wenigen schwedischen Reiter in Richtung Fraustadt ab. Nun wagte die zu Tode geängstigte Bürgerschaft keinen Widerstand mehr. Am 28. April verließen nahezu 4000 Einwohner mit der Stadtobrigade in wilder Flucht ihre Heimstatt und retteten sich über die schlesische Grenze. Vertrauenselig auf Schonung hoffend, öffneten die Zurückgebliebenen die Tore. Am anderen Morgen drangen die Polen in die wehrlose Stadt. „Wie tolle Hunde“, schreibt Comenius in der ergreifenden Darstellung der blutigen Vorgänge, die er in Amsterdam, seiner neuen Heimat, in die Welt gehen ließ, „wüteten sie gegen alle Menschen, deren sie habhaft wurden. Dann steckten sie die Stadt in Brand und legten sie mit Kirchen und Rathaus völlig in Asche. Auch 70 Windmühlen vor den Toren gingen in Flammen auf.“

Viele der Flüchtigen kehrten der unglücklichen Stadt für immer den Rücken und suchten in brandenburgischen Grenzstädten (Krossen, Züllichau) Unterschlupf. Die meisten der Versprengten jedoch sammelten sich allmählich an der Stätte der Verwüstung und gingen daran, die Vaterstadt wieder aufzurichten. Reiche Gaben kamen aus aller Welt. Wie sooft den benachbarten

Fraustädtern war auch den Lissaern der Wiederaufbau der Kirche die vornehmste Sorge. Nach willig erteilter grundherrlicher Genehmigung wurde der Bau in Angriff genommen und die neue Kirche im Jahre 1666 wiederum am 1. Advent eingeweiht. Durch Fleiß und Betriebsamkeit gedieh das wieder genesene deutsche Gemeinwesen zu bescheidenem Wohlstande; die alte Blüte kehrte nicht zurück.

Mit dem Nordischen Kriege (1700—1721) zog jedoch neues Unheil herauf. Der Grundherr Stanislaus Leszczyński wurde 1704 durch den Schwedenkönig Karl XII. auf den polnischen Thron erhoben. In treuer Gesinnung stand die Stadt, die damit gleich Fraustadt „Königliche Stadt“ wurde, zum Könige und Herrn. Doch die Rache der Russen, gegen die Karl XII. im Felde lag, ließ nicht lange auf sich warten. Ein russischer Heerhaufen unter einem Oberst Schulz, der in Lissa Schusterlehrling gewesen sein sollte, erschien 1707 vor den Mauern. Der Oberst trieb zunächst ungeheuerliche Tribute ein und ließ dann am 29. Juli 1707 die Stadt besetzen, ausrauben und schließlich an allen vier Ecken in Brand stecken. Am Abend war sie ein glühender Schutthaufen. Der Rest der unglücklichen Bewohnerschaft, der nicht der Wut der Soldateska oder den Flammen zum Opfer gefallen war, suchte wieder sein Heil jenseits der Grenze. Manche zerstreuten sich in Preußen; die meisten kehrten wohl zurück. Doch da fiel (1709—1710) die „große“ Pest auch über den Ort der Qual. Allein 7000 von der christlichen Einwohnerschaft — die Juden hatte man vertrieben — sollen der Seuche erlegen sein. Noch einmal raffte sich die leidgehärtete Bürgerschaft, verstärkt durch neuen Zuzug aus deutscher Nachbarschaft. Noch einmal sammelte man, diesmal für einen massiven Neubau der Kirche, landauf, landab. Der preußische Oberhofprediger und Vorsitzende der Akademie der Wissenschaften in Berlin, Daniel Ernst Jablonski, der (1686—1691) Pastor und Gymnasialrektor in Lissa gewesen war, ließ bereitwillig seine wirksame Unterstützung. Unter unsäglichem Widerwärtigkeiten zog sich der Aufbau mehrere Jahrzehnte hindurch hin; der Turm wurde erst 1782 vollendet.

Doch der Erbfeind der vielgeprüften Stadt, das Feuer, gab noch nicht Ruhe. Im Jahre 1767 zerstörte eine Brandkatastrophe 1700 Häuser, nur 220 blieben verschont. Am 2. Juni 1790 traf die gequälte Bürgerschaft, deren Zahl man immer noch auf über 10 000 schätzte, der vernichtende Schlag. Gegen Mittag brach auf dem Markte Feuer aus, um 3 Uhr nachmittags lag die ganze Stadt in Asche. Über 60 Menschen verloren ihr Leben. 1500 Gebäude waren vernichtet; außer der Johanneskirche und dem Gymnasium blieben nur 12 Häuser verschont. Das Ende schien gekommen. Viele gänzlich verarmte Familien verließen die „Stadt des Leidens“ und zerstreuten sich nach Fraustadt, Reisen, Bojanowo, Schmiegel, Posen, Warschau und nach Schlesiens. Beim Anfall an Preußen (1793) standen erst 460 Häuser aus Holz und Lehm; 481 Baustellen lagen noch wüst: man zählte nur 6820 Einwohner, davon 3095 Evangelische, 734 Katholiken, — 2991 Juden. Aber die deutsche Wesenheit des verstümmelten Gemeinwesens war unverfälscht

geblieben. „In Lissa ist alles deutsch“, schrieb damals (1804) ein Gewährsmann, „und es herrschen hier überall schlesische Sitten.“ Auch die kurze Warschauer Zeit (1806—1815) blieb ohne jeden Einfluß auf die Zusammensetzung und Haltung der Einwohnerschaft.

Unter fürsorglicher Betreuung durch die preussische Verwaltung erholte sich allmählich die sieche Stadt, um in die neue Ordnung der Dinge hineinzuwachsen und einer neuen Blüte entgegenzureisen. 1837 wurden 8667, 1861 10 192 Einwohner gezählt. Mitbewohner polnischen Stammes gab es im 19. Jahrhundert in der Stadt kaum. Im jüngsten Bürgerbuch begegnen sie nur ganz vereinzelt. Auf den zahlreichen Grabdenkmälern der Lissaer Kirchhöfe würde man vergeblich nach polnischen Inschriften suchen. Zur Zeit des beginnenden Nationalitätenkampfes, im Jahre 1848, hielt die Bürgerschaft, ganz wie in Graustadt, unerschütterlich zur deutschen Sache. Zum Schutze der Stadt bildete sie, genau wie 1919, eine Bürgerwehr und gründete einen „Berein zur Wahrung deutscher Interessen in der Provinz Posen“, der seine Arbeit über die ganze Provinz ausdehnen sollte. Genau wie die Graustädter schickten die Lissaer eine Abordnung nach Berlin, um die Aufnahme in den Deutschen Bund und den Anschluß an Schlesien durchzusetzen. Als am 29. März 1848 der Befehl erging, das zuständige Landwehrbataillon in Lissa in Stärke von 1002 Mann aufzustellen, stand die Truppe am 1. April: Wehrmänner aus entlegenen Ortschaften — auch solche polnischer Zunge —, die den Bestellungsbefehl erst 12 Stunden vorher bekommen hatten, waren zur Stelle. Am 2. April konnten 350 überzählige Bestellungspflichtige wieder entlassen werden.

Um der im Volksmunde fälschlicherweise sich festsetzenden Bezeichnung „Polnisch-Lissa“ (zum Unterschied von Lissa bei Breslau) den Boden zu entziehen, wurde schon 1873 auf Antrag des Magistrats der amtliche Name „Lissa i. Posen“ eingeführt.

Polnische Zuwanderung machte sich erst seit der Einführung der Freizügigkeit (1867) und der Gewerbebefreiheit (1869) in sehr bescheidenen Grenzen bemerkbar. Noch 1877 bekannte eine polnisch geschriebene Chronik der Stadt, daß die polnischen Bewohner „nicht zahlreich seien“. 1910 zählte Lissa auf 17156 Köpfe eine Minderheit von 2365 Bewohnern mit polnischer Muttersprache.

Das Versailler Diktat lieferte die alte deutsche Stadt nach heldenhafter Gegenwehr dem polnischen Staate aus. Am 17. Januar 1920 wurde sie von polnischen Truppen besetzt.

Der Heldenkampf des Schlesischen Landwehrkorps im Weltkriege

Mitte September 1939. Auf der Karte Polens verfolge ich den Siegeszug der deutschen Wehrmacht auf Warschau. Es sind vielfach dieselben Orte der Schlachten und Siege, die heute das Oberkommando der Wehrmacht nennt, die unser stolzes Landwehrkorps vor fünfundzwanzig Jahren auf seinem einzigartigen Vormarsch gegen und über die Weichsel berührte. Wundervolle Erinnerungen werden in mir wach, der ich damals Generalstabschef des Landwehrkorps war und dem Kommandierenden General des Korps, Generalfeldmarschall von Woyrsch, dreiundeinhalbes Jahr durch dick und dünn zur Seite stehen durfte. Heute, wo die Siegesbotschaften unserer großartigen Wehrmacht in der dreifachen Tüchtigkeit von Land-, See- und Luftwaffe sich überstürzen, lohnt es sich wohl, sich der Heldentaten der schlesischen Landwehr vor fünfundzwanzig Jahren auf demselben Kriegsschauplatz zu erinnern, die der Jugend von heute Vorbild und Kraft geben. —

1914 war es nur ein kleines deutsches Häufchen, das da von den Grenzen der alten Provinzen Schlessien und Posen gen Radom und Swangorod (Deblin) a. d. Weichsel und später über Lublin—Brest-Litomsk nach Weißrußland vorrückte: nur zwei Divisionen, lediglich aus Landwehr zusammenge setzt, mäßig ausgerüstet und bewaffnet, und in der Luft nur begleitet von einem einzigen Flugzeug, das geliehen war von der deutschen Festung Posen. Die alten Landwehrleute kamen langsam vorwärts, aber sicher und zähe ans Ziel und trieben den Feind vor sich her, so daß das „Landwehrkorpus“ bald beim Russen gefürchtet war. Diese Landwehr war ursprünglich gar nicht für eine Verwendung in der vordersten Linie vorgesehen gewesen; sie war eine „Etappentruppe“ und daher auch so schlecht ausgerüstet und bewaffnet. Sie sollte im Kriegsfalle nur in der Heimat im „schlesischen Industriegebiet“ an der „Dreikaiserecke“ Verwendung finden, wo voraussichtlich nur Spähtrupps des Feindes zu Lande und in der Luft erscheinen würden und daher nur wenig kriegerische Aufgaben bevorstanden. So war es auch bis zum Jahre 1913 bestimmt. Im Januar dieses Jahres richtete aber das verbündete Österreich-Ungarn an die deutsche Heeresleitung die Bitte, ihm „zum Schutze der österreichischen Aufmarschbahn Oderberg—Kraukau—Larnow im Kriegsfalle stärkere deutsche Infanterieteile, und vor allem Kavallerieteile, die aus Oberschlessien in das Gebiet nördlich der oberen Weichsel vorgehen sollten, zur Verfügung zu stellen. General v. Moltke bestimmte zu dem angegebenen Zwecke die „Deckungstruppen des schlesischen Industriegebietes“, zu einem Korps formiert. So kam das „Landwehrkorps“ zustande. Es wurde

das einzige Korps innerhalb des deutschen Heeres, das nur aus Landwehrverbänden bestand. Trotzdem erhielt es im August 1914 einen Auftrag, der dem eines aktiven Korps in Feindesland gleichkam. Der Auftrag lautete: „Das Landwehrkorps hat möglichst schnell auf Radom vorzugehen, links vorwärts gestaffelt dem österreichisch-ungarischen linken Flügel, diesen deckend und mit sich fortreisend!“

Von allen Truppen und Führern des Landwehrkorps ist natürlich diese selbständige und kühn-offensive Aufgabe begeistert aufgenommen worden. — Sehr bald folgte aber die schwere Ernüchterung nach, als klar wurde, was zur Ausführung dieses Auftrages zur Verfügung stand! Das war tatsächlich nur ein in jeder Beziehung etappenmäßig immobil ausgerüstetes Landwehrkorps; seine Entwicklung war trotz der einschneidenden Änderung seines Auftrages auf dem Standpunkt vom Januar 1913 stehengeblieben! Erst für das Mobilmachungsjahr 1914/15, also erst vom Oktober 1914 an, war für das Landwehrkorps ein Ausrüstungsplan in Vorbereitung gewesen, der allen Anforderungen, die sich aus der neuen Aufgabe des Landwehrkorps ergaben, gerecht werden sollte. Wir erwogen daher im August 1914 eine Meldung an den Obersten Kriegsherrn: das Korps sei noch nicht verwendungsfähig. Die brave Truppe wollte das aber selbst nicht wahr haben. Die helle Begeisterung, die das ganze deutsche Volk ergriffen hatte, gab auch ihr trotz der Schwere der Lage nur den einen Impuls, alles zu tun, um bald möglichst an den Feind zu gelangen. — Das Korps hat dann auch in all seinen Gliedern von der ersten Mobilmachungstunde an seine vollste Pflicht getan, um der erkannten vielfachen und schweren Mängel Herr zu werden. Leicht war dies nicht, und alles Versäumte konnte auch gar nicht nachgeholt werden. Da haben wir dann schließlich auf unser Soldatenglück gebaut. Wir taten recht daran, weil eben jeden Angehörigen des Landwehrkorps der starke, heilige Wille beherrschte: Für die Verteidigung von Heimat, Haus und Herd gegenüber dem mächtigen feindlichen Überfall seine Pflicht bis zum letzten Atemzuge zu tun.

Zum „Kommandierenden General des Landwehrkorps“ ernannte der Oberste Kriegsherr den General der Infanterie z. D. Remus von Woyrsch — von Woyrsch war selbst Schlesier und am 4. Februar 1847 in Pilsnitz bei Breslau geboren. Außerdem hatte von Woyrsch schon bis zum Jahre 1911 zehn Jahre lang Schlesier befehligt: zwei Jahre als Kommandeur der 12. Division in Meisse, acht Jahre als Kommandierender General des VI. Armeekorps in Breslau. Dadurch hatte von Woyrsch schon früher viele der Schlesier unter seinem Befehl gehabt, die 1914 wieder zum Landwehrkorps traten. Daraus entwickelte sich im Weltkriege von vornherein ein enges gegenseitiges Vertrauensverhältnis. Woyrschs väterlich sorgende Art trug ihm bald bei seinen Untergebenen den ehrenden Beinamen „der alte Woyrsch“ ein.

Am 15. August 1914 trat das Landwehrkorps seinen ersten Vormarsch an (s. Skizze S. 123); 4. Landwehr-Division und das Generalkommando von Tschén-

stochau; 3. Landwehr-Division von Kalisch. Am 18. August überschritt das Korps die Warthe. Seine Stärke belief sich auf rund 900 Offiziere, 35 200 Mann, 12 000 Pferde. Ruhig und stetig, fest und zuverlässlich, mit freien Flanken, allein auf seine eigene Kraft gestellt, marschierte das Landwehrkorps durch das weite Polenland vorwärts. Es war das einzige Korps im deutschen Heere, das damals nicht im unmittelbaren Armeeverbände operierte. Zwar war es der 8. Armee in Ostpreußen zugeteilt, aber diese befand sich 300 Kilometer weiter nordwärts, in Ostpreußen. Die Verbindung mit ihr hörte schon auf, als das Korps die russische Grenze überschritt.

Die Russen räumten vor dem Korps Polen. Nur ein starkes Kavalleriekorps, dem erhebliche Infanterie und Artillerie beigegeben waren, gewandt, sicher und listig geführt vom Kosakengeneral Nowikow, umschwirrte das Korps von allen Seiten und ließ es kaum zur Ruhe kommen. Die Landwehr ließ sich aber nicht aufhalten; die Kämpfe stärkten nur ihre Leistungsfähigkeit und Kriegsgewöhnung. Ende August waren die beiden Divisionen bei Radom vereinigt. Die K. u. K. Armeegruppe Rummer, der linke Flügel des österreichisch-ungarischen Heeres, hatte, von Krakau über Kielce auf Siemno marschierend, bereits die Weichsel bei Jozefow überschritten; sie war also in Sicherheit. Somit war unser erster Auftrag erfüllt, und zwar, wie die Oberste Heeresleitung sich ausdrückte: „Glänzend!“ —

Nun war aber guter Rat teuer. Wohin sollte sich das Landwehrkorps wenden, um seine weiteren, noch ungenannten Aufgaben im Rahmen des Ganges zu erfüllen?

Drohend lagen vor ihm die russischen Weichselfestungen Zwangorod, Warschau, Nowogeorgiewsk. Am 31. August 1914 schien es, als ob der Russe aus diesen Festungen mit starken Kräften hervorbrechen und sich auf das vereinsamte Korps vor ihm werfen wollte. So lautete die Meldung des einzigen Flugzeuges, über das das Korps verfügte. Beim Landen, um die Meldung abzustatten, zerbrach das Flugzeug. Das Korps machte sich gefechtsbereit; aber der Feind kam nun doch nicht. Was die Festungen bargen, blieb uns weiterhin verborgen. — Von Norden, von Ostpreußen, wußten wir nur soviel, daß Hindenburg und Ludendorff bei Tannenberg im Begriff waren, einen großen Sieg über die Russen zu erringen. Was Hindenburg weiter vorhatte, wußten wir nicht. Wir hofften, er würde uns nach Norden rufen zu Kampf, Sieg und Ruhm! Wir wußten aber auch, daß das österreichisch-ungarische Heer seit dem 23. August östlich der Weichsel mit überlegenen feindlichen Kräften kämpfte. Wie dieser Kampf aber im einzelnen stand, war uns unbekannt. — Da brachten am 31. August abends sowohl ein österreichischer Generalstabs-offizier im Flugzeug als auch eine Dragonerschwadron, die sich durch die feindliche Kavallerie mit schweren Verlusten tapfer durchgeschlagen hatte, die Nachricht, die Erste österreichisch-ungarische Armee Dankl, der linke Heeresflügel, stände bei Krasnik in schwerem Kampfe; das Landwehrkorps möchte baldige Unterstützung bringen, „um die Entscheidung herbeizuführen“.

Nun waren alle Erwägungen von Woyrsch zu Ende und sein Entschluß gefaßt: Rechtsabmarsch zur Schlachtentscheidung.

Am 2. und 3. September überschritt das Landwehrkorps bei Jozesow die Weichsel, jubelnd begrüßt von den österreichisch-ungarischen Bundesbrüdern, denen wir die erste deutsche Hilfe brachten. Vier Tage später stand das Korps in seiner ersten Schlacht bei Tarnawka. Es waren drei Tage blutigschweren Ringens!

Der erste Tag brachte der 4. schlesischen Landwehr-Division einen vollen taktischen Erfolg; sie gewann im Angriff Gelände und nahm dem Gegner, dem stolzen Moskauer Grenadierkorps, 1100 Gefangene ab. Aber nun lenkte der Russe seine Hauptkräfte, besonders an schwerer Artillerie, die wir überhaupt nicht besaßen, auf die deutsche Truppe über, die ihm die Erfolge der vorhergehenden Tage gegen die Armee Dank streitig machen wollte. Es gelang der russischen Infanterie am zweiten Tage, überraschend in unsere Artilleriestellungen auf den Höhen von Tarnawka einzudringen; die Lage wurde kritisch unsere Front war in Gefahr, auseinanderzubrechen. Aber der Russe ließ uns Zeit, Truppen von allen Seiten zusammenzufassen, um durch einen konzentrischen Angriff am frühen Morgen des 9. September den verlorenen „Batterieberg“ wieder zu erobern. Wir gewannen die Artillerie unserer 4. Landwehr-Division zurück, allerdings in einem toll zerschundenen Zustande. Zwischen den Geschützen lagen unsere toten Helden, Offiziere und Mannschaften, die bis zuletzt ausgeharrt hatten. General v. Woyrsch hatte den Angriff auf den „Batterieberg“ mit uns, seinem Gefechtsstabe, begleitet. Bei allen Angehörigen des Korps herrschte der feste Wille, mit Einsatz des eigenen Lebens die Waffenhonore durch Wiedergewinnung der verlorenen Höhen wieder herzustellen!

Am Mittag des 9. September war die Lage nicht nur wiederhergestellt, sondern der Kampf stand für das Landwehrkorps durchaus günstig. Da wick überraschend unser linker österreichisch-ungarischer Nachbar, und unsere linke ungedeckte Flanke wurde dem Feinde preisgegeben; unsere Reserven waren bereits aufgebraucht. Das Landwehrkorps mußte nun, obgleich unbeseigt, sich dem allgemeinen Rückzuge der österreichisch-ungarischen Ersten Armee anschließen, nachdem viele tapfere Landwehrleute den Heldentod gefunden hatten oder in russische Gefangenschaft geraten waren. — „Tarnawka“ wird stets das größte Ruhmesblatt für das Schlesische Landwehrkorps bleiben.

Ein vom Feinde erzwungener Rückzug ist stets niederdrückend schwer und moralisch zermürbend. Der Rückzug des Landwehrkorps, der am 9. September 1914 begann, war es ganz besonders. Er führte durch das wald- und sumpfreiche Gebiet des Tarnaw-Gebietes, in dem die russischen Kosaken ideale Gelegenheiten hatten, sich vorzulegen. Die von ihnen angezündeten Ortschaften beleuchteten schauerlich unsere Rückzugsstraße. Nur Knüppeldämme standen für die Rückwärtsbewegung zur Verfügung, auf denen sich die zahlreichen Trains und die Truppen drängten und stauten. Auf den Knüppeldamm, den das Landwehrkorps befehlsgemäß zu benutzen hatte, waren noch drei (!) österreichisch-ungarische Divisionen mit ihren so zahlreichen „Panje-

wagen“ — 950 bei jeder Division — angewiesen. Das Landwehrkorps folgte zuletzt und deckte den Rückzug. Bei Janow wurde die Lage für das Landwehrkorps äußerst kritisch; es fand seine Rückzugsstraße — eben jenen Knüppeldamm — durch die Trains der vorher marschierenden österreichisch-ungarischen Divisionen so verstopft, daß schon diese Trains weder vor- noch rückwärts sich bewegen konnten. Wir versuchten in der Nacht durch energische Kommandos unter Hauptmann Benecke und Rittmeister Graf Schweiniß die Dämme für unseren Vormarsch freizubekommen. Die einzelnen Fahrzeuge wurden in den Sumpf seitwärts umgekippt, nachdem die Pferde vor ihnen erschossen worden waren. Um 3 Uhr morgens meldeten aber die genannten Offiziere, das Unternehmen sei angesichts der immer neu nachdrängenden und durchschlüpfenden Panzerwagen aussichtslos. So blieb nichts anderes übrig, da der Feind von vorne schon bedenklich drängte, den Abmarsch des Korps sofort nach der Flanke, zunächst sogar an der Front des Feindes entlang, zu befehlen, wobei die angewiesenen neuen Wege seitens der Divisionen erst erkundet und brauchbar gemacht werden mußten. Die Truppen marschierten wie in einem Karree; die Fahrzeuge in der Mitte. Das Generalkommando, das mit der Kavalleriebrigade abrückte, war ebenfalls auf den Flanken durch Infanterie gedeckt. Die Truppe benahm sich heldenmütig; jeder Angriff des Feindes wurde durch sofortigen Gegenangriff unter „Hurra“ zurückgeworfen; dabei litten unsere Leute stark unter Ruhr, und heftiger Regen ergoß sich auf die Erde nieder. Der Generalstabschef hatte in der Nacht den schweren Entschluß zur Änderung des Abmarsches unseres Korps nach der Flanke selbständig gefaßt; es blieb ja tatsächlich auch nichts anderes übrig, als entweder an Ort und Stelle kämpfend dem überlegenen und umfassenden Feinde zu erliegen oder zu versuchen, nach der Flanke durchzubrechen. Als dann um 5 Uhr morgens des 13. September unser Woyrsch aus seinem Quartier, der Apotheke in Janow, heraustrat, meldete ihm der Chef den geänderten Abmarsch des Korps. Woyrsch betonte sofort, er übernehme für den gefaßten Entschluß die volle Verantwortung, trotzdem er gestehen müsse, daß, wenn er vorher gefragt worden wäre, er diesem Entschluß nicht hätte zustimmen können, da er nicht glaube, daß das Landwehrkorps in der nun schon festgelegten Richtung überhaupt durchkommen könne. Als Woyrsch das eben ausgesprochen hatte, schlugen auch schon, wie zur Bekräftigung seiner Worte, feindliche Granaten mitten in die gerade antretende Bagage des Generalkommandos ein! Die Artillerie der 3. Landwehr-Division unter dem prächtigen alten Haudegen, dem Obersten Schulz, brachte aber sofort die uns dicht auf den Pelz rückende feindliche Artillerie zum Schweigen, und es gelang dem Landwehrkorps, sich nach trüben, harten Stunden tatsächlich durchzukämpfen; am Abend befand sich das Korps in Sicherheit; unser Durchbruch war gelungen.

Tags darauf überschritt das Landwehrkorps den rettenden Sanfluß. Wundervoll leuchtete die Sonne wieder am blauen Herbsthimmel.

Bei Nisko, drüben am hohen Felsufer, weitblickend ins Land, stand die hohe, weiße Kirche des Ortes. Es war Sonntag. Das Geläut der Glocken

mischte sich mit dem dumpfen Klang der Geschütze des russischen Verfolgers. Neben der Kirche, in der Gottesdienst war, hielt General von Woyrsch und schaute besorgt zum Feinde hin, seinem Landwehrkorps entgegen. Jetzt endlich waren die letzten Teile des Korps über den Fluß. Die Sanbrücke flog in die Luft. Der rettende Strom lag zwischen Feind und Korps. Der Chef des Stabes ritt im Galopp heran und meldete dem General den vollendeten Übergang. Dieser wollte sprechen, wollte danken. „Mein Landwehrkorps ist gerettet!“ Mehr konnte er nicht sagen; dann stürzten ihm die Tränen übers Gesicht. Die Spannung der letzten Tage, die Herzensbesorgnis um seine ihm anvertrauten Landsleute löste sich in schwerem Schluchzen. So endete die erste Feldzugsphase für die Schützer Schlesiens.

* * *

Mitte September 1914! In West und Ost eine ernste Lage der Mittelmächte.

In Frankreich hatte das deutsche Westheer die Marneschlacht geschlagen, aber ohne den erhofften Erfolg; es befand sich im Rückzuge, war aber in sich gefestigt, brauchte keine Hilfe, konnte Hilfe allerdings auch nicht abgeben.

Hilfe brauchten aber die zurückgehenden österreichisch-ungarischen Truppen im Osten, sollte es nicht zu einer Katastrophe kommen.

Nur Hindenburg, der durch seine Siege in Ostpreußen die Freiheit des Entschlusses gewonnen hatte, konnte helfen und half. Seine Armee wurde mit der Bahn nach Schlesien befördert, dort ausgeladen und ging gegen die Weichselstrecke Iwangorod—Warschau vor, um die russische Verfolgung von den Österreichern abzulenken. Dies gelang.

Der Offensive Hindenburgs schloß sich auf dem rechten Flügel vom 30. September ab das Landwehrkorps wieder an, das nördlich Bochnia die Weichsel überschritten hatte; nach und nach folgte auch die österreichisch-ungarische Erste Armee auf das linke Weichselufer. Am 4. Oktober focht das Landwehrkorps siegreich mit bei Opatow. Die Russen, die über die Weichsel vorgedrungen waren, wurden wieder hinter den Fluß zurückgeworfen. Nun begann östlich der Weichsel der Wettlauf der Russen nach Norden hinauf, zu Fuß und mit der Bahn, um über die durch Festungen gesicherten Übergänge bei Warschau und Nowogeorgienst den linken Flügel Hindenburgs zu umfassen. Hindenburg verschob entsprechend auch seine Kräfte nach Norden und Nordwesten; sie wurden an ihren Stellen ersetzt durch die nachrückenden Österreich-Ungarn.

So kam auch das Landwehrkorps, nachdem es an der Weichsel bei Kasimierz und Nowo-Alexandria erfolgreich gekämpft hatte, über Radom — wo Hindenburg seinen Freund von Woyrsch aufs herzlichste begrüßte und das Landwehrkorps an sich vorbeimarschieren ließ — und über Nowo-Miasno nach Ratwa. Hier folgten wieder harte Kampftage, in denen das Landwehrkorps zwischen dem deutschen XX. und XVII. Korps gut standhielt. Die ganze Front Hindenburgs wehrte die heftigen Angriffe der Russen erfolgreich ab. Aber es war nur eine Frage kurzer Zeit, wie lange dies möglich blieb. Immer stärker

ergoß sich die Flut russischer Truppenmassen aus den Festungen Warschau und Nowogeorgiewsk gegen den deutschen linken Flügel. Reserven standen nicht mehr zur Verfügung; die schon langgestreckte Front konnte nicht weiter gestreckt werden. Da entschloß sich Hindenburg zum Ausweichen auf die deutsche Grenze. Seltsamerweise bekam das Landwehrkorps dabei erneut die Richtung auf Ischenstochau. Am 4. November traf es wieder vor dieser Stadt ein und begann sich einzugraben; hier sollte es halten.

Fünzig Tage waren vergangen seit dem Beginn des ersten Vormarsches von Ischenstochau aus durchs Polenland. Über 1000 Kilometer hatte die Landwehr zurückgelegt auf furchtbaren polnisch-russischen Wegen. In vielen Gefechten und Schlachten, auf zwei schweren Rückzügen, dem Schwersten, was ein Soldat durchmachen kann, hatte unser Landwehrmann sich bewährt. Schuhe und Kleidung waren arg zerrissen, aber das Herz schlug noch fest und zuversichtlich. Größere Aufgaben standen bevor.

* * *

Der russische Oberbefehlshaber, Nikolai Nikolajewitsch, setzte nun zum großen Schlage an; er entwickelte die ganze russische Kraft gegen die verbündete Front mit der Hauptmasse zwischen Weichsel und Warthe gegen die deutschen Kräfte. Die berühmte „Dampfwalze“, wie die Entente das russische Heer nannte, um seine unbezwingbare Kraft darzutun, sollte den Hauptansturm gegen Schlesien richten. Der russische Funkbefehl ordnete an: „Angreifen zwischen Kalisch und Bendzin, um tief in das deutsche Herz hineinzustoßen.“ — Armes deutsches Vaterland, wenn dieser russischen Absicht Erfolg beschieden war; besonders, armes Schlesien, dessen wirtschaftliche Vernichtung dann nicht zu hindern war. Wie nahe war das Schicksal Ostpreußens nun auch Schlesien!

Klar war von vornherein, daß dieser Ausgang durch eine reine Verteidigung an der deutschen Grenze nicht gebannt werden konnte. Mochten die deutschen und österreichisch-ungarischen Streiter noch so tapfer fechten, sie hätten doch schließlich der russischen vierfachen Überlegenheit weichen müssen. Die russische „Dampfwalze“ hätte zuletzt Truppen und Land tatsächlich niedergewalzt.

Eine Hoffnung, daß sich das ungünstige Zahlenverhältnis ändern könnte, war für absehbare Zeit nicht vorhanden.

Die geniale Führung Hindenburg-Ludendorff fand aber auch hier einen Ausweg. Schon während des Rückzuges von der Weichsel wurden einzelne Korps nach rückwärts herausgezogen, in Schlesien auf die Bahn verladen, nach der Gegend Hohensalza—Thorn gefahren und dort unter Mackensens Befehl gestellt. Starke Kavallerie verdeckte dem Feinde diese Versammlung in seiner Flanke. Die Truppen Mackensens sollten als 9. Armee überraschend die Russen anfallen, ihren rechten Flügel umfassen und aufrollen, wenn diese im Marsch und Angriff nach Westen sich in der Front festgebissen und also festgelegt hatten.

Der Siegeszug des Landwehrkorps im Weltkrieg 1914/17



Dazu sollten die Truppen, die nun unter von Woyrsch zur „Armeeabteilung Woyrsch“ zusammengestellt wurden, beiderseits Tschenschau festhalten, so in der Front dem Feinde ein Ziel bietend, gegen das er anrennen mußte. Es kam also zunächst darauf an, daß Woyrsch feststand und mindestens nicht eher überrennt werden konnte, als v. Mackensen kampfbereit war, trotzdem Woyrsch an Truppen nur bitter wenig zur Verfügung hatte. Die ersten Novembertage 1914 brachten daher für den General v. Woyrsch und namentlich für den „Schlesier“ Woyrsch unendlich schwere Stunden. Vor ihm lag die große Operationskarte, auf der Feind und Freund eingezeichnet waren, der Feind in rot, der Freund in Blau. Fast die ganze Karte zwischen unterer und oberer Weichsel war rot ausgefüllt, nur an der deutschen Grenze gab es einige wenige blaue Striche. Diese stellten die Truppe Woyrsch dar. Zunächst das Landwehrkorps beiderseits Tschenschau, das auch den Kern der neu aufgestellten Armeeabteilung Woyrsch bildete; dann weiter nach Norden, aber noch 45 Kilometer entfernt, die Division Bredow, und von dieser wieder 15 Kilometer entfernt nach Norden die 35. Reserve-Division unter General v. Schmettau. Südlich vom Landwehrkorps zunächst wieder ein leerer Zwischenraum von 20 Kilometer, dann das Woyrsch unterstellte Garde-Reservekorps, an das sich die 1. österreichisch-ungarische Armee Dankl angeschlossen. Die 2. österreichisch-ungarische Armee sollte vom äußersten rechten Flügel aus Galizien herangeholt und ebenfalls Woyrsch unterstellt werden.

Vorläufig war also alles noch im Werden. Zunächst standen nur Gruppen, Truppen, und dazwischen waren leere Räume. Das war noch keine Front, gegen die man den Russen anrennen lassen durfte. Es galt, die Verbände zu ordnen, eine geschlossene, feste Front zu bilden und feste Stellungen herzurichten, um die große Unterlegenheit an Zahl einigermaßen auszugleichen. Das alles erforderte Zeit. Diese war ja auch nötig, um die Truppen Mackensens um Thorn bereitzustellen; noch sollten diese auf den Bahnen und waren nicht gefechtsbereit. Alles in allem: zehn bis vierzehn Tage Zeit brauchten wir. — Wie aber den Russen hindern, in dieser Zeit uns anzugreifen und zu überrennen? Man konnte daran denken, die Truppen Woyrschs kurz vor dem Angriff der Russen ausweichen zu lassen, auf die Oder zu. Das wäre operativ nicht schlecht gewesen, denn der Russe wäre nachgezogen worden und so immer tiefer in die Umklammerung hineingeraten, die Mackensen ihm schaffen sollte. Aber schon der erste Tag des Ausweichens hätte auf den Heimatboden Schlesiens geführt. Damit wäre Schlesien zum Kriegsschauplatz geworden. Was das bedeutete, wußten wir genugsam von Ostpreußen her. Woyrsch erklärte, einen Befehl, der seine Heimat den Russen preisgeben würde, niemals geben zu können. Die Armeeabteilung mußte also bei Tschenschau standhalten. In Eile wurde eine zusammenhängende, allerdings ziemlich dünne Front hergestellt: die Division Bredow rückte in Eilmärschen heran und schloß die Lücke zwischen Gardereservekorps und Landwehrkorps; die Division Schmettau wurde ebenfalls in Eilmärschen an den linken Flügel des Landwehrkorps herangeführt; die

2. österreichisch-ungarische Armee, die bei Oppeln und Kreuzburg auslud, wurde so, wie sie ankam, bataillonsweise und batteriweise Richtung Wielun zur Verlängerung der Front vorgeworfen. Alles grub sich ein, denn schon bewegte sich die gewaltige Masse der Russen langsam, aber stetig vorwärts. Der Feind kam näher und näher. Noch waren wir nicht kampfbereit; die Lage war äußerst kritisch. Da, einen Tagesmarsch vor unseren Stellungen, hielten die russischen Spitzen an und blieben stehen. Es verging ein Tag. War es nur ein Ruhetag für die Russen? Es vergingen zwei Tage, drei Tage! Unerklärlich! Schon war der 9. November erreicht! Wir durften etwas leichter aufatmen, denn jetzt wenigstens war der Aufmarsch Mackensens bei Thorn gesichert. Aber der Russe blieb auch weiterhin stehen; er hielt bis zum 13. November! Was war die Veranlassung für ihn gewesen, den ihm schon sicher erscheinenden Sieg über Woyrsch aus der Hand zu geben?

Wie wir später durch Überläufer und Gefangene erfuhren, war der Grund der, daß der russische Nachschub an Munition, Verpflegung usw. drüben ganz zum Stillstand gekommen war. Warum?

Die von den deutschen Truppen auf ihrem Rückmarsche vorgenommene gründliche Zerstörung der Bahnen und Wege, die der Russe benutzen mußte, hatte jeden Nachschub verhindert. Ohne Nachschub konnte der Russe aber die beabsichtigten Entscheidungsschlachten an der deutschen Grenze nicht schlagen; er hielt deshalb und brachte zunächst Bahnen und Wege wieder in Ordnung. Die Berechnungen des damaligen Majors v. Bockelberg, des Mitarbeiters Ludendorffs im Oberkommando Ost, hatten genau gestimmt. Als der Russe seinen Vormarsch fortsetzen konnte, waren sowohl Mackensen als Woyrsch zum Kampfe bereit. Das Spiel begann, das zu den Entscheidungsschlachten um Lodsch führte.

Zunächst rannte der Russe mit wuchtigen Stößen gegen die Front Woyrsch an; die Front stand, wie der Schweizer Stegemann schreibt, „wie ein Fels“.

Nun machte sich auch der Angriff v. Mackensens von Thorn aus fühlbar und entlastete Woyrsch. Die Russen wurden von diesem Flankenangriff vollständig überrascht. Der russische Oberfeldherr hatte wohl geahnt, daß etwas vorginge, was ihm verborgen blieb. Immer wieder gab er seiner Kavallerie unter Nowikow erneute und von Nervosität diktierte grobe Anweisungen, auf Posen und Thorn zu energisch aufzuklären. Aber unsere Kavallerie ließ die feindliche Aufklärung nicht durch, und die russische Luftaufklärung steckte damals noch vollkommen in den Kinderschuhen.

So konnte sich der deutsche Ring um die in Lodsch eingeschlossenen russischen Truppen schließen. Schon waren diese, wie sich aus den russischen Funkprüchen ergab, bereit, sich zu ergeben — die russischen Offiziere zerbrachen bereits ihre Säbel —, da warf die russische Heeresleitung im letzten Augenblick von ihrem äußersten linken Flügel mit der Bahn beschleunigt Truppen über Warschau und Lodsch vor. Diese kamen nun dem deutschen Ring wieder ihrerseits in den Rücken. Jetzt ließen die Russen bereits durch Funkbefehl Eisenbahnzüge an-

heizen, „um zwei deutsche Korps in Gefangenschaft abführen zu können“; da wendete sich das Blatt von neuem.

Unser 25. Reservekorps unter General v. Scheffer u. Bopadel und die 3. Gardedivision unter General Ligmann schlugen sich durch den Russenring bei Brzeziny durch und nahmen auch noch alles, was ihren Angriffen nicht sofort erlag, in Gefangenschaft mit. Eine einzigartige Leistung!

Das Aufrollen der russischen Front war zwar nicht, wie beabsichtigt, gelungen, aber als großer deutscher Erfolg war doch zu buchen: die russische Dampfwalze war vor dem Betreten deutschen Bodens zum Stehen gebracht worden. Nach einigen vergeblichen Versuchen, seinen Willen doch noch durchzusetzen, wich der Russe hinter die Pilica und nördlich bis in die Höhe Sochaczew zurück. Die Deutschen folgten.

Unsere Landwehroleuten kam diese Verfolgung eigentlich sehr ungelegen. Sie hatten sich in ihren Stellungen schon für das nahe Weihnachtsfest, das erste im Felde, versorgt und mußten nun, schwer beladen mit Liebesgabenpaketen und Christbäumen auf den Tornistern, über die schneebedeckten und vereisten Fluren zur Verfolgung schreiten. Die schlesische Heimat aber atmete auf; der Russe entfernte sich von ihren Grenzen; er ist ihnen nie wieder nahe gekommen.

* * *

Zum Winter 1914/15 trat nun ein Stillstand der großen Operationen ein. Die Winterschlacht in Masuren war in dieser Zeit das einzige bedeutende Ereignis. Sie befreite Ostpreußen endgültig von den Russen. Aber noch war der Winterschnee nicht geschmolzen, da holte die willensstarke russische Führung erneut zum Schlage aus und suchte nun über die Karpaten in Richtung Budapest zum Ziele zu gelangen. Unsere Bundesgenossen wurden hart bedrängt. Ihre Entlastung war nötig. v. Falkenhayn fragte unter anderen Stellen auch bei mir an, ob eine solche Entlastungsoffensive an der Front Woytsch ratsam sei; ich mußte dies verneinen. Schließlich wurde Mackensen, dem als Generalstabschef Seeckt zur Seite stand, mit der neuen deutschen 11. Armee beauftragt, bei Gorlice-Tarnow im Mai 1915 die russische Front zu durchbrechen. Die Operation glückte; sie brachte im weiteren Verlauf schließlich die ganze russische Front ins Wanken; Munitionsmangel erhöhte auf russischer Seite die Schwere der Lage.

So mußte der Gegner überall endgültig zurückweichen. Eine großzügige Verfolgung setzte auf unserer Seite ein. — „Armeedivision Woytsch bildet in der Linie der Verfolger meist den vordersten Keil“; das waren Falkenhayns Worte mir gegenüber am Fernsprecher Ende August 1915. Durch das Kieler Bergland gelangten unsere Truppen in fast ununterbrochenem Zuge über Weichsel und Bug bis zur Schara beiderseits Baranowitschi.

Hervorragende Marschleistungen — in den letzten vier Wochen im ganzen 400 Kilometer bei fast täglichen Gefechten —, kühnes Vorwärtsdrängen kennzeichneten diese Periode, aus der die Durchbruchschlachten des Landwehrkorps bei Cienno, Kazanow, Ciepielow, Zwolen, besonders aber sein groß-

artiger Weichselübergang nördlich Zwangorod — bei dem der „Tapferste der Tapferen“, der Oberst Hoefler, als fünfte Verwundung seinen rechten Arm einbüßte — und die Einnahme dieser Festung, sowie die Verfolgungskämpfe zwischen Weichsel und Schara bei Clonim und Baranowitschi als besondere Ruhmestaten der Armee Woyrsch hervorleuchteten. Unsere Truppen kamen vorwärts, wo, wie und wann es befohlen wurde; sie konnten aber, lediglich frontal angefaßt, naturgemäß den Gegner nur auf seine Verbindungen zurückwerfen, ihn nicht vernichten. Der Russe war wieder wie 1812 bereit, seinen Rückzug bis Moskau fortzusetzen. Immerhin hat diese energische Verfolgung des Jahres 1915 den ersten Keim gelegt zur moralischen Vernichtung des russischen Heeres.

Eigenartig ging hierbei der russische Rückzug vor sich. Die starken russischen Nachhutten machten uns viel zu schaffen; sie opferten mit großem Schneed meist ihre ganze Infanterie, um dem Gros die Möglichkeit zu geben, sich zu retten. Wir haben daher auch kein einziges russisches Geschütz auf diesem Rückzuge erobert. Wenn die Deutschen nicht sehr schnell nachrückten, zerstörten die Russen auch möglichst noch alle Ortschaften kurz vor dem Verlassen, um uns der Unterkunft zu berauben. Weithin war abends stets der Himmel in rote Blut getaucht und zeigte uns an, wo der Russe wich. Die unglücklichen Bewohner aus diesen zerstörten Orten schleppten die Russen mit sich oder trieben sie vor sich her; ihre Zahlen beliefen sich schließlich auf viele, viele Tausende. Aus Zeitungsnachrichten hörten wir im Frühjahr 1916, daß die Spitze dieser Vertriebenen in Sibirien angelangt sei. Der Krieg zeigte sich uns hier in seiner scheußlichsten Gestalt. Viele, viele der armen Heimatlosen sind am Wege liegengeblieben, weil die Cholera sie erfaßte. An der Baranowitscher Chaussee konnte man an einer Strecke, die man im Kraftwagen in einer Stunde zurücklegte, später 2000 solcher Flüchtlingsgräber zählen; viele von diesen Gräbern bargen vier und mehr Tote.

Schon begann es bei unseren Truppen an Schuhen und Kleidern zu fehlen, da traf im September 1915 der bei uns überall willkommene Befehl ein, die Verfolgung einzustellen und sich einzugraben. Am Dginsk-Kanal, an der Schara und am Serwetsch machte die Armee Woyrsch halt. In diesen Linien hat sie über zwei Jahre dann noch feste, treue Wacht gehalten, trotz Sumpf und Urwald, trotz tropischer Hitze und russischem Winter. 1916 suchte der Russe diese starke Front zu sprengen. Ihm galt es, Baranowitschi zu nehmen und von dort nach Brest-Litowsk zu gelangen, in den Rücken unserer Nachbararmee.

Wieder stand die Armee Woyrsch mit dem Landwehrkorps als Kern „wie ein Fels“. Keinen Schritt Boden gewann der Russe.

Nun ging er zur „Strategie der schwachen Stelle“ über und verlegte unter Brusilow den Hauptstoß seiner Angriffe mehr südlich, gegen die österreichisch-ungarischen Bundesgenossen.

Einen dauernden Erfolg errang er aber auch dort nicht. Seine Kraft erlahmte; unser Heldenkampf im Osten ging langsam zu Ende.

Denen, die diesen Heldenkampf unter dem „alten Woyrsch“ miterleben durften, werden die Worte unvergessen bleiben, die im Lager von Baranowitschi, das lange Zeit dem russischen Oberbefehlshaber, Großfürst Nikolai Nikolajewitsch, als Hauptquartier gedient hatte, der Oberste Kriegsherr zu ihnen sprach:

„Ich spreche euch meine vollste Zufriedenheit und meinen Dank aus für die prachtvollen Erfolge, die ihr errungen habt. Ich bringe namentlich der schlesischen Landwehr Grüße aus der Heimat. Die Thaten des Landwehrkorps bei den Verfolgungskämpfen sind mit eisernem Griffel in die Weltgeschichte aller Zeiten eingeschrieben und schließen sich würdig den Thaten der alten schlesischen Landwehr vor 100 Jahren an.“

Worte aus einer stolzen Vergangenheit! Sie enthalten auch ein heiliges Vermächtnis für die deutsche Zukunft!

Altösterreichs Schlesier im Weltkriege

Zu allen Zeiten war der Schlesier ein ausgezeichneter Soldat, mochte er nun unter den Fahnen des Königs von Preußen fechten oder im vielsprachigen Heere des Habsburgerreiches seinen Mann stehen. Der harte Lebenskampf, vor den dieser Menschenschlag von alters her gestellt war, hat in ihm schon frühzeitig hohe soldatistische Tugenden erweckt, und nicht anders als die preußischen Schlesier gehörten auch ihre österreichisch gebliebenen Stammesbrüder zu den besten Soldaten ihres Kaisers. Es ist gewiß kein Zufall, wenn auch von symbolhafter Tragik, daß an dem Gefecht bei Trautenuau am 27. Juni 1866, der einzigen unbestreitbaren Niederlage, welche preußische Truppen während des so kurzen Bruderkrieges hinnehmen mußten, österreichische Regimenter mit vorwiegend schlesischem Ersatz besonders ausschlaggebend beteiligt gewesen sind.

Am schönsten und leuchtendsten aber hat das Deutschtum Nordösterreichs seine soldatischen Eigenschaften im Verlaufe des großen Völkerringens von 1914—18 unter Beweis gestellt, in einem Opfergang, dessen ganze Bedeutung für das gesamtdeutsche Schicksal noch immer häufig verkannt wird. Wenn man daher heute der schlesischen Truppenteile im preußischen Heere und ihrer unvergänglichen Ruhmestaten im letzten Weltkriege gedenkt, sollte man nicht vergessen, daß sich in dieser großen Zeit auch jenseits der damaligen Reichsgrenze ein völlig gleichartiges Volkstum in Erfüllung der gleichen soldatischen Pflicht und für das gleiche Ziel geopfert hat.

Die Größe dieses Opfers wird erst klar, wenn man sich die Höhe der Gesamtverluste der verbündeten österreichisch-ungarischen Armee vergegenwärtigt. Auf einer die Verlustdichte anzeigenden „Blutkarte“ der Donaumonarchie¹⁾ ziehen über die Alpen, die böhmisch-mährischen Randgebiete und die ungarische Ebene die dunkelsten Streifen hin. Darf sonach der Deutschösterreicher ohne Überhebung den Ruhm für sich in Anspruch nehmen, den Staat, den vor allem er gründen und tragen half, bis zum bitteren Ende und mit dem Aufgebot der letzten Kraft verteidigt zu haben, so marschieren in dieser erschütternden Statistik des Heldentodes nicht etwa — wie man annehmen könnte — die deutschstämmigen Bewohner der Alpenländer an der Spitze. Während auf je 1000 Einwohner die Deutschböhmen 34, die Vorarlberger, Tiroler, Salzburger und Steirer 34 bis 30, die Oberösterreicher 27, die Kärntner 37 Kriegsgefallene beklagen, entfallen auf die gleiche Bevölkerungs-

¹⁾ Winkler, Die Totenverluste der österreichisch-ungarischen Monarchie nach Nationalitäten. Wien 1919.

zahl der stammeschleßischen Grenzgebiete nicht weniger als 44 gefallene Helden. Bedenkt man schließlich, daß die Totenverluste im Deutschen Reiche im Durchschnitt die Zahl 29 auf 1000 Einwohner nicht übersteigen, dann wird man sich der Größe des Blutopfers bewußt, das Österreichs Schlesier auf verhältnismäßig beschränktem Raume auf sich genommen haben.

Die Annahme erscheint daher berechtigt, die Würdigung dieser hohen soldatischen Leistung sei eine um so dankbarere Aufgabe, als sie zugleich einem Gebot der Gerechtigkeit entspricht. Und dennoch bedeutet sie ein Problem, dessen Lösung schon in der Anlage so bedeutenden Schwierigkeiten begegnet, daß es beinahe aussichtslos erscheint, zu einem restlos befriedigenden Ergebnis zu gelangen. Soweit nämlich die Gesamtbelange des österreichischen Schlesiertums zur Erörterung stehen, können sie nicht nach dem Maßstab reichsdeutscher Verhältnisse beurteilt werden: Ihre Behandlung ist weder nach geographischen noch nach rein militärischen Gesichtspunkten möglich.

Geographisch deckt sich ja der Begriff „Schlesier“ weder mit der politischen Grenzziehung innerhalb der damaligen Donaumonarchie, noch ist er stammesgemäß derartig eng zu erfassen, daß etwa ein Unterschied zwischen der schlesischen und der anderen deutschstämmigen Bevölkerung Nordostböhmens und Nordmährens gemacht werden könnte. Mag man hier auch auf Grund theoretischer Erwägungen zu einer gewissen Abgrenzung gelangen, so wird sich eine solche an Hand der Tatsachen doch als mehr oder weniger unbrauchbar erweisen. Politisch wie ethnographisch erschöpft sich die Definition des Schlesiertums jedenfalls keineswegs mit den Bewohnern der beiden, nach 1763 der Krone Habsburgs verbliebenen, staatsrechtlich bis 1918 als „Österreichisch-Schlesien“ bezeichneten Gebiete von Troppau und Teschen. In vorliegende Betrachtung muß vielmehr das ganze nördliche bzw. nordöstliche Randgebiet Mährens und Böhmens am Südhang der Sudeten und des Riesengebirges einbezogen werden, soweit es von deutschstämmigen Menschen bewohnt wird. Und es erhebt sich die Frage, ob die Einwohner der deutschen, mitten im tschechischen Volksraum gelegenen Volksinseln von Iglau, Olmütz und Brünn nicht auf das gleiche Recht Anspruch haben. Dieses weit nach Böhmen und Mähren hinein reichende Gebiet zeigt aber eine mehr oder weniger starke Durchsetzung mit dem tschechischen Volkselement und kann daher, im ganzen betrachtet, nur in einzelnen Teilen als ausschließlich deutsch besiedeltes Land gelten. Militärgeographisch ist aber die gestellte Aufgabe um so weniger zu lösen, als die Einteilung der Militärbezirke der ehemaligen österreichisch-ungarischen Wehrmacht auf die Frage der völkischen Zusammensetzung ihrer Bewohner keinerlei Rücksicht nahm, vielmehr ausschließlich militärischen Zweckmäßigkeitsgründen entsprach. Die Frage nach den Rekrutierungsbezirken Österreich-Ungarns rührt vielmehr an das schwierigste Problem dieses Staatsaufbaus: die Nationalitätenfrage. Denn diese Frage schiebt sich überall in den Vordergrund, wo es sich um die k. und k. Wehrmacht und ihre Beurteilung

handelt, und ist die Ursache, weshalb diese Armee niemals und unter keinem Gesichtswinkel mit der Armee des Deutschen Reiches verglichen oder nach reichsdeutschem Maßstab beurteilt werden kann.

Man wird sich aber grade die völkische Zusammensetzung des österreichisch-ungarischen Heeres vor Augen halten müssen, um für manche Erscheinungen eine Erklärung zu finden, deren Ursachen in Deutschland auch heute noch vielfach verkannt werden. Als der Weltkrieg ausbrach, waren von 100 österreichisch-ungarischen Soldaten nur 25 deutscher Stammeszugehörigkeit; 18 waren Magyaren, 13 Tschechen, 11 Serbokroaten, je 9 Polen und Ruthenen, 6 Rumänen, 4 Slowaken und je 2 Slowenen und Italiener. Der Rest verteilte sich auf die kleineren Volks- und Sprachgruppen. Mit anderen Worten: Wie es das historische Unglück des alten Habsburgerreiches war, keine geschlossene nationale Einheit zu bilden, sich vielmehr aus nach Sprache, Rasse, Kultur und Wehrwillen grundverschiedenen Nationen zusammenzusetzen, genau so war auch die Armee ein getreues Spiegelbild dieses Völkergemisches²⁾.

Bei dieser Zusammensetzung konnte füglich von einem zahlenmäßigen Einfluß des deutschen Volkselements nicht mehr die Rede sein. Dieser hatte sich noch höchstens im Offizierkorps erhalten, wo bei Kriegsausbruch 1914 unter 100 Berufsoffizieren noch 75 bis 80 volksdeutscher Abstammung waren. Wohl aber bestand ein Übergewicht des deutschen Volkstums auf moralischem Gebiet. Die Deutschen Österreich-Ungarns fühlten sich ihren Nachbarvölkern gegenüber geistig und kulturell überlegen; sie betrachteten sich traditionsgemäß als den Kern und das Rückgrat der Armee. Freilich gab aber gerade diese geistige Überlegenheit den anderen Volksgruppen Anlaß, diesen Einfluß zu bekämpfen und nach Möglichkeit zu unterdrücken. Diese Tatsache sollte sich ja im böhmisch-mährischen Grenzraum besonders stark auswirken, wo das Deutschtum stets um seine Erhaltung zu kämpfen hatte.

Dieser Sachlage mußte naturgemäß auch die österreichisch-ungarische Wehrverfassung Rechnung tragen, wenn sich das geistige Schwergewicht der Armee nicht völlig einseitig verlagern sollte. Sie befolgte daher bewußt den Grundsatz der sogenannten „exterritorialen Rekrutierung“, der eine möglichst gleichmäßige Verteilung sämtlicher Völkergruppen über den ganzen Friedensbereich der Wehrmacht zum Ziele hatte. So vermied man es, die als weniger „zuverlässig“ geltenden Nationalitäten gewissermaßen „unter sich“ zu lassen, sondern durchsetzte sie nach Möglichkeit mit dem verlässlichsten Soldatenmaterial, das zur Verfügung stand, nämlich mit Volksdeutschen. Diesem Zwecke diente sowohl eine entsprechende Abgrenzung der Ergänzungsbezirke, das Verlegen von Regimentern mit vorwiegend volksdeutschem Erfaß in nichtdeutsche Landesteile, sowie endlich ein verhältnismäßig häufiger Wechsel der Truppenteile und Garnisonen. Für das deutsche Volkselement hatte dieses System naturgemäß erhebliche Nachteile im

²⁾ Ezermaß: In deinem Lager war Österreich, Wilh. Gottl. Korn Verlag, Breslau 1939.

Gefolge und bedeutete außerdem eine Erschwerung aller Mobilmachungsmagnahmen. Seine Auswirkungen auf die volksmäßige Zusammensetzung der Armee erhellt wohl am besten aus folgender Tatsache: Nach einer Berechnung des Militärstatistischen Jahrbuches (Wien 1912) befanden sich unter den 106 Infanterie- und Kaiserjägerregimentern des k. u. k. (gemeinsamen) Heeres nur 12 mit ausschließlich deutscher Mannschaftssprache. Diesen standen allein 14 Regimenter gegenüber, in denen gleichzeitig deutsch und tschechisch gesprochen wurde. Von den übrigen Regimentern waren 14 rein ungarisch, 5 tschechisch, während sich der Rest in der Hauptsache aus zwei- und mehrsprachigen Truppenteilen zusammensetzte. Noch stärker trat dieses bei den 42 Reiterregimentern des k. u. k. Heeres in die Erscheinung, unter denen sich nur 3 ausschließlich deutschsprachige befanden.

Nun wird man bei der Betrachtung der schlesischen Volksbelange in der österreichisch-ungarischen Wehrmacht vor allem nicht übersehen dürfen, daß sich die Mehrzahl der ausschließlich deutschsprachigen Regimenter aus dem geschlossenen volksdeutschen Lebensraum der Alpengebiete und des Donaubeckens rekrutierte, so daß schon diese Statistik zeigt, in welchem hohem Maße mit einer Durchsetzung der in Nordösterreich beheimateten Truppenteile mit anderen Nationalitäten gerechnet werden muß. Man wird daher vor allem bei den in Betracht kommenden Infanterieregimentern des schlesischen Grenzraumes, deren Ergänzungsbezirke vielfach auf tschechisches bzw. polnisches und slowakisches Sprachgebiet übergriffen, unterstellen können, daß in ihnen zwar das deutsche Volkselement stark vertreten war, keineswegs aber die Ausschließlichkeit für sich in Anspruch nehmen konnte. Läßt sich aber wenigstens bei der Infanterie die volksmäßige Zusammensetzung immerhin noch mit einiger Sicherheit feststellen, so wird das beinahe unmöglich bei den übrigen Waffengattungen, der Artillerie, Kavallerie und den technischen Truppen, deren Erfasß sich jeweils aus einem ganzen Korpsbezirke rekrutierte. Auch bei diesen Truppenteilen, deren Standorte z. T. völlig außerhalb des schlesischen Lebensraumes lagen, wird man einen gewissen Hundertsatz an deutschstämmigen Schlesiern annehmen dürfen, ohne daß es möglich wäre, ihre Zahl auch nur einigermaßen verläßlich abzuschätzen. Bedenkt man endlich, daß ein Teil der böhmisch-mährischen Infanterieregimenter ständig je ein Bataillon in Bosnien und der Herzegowina detachiert hatte, so wird man die Schwierigkeiten verstehen, die sich einer stammesmäßigen Erfassung und Abgrenzung des schlesischen Volkstums im Verbande der österreichisch-ungarischen Wehrmacht entgegenstellen.

Ebenso wie deutschstämmige Schlesier schon im Frieden in einer Anzahl der verschiedensten Regimenter oft fern der Heimat Dienst getan haben, so haben sie auch im Weltkriege auf allen in Betracht kommenden Kriegsschauplätzen gekämpft und geblutet. Und ihre hohe soldatische Leistung verdient um so höhere Anerkennung, wenn man die logische Folgerung aus dem vorstehend Gesagten auf die Kriegsverhältnisse überträgt. Gab es inner-

halb der k. u. k. Wehrmacht nur eine beschränkte Anzahl von Regimentern mit ausschließlich volksdeutschem Erfsatz, so konnte hiervon in Ansehung der höheren Truppenverbände vollends nicht die Rede sein. Vielmehr traten hier die großen Unterschiede im Intelligenzgrad, dem Kulturstand und vor allen Dingen im Wehrwillen der einzelnen Nationalitäten um so krasser in Erscheinung, je größer die volksmäßige Vermischung war. Es bedarf keines Hinweises, daß die militärische Eignung einer Truppe sehr wesentlich von dem Intelligenz- und Bildungsgrad ihres Mannschaftserfsatzes abhängt. Und in dieser Hinsicht waren die österreichischen Schlesier ihren nichtdeutschen Nachbarvölkern von vornherein turmhoch überlegen. Ein glückliches Gemisch aus Söhnen des deutschblütigen Bauerntums, hochqualifizierten Facharbeitern und den kulturell hochstehenden Bewohnern der Städte des deutschen Sprachraumes verlieh ihnen einen hohen Grad an militärischer Bildungsfähigkeit, der sich namentlich in kritischen Lagen immer wieder ruhmvoll bewähren sollte. Hiervon nur ein einziges Beispiel: Von den im Verbands der k. u. k. 46. Schützendivision kämpfenden Regimentern rekrutierte sich das Schützenregiment Nr. 15 ausschließlich aus dem Ergänzungsbezirk Troppau, also aus Volksdeutschen mit gründlicher Schulbildung, denen ein ererbtes und angeborenes Soldatentum im Blute lag, das sie zu den höchsten soldatischen Leistungen befähigte. Auf der anderen Seite ergänzte sich das zu der gleichen Division gehörende Schützenregiment Nr. 32 aus Ostgalizien aus der Gegend von Neu Sandec, deren Mannschaft nur zum geringen Teil in der Lage war, auch nur den eigenen Namen zu schreiben. Konnte es unter diesen Umständen zweifelhaft sein, welcher Truppenteil auch den höheren soldatischen Wert besaß? Eine der schönsten Waffentaten der 15er wurde die Erstürmung der Stadt Sokal am 18. Juli 1915, die das Regiment auch nach dem Verluste der meisten Offiziere mit unvergleichlichem Angriffsgeist durchführte.

Nicht anders erging es dem k. u. k. Infanterieregiment Kaiser Franz Joseph Nr. 1, das gleichfalls im Verbands der größtenteils nichtdeutschen Regimente des I. A.-K. zu kämpfen gezwungen war. Dieses Regiment, welches zu einem der hervorragendsten der k. u. k. Armee gehörte, lag im Frieden mit seinem Regimentsstab in Krakau, ergänzte sich aber gleichfalls aus dem Troppauer Bezirk. Seine Geschichte ist zugleich ein Beweis für das enge Sineinandergreifen reichsdeutscher und altösterreichischer Soldatentradition.

Im Jahre 1715 als kurfürstliches Regiment errichtet und 1716 in kaiserliche Dienste übernommen, hat es seitdem an allen Kriegen des Hauses Habsburg ruhmreichen Anteil genommen. Es foht gegen Friedrich den Großen wie in den Freiheitskriegen, es kämpfte unter Radetzky gegen Piemont und stand bei Magenta seinen Mann. Als offizieller Ehrentag der Kaiserinfanterie galt aber bis 1914 der 27. Juni 1866, der Tag von Trautenau. Durch Erstürmung des Wenzelberges hat das tapferere Regiment an diesem Tage den Sieg der österreichischen Waffen entschieden. Seit 1745 waren

in ununterbrochener Reihe sämtliche Kaiser aus dem Hause Habsburg seine Chefs, und es hat sich dieser Ehre wahrhaft würdig erwiesen. Von 1895 bis 1899 besaß es einen Regimentskommandeur, dessen Name als eines der größten Soldaten Österreich-Ungarns in die Geschichte eingegangen ist: den späteren Feldmarschall Conrad v. Hötzendorf.

Wie die Mehrzahl der aus Schlesiern ergänzten Regimenter haben auch die Einser vornehmlich auf dem russischen Kriegsschauplatz gekämpft und dort dem alten Krieger Ruhm neuen Lorbeer hinzugefügt. Ein schwarzer Tag in der Regimentsgeschichte wurde der 16. Mai 1915, wo das Regiment bei Radworna im Angriff gegen eine vielfache feindliche Übermacht binnen weniger Stunden 25 Offiziere und mehr als 1000 Mann auf dem Schlachtfelde verlor. Einen ähnlich schweren Überlaß erlitt das tapfere Regiment während der russischen Sommeroffensive 1916 in der Bukowina, wo es mit seinen bereits gelichteten Reihen eine Lücke schließen mußte, die das Nachgeben slawischer Bataillone in die eigene Front gerissen hatte. Bei der letzten österreichischen Offensive gegen Italien im Juni 1918 gehörte das Regiment zu den wenigen Truppenteilen, denen es gelang, trotz heftigster feindlicher Gegenwehr den hoch angeschwollenen Piave zu überschreiten und auf dem Montello festen Fuß zu fassen. Das Schicksal dieses schon in der Anlage verfehlten Großangriffs vermochte es freilich trotz aller Tapferkeit auch nicht zu wenden. Und als im Herbst des gleichen Jahres der Zusammenbruch der Armee den Sturz des alten Habsburgerreiches besiegelte, da waren es die bereits heimatlos gewordenen Schlesier der Kaiser-Infanterie, die sich im Suganer-Tale in zähem Soldatentrost bis zum bitteren Ende dem Feinde entgegenstemmen und an diesem Frontabschnitt eine Katastrophe verhindern.

Fern von der Heimat lag im Frieden ein anderer Truppenteil in Garnison, der sich gleichfalls zum größten Teil aus Schlesiern rekrutierte: das k. u. k. Feldjägerbataillon Nr. 16 in Riva am Gardasee. Trotz dieser südwestlichen Lage seines Friedensstandortes kämpfte das Bataillon ausschließlich auf dem russischen Kriegsschauplatz und hat sich namentlich bei den schweren Abwehrkämpfen des Sommers 1916 in der Bukowina rühmlich hervorgetan, wobei es seine deutschstämmige Mannschaft bis auf einen kleinen Rest verlor. Gehörten die bisher erwähnten Truppenteile nach der Friedensgliederung der k. u. k. Wehrmacht zum Verbande des I. U.-K. in Krakau, so zählte auch das böhmische IX. U.-K. in Leitmeritz eine Anzahl von Regimentern mit schlesischem Einschlag.

Dies gilt in erster Reihe für die Regimenter der k. u. k. 29. I.-D. in Theresienstadt, die Infanterie-Regimenter Nr. 42, 92, 74 und 94. Das I.-R. 42 in Theresienstadt war eines der ältesten der Armee. 1685 als Würzburgisches Regiment in kaiserliche Dienste übernommen, kämpfte es bereits unter Prinz Eugen gegen die Türken und wurde bei Zenta und gelegentlich der Erstürmung von Belgrad besonders erwähnt. Bei Kolin hatte es einen Sturm der preussischen Infanterie nach dem andern auszuhalten und verlor

an diesem Tage die für die damalige Zeit außerordentlich hohe Verlustzahl von 10 Offizieren und 419 Mann. Die Gesamtverluste des tapferen Regiments während des Siebenjährigen Krieges beziffern sich auf 40 Offiziere und 3478 Unteroffiziere und Mannschaften. Ihren größten Ehrentag erlebten die 42er jedoch am 5. und 6. Juli 1809 in der Schlacht bei Wagram, nachdem sie sich bereits in der Pfingstschlacht bei Aspern rühmlichst hervorgetan hatten. Zur Erinnerung an die damals bewiesene Tapferkeit befahl das Regiment als einziges in der Armee das Vorrecht, „bei allen Gelegenheiten den Grenadiermarsch zu schlagen“.

Sein Schwesterregiment, das I.-R. 92 in Theresienstadt, rekrutierte sich aus dem nordwestböhmischem Ergänzungsbezirk Komotau, bestand also weniger aus Schlesiern als aus Egerländern. Dagegen hatten die beiden mit ihren Regimentsstäben in Reichenberg liegenden Infanterie-Regimenter Nr. 74 und 94 zu etwa 50 Prozent stammesschlesischen Ersatz aus den Grenzgebieten.

Mit der erwähnten 29. I.-D. und ihren tapferen Truppen ist aus dem Weltkrieg die Name eines großen österreichischen Soldaten unauslöschlich verknüpft, der unter dem Ehrennamen des Siegers von Gitsch auch in Deutschland unvergessen ist: des nachmaligen Generals der Infanterie Alfred Krauß. Unter seiner hervorragenden Führung gelang der 29. I.-D. die Vernichtung der serbischen Limos-Division am 6. September 1914, durch die alle weitgreifenden Pläne des Gegners mit einem Schlage zunichte wurden. Und nicht anders haben sich die tapferen Regimenter später auf dem russischen Kriegsschauplatz geschlagen. In der Nacht zum 1. September 1915 erstürmten die Regimenter 92 und 94 die Steilhöhen von Błocow und wandelten dadurch eine bereits kritisch gewordene Lage. Während der Brussilow-Offensive im Sommer 1916 standen die Schlesier und Deutschböhmen der 29. I.-D. ununterbrochen im Brennpunkt der schweren Abwehrkämpfe gegen die andringende Russenflut.

Das letzte Kriegsjahr erlebte die 29. I.-D. auf dem italienischen Kriegsschauplatz. Zur Schlacke ausgebrannt, des größten Teiles der Offiziere wie der altgedienten stammesdeutschen Mannschaft beraubt, zerlumpt und halb verhungert, vielfach mit anderssprachigem, bereits kampfunlustigen Ersatz durchsetzt, war es immer wieder der kleine Rest der Sudetendeutschen, der auch in dieser unglücklichsten Phase des Krieges, inmitten der bereits hereingebrochenen Katastrophe, bis zum bitteren Ende die Waffenehre hochhielt. Als nach dem Abschluß des Waffenstillstandes am 4. November 1918 ein italienisches Reiterregiment östlich des Tagliamento zur Attacke auf die zurückflutenden Scharen ansetzte, geriet es an ein Bataillon des Reichenberger I.-R. 94, in dessen ruhigem Feuer der Reiterangriff zerschellte. Es war die letzte Ruhmestat dieses auf sich allein gestellten sudetendeutschen Bataillons, ehe die Fahnen der österreichisch-ungarischen Wehrmacht für immer zu Boden sanken.

Schon am Eingang dieser Abhandlung wurde auf die Unmöglichkeit

hingewiesen, auch die Kriegstaten der Schlesier außerhalb der im schlesischen Grenzraum beheimateten Infanterieregimenter eingehender zu würdigen, da sie in keiner andern Formation als völkische Einheit auftraten. Die vorliegende Darstellung ist also nicht allein in mehr als einer Hinsicht lückenhaft, sie mußte auch aus naheliegenden Gründen auf die Aufzählung zahlreicher Einzelepisoden verzichten, in denen sich gerade die Schlesier Österreichs besonders hervorgetan haben. Ihre soldatistische Tragik wurzelte in dem historischen Unglück ihres deutschen Volkstums. Durch die willkürliche Grenzziehung von 1763 vom Mutterlande getrennt, von dem sich im Zeitablauf immer feindseliger einstellenden Tschechentum durchsetzt, mußten sie es immer wieder erleben, wie die von ihnen übernommene Kulturaufgabe mißdeutet und durch eine kurzfristige Regierungspolitik erschwert wurde. Diese Politik, die unglückliche habsburgische *Maxime* des „*divide et impera*“, wies den Sudetendeutschen auch innerhalb der Wehrmacht eine Rolle zu, die fast zwangsläufig zu einem allmählichen Verbluten des stammesschlesischen Soldatentums inmitten dieser vielsprachigen Armee führen mußte.

Diesen deutschblütigen Menschen lagen die angeborenen und ererbten Soldatentugenden viel zu sehr im Blut, als daß sie sie auch in den schwersten Stunden des Kriegserlebens jemals vergessen konnten. Sie brauchten nicht das aufmunternde oder mitreißende Beispiel anderer: sie gaben dieses Beispiel selbst. Und dieses Beispiel war so stark, daß es selbst auf die in ihren Reihen kämpfenden Tschechen zurückwirkte, die es als selbständige Formationen doch oft genug an eigenem Kampfwillen fehlen ließen. Die Gerechtigkeit erfordert die Feststellung, daß in den schlesischen Randgebieten die Verlustdichte auch der tschechischen Bevölkerung die Zahl von 29 Kriegsgefallenen auf 1000 Einwohner erreicht hat: ein Beweis dafür, daß sich auch jene als tapfere Soldaten geschlagen haben.

Wo immer der Brand des Krieges zu lodrender Flamme emporstieß, Österreichs Regimenter zum Kampfe antraten, da haben auch Schlesier und Sudetendeutsche in vorderster Reihe bis zum Letzten ihre soldatistische Pflicht erfüllt. Sie kämpften gegen Serbien und Montenegro und standen als lebende Mauer gegen Rußlands Übermacht in den weiten Ebenen Galiziens wie in den polnischen Wäldern, im Karpatenschnee wie im wolhynischen Sumpfgebiet. Sie zogen durch die endlosen Gefilde Rumäniens und der Ukraine und bluteten auf dem gräßlichsten aller Kriegsschauplätze, an der Isonzofront. Und sie taten es unter wesentlich ungünstigeren Voraussetzungen als ihre stammesverwandten Kameraden aus dem Deutschen Reich: ihnen fehlte die völkische Einheit und Geschlossenheit innerhalb der Armee. Der Weg aber, den Österreichs Schlesier im Weltkrieg durchschritten haben, ist gekennzeichnet durch eine endlose Reihe von Soldatengräbern, von Heldengräbern in so erschütternder Zahl, wie sie kein anderer deutscher Volkstamm, gemessen an seiner Gesamtbevölkerung, aufzuweisen hat. Und in diesem Lichte strahlt der Schlesier Soldatenruhm in ganz besonderem Glanze.

Österreich-Ungarns alte Armee gehört der Geschichte an, wie der Staat, der sie in einer fast vierhundertjährigen Entwicklung schuf. Vierhundert Jahre ruhmvollster Kriegsgeschichte haben damit ihren Abschluß gefunden. Auf allen Schlachtfeldern hat diese Armee gekämpft und geblutet, um endlich am Ende eines viereinhalbjährigen Völkerringens von ungeheurer Größe an innerer Entkräftung endgültig zusammenzubrechen. Sie ist in Ehren untergegangen. Die große Tradition aber ihrer deutschstämmigen Truppenteile ist heute von der Wehrmacht des Großdeutschen Reiches übernommen worden. Österreichs Schlesier dürfen den Ruhm für sich in Anspruch nehmen, daß ihre soldatistische Vergangenheit sich derjenigen der besten schlesischen Regimenter des Deutschen Reiches würdig an die Seite reiht.

Rudolf Krstka

Der Führer spricht

In unsren Kahlen, ungeheizten Stuben,
Versperrte Tür - die Fensterläden dicht -
Sitzen wir: Männer, Weiber, Buben;
Und lauschen, wenn der Führer spricht.

Die graue Dämmerung umfließt die Wände
Und Wort um Wort fällt in den Raum herein;
Wir falten unsre schwiel'gen Hände
Und wissen: wir sind nicht allein!

In solcher Stunde stehn die Herzen offen,
Wie Frühjahrsackerland, bereit zur Saat,
Und jedes Wort ist neues Hoffen,
Ist Mahnung uns und Weg und Rat.

Wir wissen ja, daß wir zu dir gehören,
Daß über uns auch hütet deine Hand!
O Führer, daß wir dich einst hören
Als freies Volk in freiem Land!

Schicksalswende im schlesischen Raum

Am 1. September 1939, 5.45 Uhr, dröhnen die Geschütze, donnern die Motoren der Kampfgeschwader, bebt die Erde unter dem Marschtritt der deutschen Armeen. Die Tore des Janustempels stehen weit geöffnet. Deutschland hat den ihm aufgezwungenen Kampf angenommen. Sein erster Schlag trifft Polen.

Die deutschen Heeresberichte künden in der durch ihre Nüchternheit so eindringlichen Sprache Geschehen geschichtlichen Ausmaßes:

2. 9. 1939: Südlich Mährisch Ostrau ist die Olsa bei Teschen überschritten. Südlich des Industriegebiets sind unsere Truppen in Höhe von Kattowitz in zügigem Vorgehen. Die aus Schlesien angesehten Truppen sind in flüssigem Vorgehen auf Tschentschau und nördlich davon.
4. 9. 1939: Ostwärts von Pless wurde der Weichselübergang erkämpft. Nördlich des Industriegebiets folgen unsere Truppen dem zurückgehenden Feind.
5. 9. 1939: Überstürzt räumt der Feind das ostoberschlesische Industriegebiet.
6. 9. 1939: Das ostoberschlesische Industriegebiet ist in unserer Hand.

In sechs Tagen hat Deutschlands waffentragende Mannschaft den historischen schlesischen Raum aus der polnischen Knechtschaft befreit. Sie stüret in unaufhaltbarem Siegeszuge weiter nach Osten. Der in Versailles auf Lug und Trug aufgebaute polnische Staat bricht zusammen. Polen ist als politisches Gebilde von der Karte Europas verschwunden.

Werfen wir einen kurzen Rückblick in die geschichtliche Vergangenheit.

In dem Vertrage von Trentschin (24. August 1335) hat Polen für ewige Zeiten auf Schlesien verzichtet. Im 15. Jahrhundert fallen Teilgebiete, die Herzogtümer Severien (östlich von Beuthen), Auschwitz und Neustadt-Zator, durch Verkauf an Polen zurück und verlieren den politischen Zusammenhang mit Schlesien. 1526 kommt Schlesien im Erbganze an das Haus Habsburg. 1742 wird Schlesien geteilt. Der Großteil, die bekannte Provinz Schlesien, fällt an Preußen; die Gebiete von Jägerndorf, Troppau, Teschen und Bielsk bleiben bei Österreich, unter dessen Herrschaft 1772 bei der ersten Teilung Polens auch die alten Herzogtümer Auschwitz und Neustadt-Zator treten. 1920 wird Österreich-Schlesien aufgeteilt. Der Teil östlich der Olsa wird Polen, der Teil westlich des Flusses dem tschechischen Staate zugesprochen.

Im gleichen Jahre besetzt die Tschechei das Hultschiner Ländchen. 1922 werden die reichsten obererschlesischen Gebiete der preussischen Provinz Schlesien aus ihrem seit 1335 bestehenden Zusammenhange herausgerissen und Polen zugeschlagen. Anfang Oktober 1938 besetzt Polen das Gebiet westlich der Olsa und verleibt es sich ein.

Alle diese Vorgänge gehören der Geschichte des schlesischen Raumes an. Sie haben die natürliche Entwicklung dieses Raumes in politischer, kultureller und wirtschaftlicher Hinsicht unterbrochen, aufgehalten, vielfach zerstört. Heute sind wir zum Ausgangspunkt von 1335 zurückgelangt. Seit dem 6. September 1939 steht der gesamte geschichtliche schlesische Raum unter der Herrschaft Deutschlands und bildet mit Ausnahme der Gebiete von Troppau und Jägerndorf die Provinz Schlesien.

Es ist noch nicht an der Zeit, die Geschichte der polnischen Herrschaft im schlesischen Raum zu schreiben. Dazu bedarf es eines längeren zeitlichen Abstands. Schon heute aber muß in großen Umrissen das Bild dieser Herrschaft gezeichnet werden, um dem deutschen Volke einen Überblick über die Bedeutung der Befreiung deutscher Erde und deutscher Menschen von der Fremdherrschaft zu ermöglichen. Denn diese Erde ist deutsch. Sie ist deutsch durch die Leistung unserer Ahnen, die, von den damaligen Herrschern gerufen, seit dem 12. Jahrhundert sich in Schlesien sesshaft gemacht, Wälder gerodet, Sümpfe ausgetrocknet und aus Ödland menschennährenden Acker geschaffen haben. Sie ist deutsch durch die Erschließung der unendlich reichen unterirdischen Schätze, sie ist deutsch durch die Schöpfungen in allen Bereichen menschlicher Kultur. Diese Gebiete sind dem deutschen Volke geraubt worden, als es 1918 nach heldenhaftem Kampfe zusammengebrochen war.

Nur nach dem Zusammenbruch der Mittelmächte konnten Staatswesen wie Polen und die Tschecho-Slowakei entstehen, deren Schaffung mit die Ursache des jetzigen Krieges bildet. Die sogenannten Siegermächte versuchten besonders Polen gebietsmäßig auf Kosten Deutschlands zu erweitern. Polens Hauptaufgabe sollte die Niederhaltung und Bedrohung des Reiches sein. Weite Gebiete wurden schon Ende 1918 von Polen besetzt. Westpreußen und Oberschlesien wurden Volksabstimmungen aufgezwungen und ihr Ergebnis willkürlich zugunsten Polens ausgewertet.

In Oberschlesien waren bei der Volksabstimmung am 20. März 1921 für Deutschland 707554, für Polen nur 478820 Stimmen abgegeben worden. Aber während überall sonst in der Demokratie die Mehrheit entscheidet, wurde zum Nachteil des Reiches eine andere Lösung gefunden, die das entmachtete Reich hinnehmen mußte.

Am 15. Juli 1922 wurde eine dem Recht und jeder politischen und wirtschaftlichen Einsicht widersprechende Grenze gezogen. In dem Polen zuerkannten Gebiet waren 225431 Stimmen für Deutschland (44,2 %), 284052 (55,8 %) für Polen abgegeben worden. Der obererschlesische Teil wurde mit Biellitz-Teschchen zur Woiwodschaft Schlesien vereinigt. Sie umfaßte auf

4217 qkm rund 1 300 000 Seelen. Aus diesem Gebiet suchte Polen polnisches Land, aus seinen Bewohnern nationale Polen zu machen.

Der Schwerpunkt dieser Aufgabe lag im oberschlesischen Teile der Woiwodschaft Schlesien. Sie schien Polen nur lösbar in der Verdrängung, ja in der Ausrottung des Deutschtums. Solange Deutsche in diesem Raum lebten, konnte Polen sich seines Raubes nicht sicher fühlen. Gelang die Vernichtung der deutschen Volksgruppe im oberschlesischen Gebiet, so mußten die schwächeren deutschen Kräfte aus dem früheren Österreich von selbst zusammenbrechen.

Das Ziel war klar gesteckt. Die Vorbedingungen waren günstig. Sie lagen in der Ohnmacht Deutschlands, in der Unterstützung des Völkerbunds, in der römisch-katholischen Kirche und in der nationalen Zweispältigkeit des Oberschlesiens, die die Volksabstimmung erwiesen hatte. Eine Hemmung lag nur auf außenpolitischem Gebiet vor. Polen hatte ebenso wie das Reich am 15. Mai 1922 das Genfer Abkommen unterzeichnen müssen, das der deutschen Volksgruppe bestimmte Rechte zusicherte und dessen Ausführung durch den Präsidenten der Gemischten Kommission als Kommissar des Völkerbunds überwacht wurde.

Untersuchen wir die Vorbedingungen näher.

Die Ohnmacht Deutschlands war ein Wunschtraum, der mit der Übernahme der Macht durch den Führer verslog. Trotz des deutsch-polnischen Nichtangriffspakts vom 26. Januar 1934 und der deutsch-polnischen Vereinbarung vom 5. November 1937 glaubte Polen aber im Vertrauen auf den unbedingten Friedenswillen des Führers die Vernichtungspolitik fortsetzen zu können.

Der Unterstützung, zumindest der Duldung des Völkerbunds mußte Polen sich sicher. In dieser Auffassung wurde es auch nicht enttäuscht. Der Völkerbund hat den von ihm bevollmächtigten Kommissar im Stich und Polen freie Hand gelassen.

Der wichtigste innerstaatliche Faktor war die römisch-katholische Kirche.

Die Polen sind von der Christianisierung erst spät erfaßt worden. Zunächst rangen Byzanz und Rom um den vorherrschenden Einfluß. Es liegt eine tiefe Tragik darin, daß ein deutscher Kaiser schicksalhaft eingriff. Im Jahre 1000 gründete Kaiser Otto III. in dem damaligen Polen das Erzbistum Gnesen, dem u. a. auch das Bistum Breslau unter Loslösung von Magdeburg unterstellt wurde. Seither bildet die römisch-katholische Kirche nicht nur den religiösen, sondern auch den völkischen Mittelpunkt des polnischen Lebens. Die Kirche hat diese Vormachtstellung im Leben des polnischen Volkes bewahrt. Sie ist bis heute der stärkste Faktor des nationalen Polentums. In keinem anderen europäischen Volke ist nationales Denken so eng mit der Kirche verbunden wie im polnischen.

Wohin immer wir in der Geschichte zurückblicken, steht die Kirche in Auseinandersetzungen zwischen Deutschen und Polen auf der polnischen Seite: in den schlesisch-polnischen Auseinandersetzungen des Mittelalters, in den Kämpfen des Deutschen Ordens mit Polen, im preußischen Kulturkampf, in den Zeiten

der Volksabstimmungen. Der Pole gilt als besonders religiös. Ob diese Auffassung zutrifft, soll nicht näher geprüft werden. Die bestialischen Grausamkeiten der drei schlesischen Aufstände, bei den schlesischen Wahlen von 1930 und bei Ausbruch des Deutsch-Polnischen Krieges zeigen das polnische Volk in einem ganz anderen Licht.

Die historische nationale Stellung der Kirche wurde auch in den Kampf gegen das Deutschtum in Schlesien in die Rechnung eingestellt. Rund 90 Prozent der schlesischen Bevölkerung sind katholischen Bekenntnisses. Das Deutschtum wurde auf kirchlichem Gebiet sofort nach der Grenzziehung schwer getroffen. Die Beziehungen zum Bistum Breslau wurden gelöst und 1925 durch die Bildung eines Bistums Kattowitz zerrissen. Der Vatikan gestand Polen in dem Konkordat vom 10. Februar 1925 ohne jede Erschwerenis Rechte zu, die er Preußen im Kulturkampf verweigert hatte. Die Masse der Geistlichen war nicht nur polnischer Nationalität, sondern auch vielfach deutschfeindlich. Die deutschen Gottesdienste wurden eingeschränkt, Anfang 1939 gänzlich abgeschafft. Die Katholiken deutscher Volkszugehörigkeit gerieten in schwerste Konflikte. Auf dem Gebiete der Kirche war die deutsche Volksgruppe schon 1927 außerordentlich viel stärker bedrängt als auf anderen Lebensgebieten. Ihre Lage fand in der Darstellung des verstorbenen Senators Thomas Gzceponik, eines ebenso überzeugten Deutschen wie gläubigen Katholiken, erschütternden Ausdruck. (Die Gewissensnot der deutschen Katholiken.)

Die stärksten Hoffnungen setzte Polen in die nationale Zweispiältigkeit des Oberschlesiens. Diese Zweispiältigkeit ist vorhanden, wie sie an allen Volksgrenzen besteht.

Preußen und Österreich hatten es nicht verstanden, die im völkischen Stimmungswandel befindlichen polnischsprachigen Menschen völlig in den deutschen Kulturkreis und damit unlösbar in die deutsche Volksgemeinschaft einzubeziehen. In Österreich-Schlesien kann von einer zielbewußten völkischen Politik überhaupt nicht, in Preußen erst etwa seit 1900 gesprochen werden. Aber auch ohne eine zielbewußte staatliche Politik waren die deutschen Einflüsse auf die Bevölkerung so stark, daß sie erst der Zusammenbruch der Mittelmächte am Ende des Weltkrieges erschüttern konnte. Die Zahlen der ober-schlesischen Volksabstimmung sind der sprechende Beweis für die Auswirkung dieser Einflüsse. An Völkergrenzen kann die politische Macht den Ausschlag geben. Von dieser Auffassung ging Polen aus. Die Masse der Bevölkerung war zweisprachig. Polen nahm sie als Nationalpolen in Anspruch. Der deutsch-einsprachige Schlesier wurde als Verräter am polnischen Volkstum oder als zugewanderter Fremdling behandelt.

Der Staat hat die mannigfachsten Mittel, seinen Absichten zum Erfolge zu verhelfen. Sie sind politischer, wirtschaftlicher, kultureller, religiöser Natur. Wo, wie und wann sie angewandt werden, liegt im Ermessen des Staates. Immer treffen sie wichtigste völkische Lebensgebiete. Eine Volksgruppe muß nahezu unsagbar starke seelische Kräfte besitzen, um diesen Mitteln mit Erfolg widerstehen zu können.

Polen hat alle Mittel in Anwendung gebracht und fühlte sich Anfang 1939 dem Ziele nahe. Es benutzte die weltpolitische Hochspannung zu den letzten Schlägen. Da sprang der überspannte Bogen. Der Führer befahl. Deutschlands Wehrmacht trat an und erlöste deutsches Land und deutsche Menschen aus tiefster Not.

Wenden wir uns jetzt diesen Mitteln zu:

In dem Werben für die Volksabstimmung hatte Polen 1920 einen scheinbar klugen Schachzug getan: es versprach den an Polen fallenden Gebieten eine Autonomie. In diesem Versprechen lag die Anerkennung der Sonderart des zu erwerbenden Raumes nach seiner geschichtlichen Vergangenheit und seiner wirtschaftlichen Bedeutung. In diesem Rahmen kann unerörtet bleiben, wie Polen später dieses Versprechen bereut und wie es verstanden hat, seit 1926 aus dem Sein einen Schein zu machen. Als sicher kann festgestellt werden, daß die Autonomie das Einleben der Schlesier in den polnischen Staat verhindert und in hohem Maße dazu beigetragen hat, die Sonderart der Wojwodtschaft Schlesien und ihrer Bewohner zu erhalten. Es ist Polen nicht gelungen, die Masse auch nur der polnisch-sprachigen Schlesier für den polnischen Staatsgedanken zu gewinnen.

Die Umgestaltung der Verwaltung war verhältnismäßig leicht. Die politische Kreiseinteilung blieb im großen und ganzen unverändert. Aus den Landräten wurden Starosten, aus dem Oberpräsidium das Wojwodschaftsamt. Das preußische Verwaltungsrecht galt bis 1928 unverändert weiter. Auch die kommunale Verwaltung blieb in den ersten Jahren in den alten Formen erhalten. Diese Fragen betrachtete die Gebietsregierung und die Gebietsvertretung, der Schlesische Sejm, in den ersten Jahren als reine Zweckmäßigkeitsfragen. Eine wesentliche Änderung trat nur auf polizeilichem Gebiet ein. Das Schwergewicht wurde von vornherein auf die staatliche Seite verlagert. Selbstverständlich wurden aus der Verwaltung die deutschbewußten Kräfte entfernt. Behalten wurden nur die für die Aufrechterhaltung völlig unentbehrlichen, die erst nach einigen Jahren den Abschied erhielten.

Die für Polen gültige Wahlordnung wurde mit gewissen Änderungen auf die Wojwodtschaft Schlesien übertragen. Sie war nach dem Muster der westlichen Demokratien aufgebaut. Polen berauschte sich an dem Absolutismus der Zahl. Das verhängnisvolle liberum veto des alten polnischen Reiches feierte in neuer Form fröhliche Urständ.

Daß die klar erkannte Aufgabe von der politischen Seite her nicht von Beginn an in Angriff genommen wurde, hängt mit der allgemeinen Lage Polens zusammen. Es stand vor der gewaltigen Aufgabe, Gebiete deutscher, österreichischer und russischer Herkunft zu einem Staatswesen zu verschmelzen. Es fehlte überall an geeigneten Kräften. Im schlesischen Raum wechselten in den ersten Jahren die obersten Beamten in rascher Folge. Vom 15. Juli 1922 bis Mitte 1926 hatte die Wojwodtschaft nicht weniger als vier Wojwoden. In diesen Jahren fehlte Polen eine tragende Staatsidee. Der Staat geriet von einer Krise in die andere. Im Mai 1926 machte Josef Piłsudski,

der als der Schöpfer des neuen polnischen Staates angesehen werden muß, diesem Zustand durch gewaltsamen Umsturz ein Ende. Von einer planmäßigen Politik kann erst seit 1926 gesprochen werden.

Im August 1926 wurde Dr. Michael Grażyński, ein Galizier, Wojwode von Schlesien. Er hatte auf polnischer Seite an den sogenannten schlesischen Aufständen teilgenommen. Nach der Zuteilung Oberschlesiens an Polen war er von der politischen Bühne verschwunden und lebte in Krakau. Ab und zu veröffentlichte er in der Presse unter Decknamen Aufsätze über die in der Wojwodschaft Schlesien einzuschlagende Politik. Seine Verbindungen zu den Aufständischen liefen weiter.

Grażyński war ein glühender Patriot, ein Mann von ungewöhnlicher Willensstärke. Er hat für den Ausbau der Wojwodschaft Bedeutendes geleistet und sie zu dem Prunkstück Polens zu machen versucht. Aber er war blind gegenüber den Notwendigkeiten, die sich für Polen aus der Neugestaltung des Reiches ergaben. Nach dem Tode Pilsudskis war er der erklärte Gegner der Befriedung der Beziehungen zwischen dem Reiche und Polen. So gehört er zu den Totengräbern des polnischen Staates.

Grażyński übernahm sein Amt zu Beginn einer wirtschaftlichen Scheinblüte, die bis 1931 andauerte. Diese wirtschaftliche Entwicklung war nicht das Ergebnis eigener Anstrengungen Polens, sondern hing äußerlich mit dem langen englischen Kohlenstreik des ersten Halbjahres 1926, innerlich mit der allgemeinen Weltkonjunktur zusammen. In diesen Jahren verschwand die Arbeitslosigkeit, die Schwerindustrie erholte sich, das Steueraufkommen wuchs und ermöglichte den Einsatz großer Mittel für öffentliche Aufgaben. Das Wegenetz wurde planmäßig und großzügig ausgebaut; in großer Anzahl entstanden öffentliche Gebäude und soziale Einrichtungen; das polnische Schulwesen wurde gut organisiert.

Aber in dieser Zeit wirtschaftlicher Blüte wurden alle menschlichen Arbeitskräfte gebraucht. An dieser Entwicklung hatte auch die deutsche Volksgruppe Anteil. Ihre wirtschaftlichen Grundlagen befestigten sich. Auch sie konnte Aufgaben in Angriff nehmen, die vorher aussichtslos schienen. In dieser Zeit wuchs mit der wirtschaftlichen auch die innere Erstarkung des Deutschtums und damit seine Anziehungskraft auf den national schwankenden Teil der Bevölkerung. Bei den Kommunalwahlen 1927 errang das Deutschtum überall starke Minderheiten, in den Städten Kattowitz und Königshütte die Mehrheit. Diese peinliche Überraschung wurde durch die Auflösung der Körperschaften mit deutschen Mehrheiten und durch Einführung kommissarischer Körperschaften beseitigt, die aus ernannten Mitgliedern bestanden. Die Mehrheit dieser Mitglieder waren Polen.

Den Höhepunkt erreichte das Deutschtum in diesem Zeitabschnitt bei den Wahlen zum 2. Schlesischen Sejm im Mai 1930. Bei diesen Wahlen erhielten die Deutschen 34,2 Prozent aller Stimmen, von 48 Sitzen 18. Die ersten acht Jahre des politischen Vernichtungskampfes hatten nicht zum Siege geführt.

Dieser 2. Schlesische Sejm wurde Ende September 1930 aufgelöst, die Neuwahl für den 23. November 1930 angesetzt. Vor dieser Wahl schritten die Polen unter der Duldung und mit Förderung der Behörden zum brutalsten Terror. Er hatte den angestrebten Erfolg. Die Zahl der deutschen Stimmen sank von 34,2 Prozent auf 16 Prozent, die Zahl der Sitze von 18 auf 7. Die politische Kraft des Deutschtums schien gebrochen. An den Erscheinungen dieser Wahl konnte auch der Völkerbund nicht vorübergehen. Er mußte sich in zwei Tagungen mit der eingehend begründeten und belegten Beschwerde der deutschen Volksgruppe befassen. Der Berichterstatter — der Vertreter Japans — schlug eine in scharfer Form gehaltene Entschliebung vor, die der Völkerbund annahm. Polen mußte sich zähneknirschend zu Gutmachungen bequemen. Dieser Fall war der einzige, bei dem Polen nicht die Unterstützung des Völkerbunds fand. Der Ausgang dieses Verfahrens gab der deutschen Volksgruppe neuen Auftrieb. Etwa gleichzeitig fand vom Reiche her die Idee des Nationalsozialismus Eingang und begann kraftbildend zu wirken.

Im Jahre 1935 änderte Polen seine Verfassung. Durch die Wahlordnung wurden deutsche Kandidaturen von vornherein ausgeschaltet. Seit-her hatte die deutsche Volksgruppe in den gesetzgebenden Körperschaften keine gewählten Vertreter.

Ein ausgeklügeltes Presserecht schnürte die freie Meinungsäußerung ab. Die Zeitungen wurden fast täglich beschlagnahmt. Die Schriftleiter wanderten in die Gefängnisse. Das Auslegen deutscher Zeitungen wurde verhindert, die Zeitungsaussträger ständig bedroht und mißhandelt.

Weitgehende Eingriffsmöglichkeiten sicherte sich der Staat durch das Vereins- und Versammlungsgesetz. Er verschaffte sich Zugriffsmöglichkeiten aller Art und machte davon umfassenden Gebrauch.

Von den übrigen Gesetzen politischen Charakters sei nur das Grenzzonen-gesetz erwähnt, das wie ein Damoklesschwert über jedem Deutschen schwebte und dessen Anwendung seine Vertreibung aus der Heimat bedeutete.

Der Vernichtungswille des polnischen Staates gegen das Deutschtum trat nach der Einverleibung des Olsa-Gebietes gänzlich unverhüllt in Erscheinung. Die im übrigen Schlesiens nach und nach angewandten Mittel wurden mit aller Kraft dorthin gelenkt und trafen die Volksgruppe ins Mark. Die Leiden der Deutschen dieses Gebiets in einem Jahr polnischer Herrschaft waren unendlich schwer.

Mit seiner Gesetzgebung verschaffte Polen sich auch die Möglichkeit zur Zerstörung der wirtschaftlichen deutschen Kräfte. Den deutschen landwirtschaftlichen Grundbesitz traf es mit den Agrargesetzen. Hier lag aber in dem Genfer Abkommen bis zum 15. Juli 1937 ein sicherer Riegel. Bis zu diesem Zeitpunkt konnte der deutsche Besitz nur im Rahmen der deutschen Bodengesetze erfaßt werden. Nach dem 15. Juli 1937 wandte Polen seine Gesetze in aller Schärfe an. Der Ausbruch des Krieges verhinderte die Verwirklichung der völligen Zerschlagung.

Ein besonders wirksames Mittel zur wirtschaftlichen Vernichtung des Deutschtums waren die Steuergesetze. Sie waren offenbar in wichtigen Punkten absichtlich so unklar, daß der behördlichen Willkür Tür und Tor offen stand. Entscheidend war, daß ein auch noch so gut begründetes Rechtsmittel die Zahlungspflicht nicht aufhob. Mit Hilfe der Steuergesetze wurden Tausende von deutschen Existenzen vernichtet. Betroffen wurde nicht nur der Zahlungspflichtige, sondern auch alle mit seinem Betriebe verbundenen Menschen. Mit Hilfe der Steuergesetze beherrschte der Staat die Schwerindustrie und machte sie von sich abhängig. So brachen die Rattowitzer Aktiengesellschaft, die Vereinigte Königs- und Laurahütte A.-G., die Friedenshütte A.-G. und die Hohenloherwerke A.-G. zusammen. Die Eigentümer der Aktienmehrheiten dieser Unternehmungen waren Deutsche. Der krassste Fall war die Vernichtung des Besitzes des Fürsten von Pleß, der zugrunde gerichtet wurde, weil der älteste Sohn des Fürsten, Prinz Hans Heinrich, im Vorkampf für das Deutschtum stand und sich durch keine noch so schwerwiegende Maßnahme abschrecken ließ.

Da in der Wojwodschast Schlesiens die Schwerindustrie das wirtschaftliche Rückgrat bildete, verschaffte sich der Staat durch seine Maßnahmen den beherrschenden Einfluß auf dem Arbeitsmarkt. Er zwang die Betriebe zur Entlassung von deutschen Arbeitern und Angestellten, die damit ins Elend gestoßen wurden. Der seit 1932 unaufhaltsam fortschreitende wirtschaftliche Niedergang wurde zur Tarnung dieser Maßnahmen benutzt.

Ein ausgedehntes Berechtigungs- und Konzessionswesen gab dem Staat beherrschenden Einfluß auf Handwerk, Handel und Gewerbe. Ein Deutscher erhielt Genehmigungen nur, wenn er sein Volkstum verleugnete. Dem Handelsreisenden war die Annahme deutscher Lehrlinge verboten. Der Druck auf die Volksgruppe nahm von Jahr zu Jahr zu. Er wirkte. Seit 1933 vollzog sich eine ständig wachsende Abwanderung von Deutschen in das Reich, weil sie in Polen keine Lebensgrundlage mehr fanden. Etwa 15000 Deutsche erhielten im Reich als Grenzgänger Arbeit. Polen erschwerte oder verhinderte ihren Grenzübertritt und erzwang so ihre Abwanderung oder ihre weitere Verelendung.

Die Rechtspflege war hörig. Die Unabhängigkeit der Richter war aufgehoben. Der Deutsche, der gezwungen war, Gerichte in Anspruch zu nehmen, stand vor einer völligen Rechtsunsicherheit. Diese Rechtsunsicherheit fand in den sogenannten politischen Prozessen den sinnfälligsten Niederschlag. Es gab nur wenige polnische Anwälte, die den Mut besaßen, Deutsche vor Gericht zu vertreten. Wenn sich ein Richter fand, der zugunsten des angeklagten Deutschen entschied, mußte er mit dem Verlust seines Amtes rechnen. Der Begriff der persönlichen Freiheit stand auf dem Papier. Die haltloseste Verächtlichkeit genügte zur Verhängung monatelanger Untersuchungshaft. Die Strafen waren ebenso hart wie der Strafvollzug. Auf die Strafprozesse hatten die berücksichtigte Abteilung II des Generalstabes und die Kriminalpolizei entscheidenden Einfluß. Sie verschmähte kein Mittel, um angeblich staats-

feindliche Personen zu vernichten. Die Strafgerichte waren zur Meße der deutschfeindlichen Politik des Staates herabgesunken. Der Deutsche war vogelfrei.

In dieser Überschau muß ein besonderer Abschnitt dem Kampfe Polens gegen die deutsche Schule gewidmet werden. Polens Ziel lag in der völligen Polonisierung des heranwachsenden Geschlechts. Solange deutsche Schulen bestanden, war dieses Ziel nicht zu erreichen. Während die allgemein deutschfeindliche Politik erst verhältnismäßig spät einsetzte, begann der Kampf gegen die deutsche Schule mit der Grenzziehung. Er hat nie geruht. Zu unterscheiden ist nur der Zeitabschnitt vom 15. Juli 1922 bis 14. Juli 1937 und von da ab bis zur Befreiung.

Der erste Zeitabschnitt stand unter der Geltung des Genfer Abkommens. In diesem Vertrage war das Minderheitenschulwesen bis ins einzelne so eingehend geregelt, daß seine ehrliche Erfüllung alle berechtigten Ansprüche der deutschen Volksgruppe befriedigt hätte. Polen hat diesen Vertrag seinem Geiste nach nie erfüllt und seinen Wortlaut in unzähligen Fällen verlegt. Die Entscheidung über diese ständigen Vertragsverletzungen lag in erster Instanz bei dem Präsidenten der Gemischten Kommission für Oberschlesien, in zweiter bei dem Völkerbundsrat. Von den 127 Entscheidungen des Präsidenten in Minderheitsfragen liegen 52 auf dem Gebiete der deutschen Schule. Es ist vielleicht wertvoll, hervorzuheben, daß über polnische Schulbeschwerden nur zwei Entscheidungen ergangen sind. In einem Falle hat der Ständige Internationale Gerichtshof im Haag auf die Klage des Reiches in deutschen Schulfragen entschieden. Der Völkerbundsrat beschränkte sich auf Empfehlungen und Wünsche an Polen. Er hat seiner Schutzpflicht auf dem Gebiete der Schule ebensowenig genügt wie auf allen anderen. Polen ließ sich durch nichts beirren. Die deutsche Schule mußte fallen. Die Bedeutung der deutschen Schule war aber nicht nur von Polen erkannt worden. Sie stand auch für die deutsche Volksgruppe im Brennpunkt des Abwehrkampfes. Der Kampf um die deutsche Schule hat die deutsche Volksgruppe erst zur deutschen Volksgemeinschaft zusammengeschmiedet. Wer sein Kind der polnischen Schule zuführte, wurde aus den deutschen Reihen ausgeschlossen.

Der Besuch der deutschen Schule war seit 1931 gleichbedeutend mit dem Verlust von Brot und Arbeit und bei der damaligen Lage des Arbeitsmarktes mit Hunger und Elend für die ganze Familie. Viele Väter wurden schwach. Wer aber durchhielt, hat den letzten Beweis völkischer Treue erbracht. Die Geschichte der deutschen Schule ist die Geschichte deutscher Volkstreue.

Der Staat war verpflichtet, unter bestimmten Voraussetzungen deutsche Schulen zu unterhalten. Die Lehrkräfte mußten Deutsche sein. Die Unterrichtssprache war deutsch. Zur deutschen Schule mußte jedes Kind zugelassen werden, dessen Sprache nach der Erklärung des Erziehungsberechtigten die deutsche Sprache war. Vor der Befreiung konnten die staatlichen deutschen Schulen von der Volksgruppe nicht mehr als deutsche anerkannt werden. Die große Mehrzahl der Lehrkräfte war polnischen Volksstums. Die Leitung lag

bis auf eine Ausnahme ausschließlich in den Händen von Nationalpolen. Die Schulanmeldungen waren unerhört erschwert. Jeder Formfehler genügte für die Zurückweisung der Anmeldung. Jedes Kind wurde einer Sprachprüfung unterzogen. Selbst Kinder aus deutsch-einsprachigen Familien wurden als der deutschen Sprache nicht mächtig beurteilt.

Nach dem 15. Juli 1937 wurde der Unterricht in den sogenannten Ge-sinnungsfächern, Geschichte und Erdkunde, in polnischer Sprache erteilt. Die Kommandosprache im Turnunterricht war polnisch. Mit einem Satz: die Bezeichnung „deutsche Schule“ war nur noch ein Aushängeschild, hinter dem polnisch nationaler Geist wirkte.

Die deutsche Volksgruppe hatte von Anbeginn erkannt, daß eine wirklich deutsche Schule nur dann gewährleistet blieb, wenn sie der Trägerschaft des Staates entzogen wurde. Das Privatschulwesen erfordert große geldliche Mittel. Sie wurden in sparsamstem Umfange aus dem Reiche zur Ver-fügung gestellt. Der Bau von Schulen hat gewaltige Summen verschlungen. Der Staat stellte an die Schulen nach der baulichen wie nach der Geise der inneren Einrichtung die höchsten Ansprüche, wodurch die Ausgaben unnötig gesteigert wurden.

Die Schulaufsicht lag in den Händen des Staates. Sie wurde mit wenigen Ausnahmen in geradezu gehässiger Form ausgeübt. Jeder Lehrer bedurfte einer jährlich zu erneuernden Unterrichtserlaubnis. Sie wurde häufig unter den fadenscheinigsten Vorwänden erschwert, versagt oder entzogen.

Jedes Lehrbuch, jedes Buch der Schülerbücherei unterlag der Genehmi-gung durch den Staat. Malte ein Kind in sein Heft ein Hakenkreuz, wurde der Lehrer bestraft. Wurde bei einer der häufigen Schulrevisionen ein nicht zugelassenes Buch gefunden, mußte der Schulleiter büßen, oft mit dem Ver-luste seines Amtes. Polnische Schulkinder überfielen deutsche. Die deutschen wurden als schuldig erklärt und Schulleiter und Lehrer für den „germanischen Geist“ haftbar gemacht.

Unter solchen Verhältnissen wuchs unsere Jugend heran. Sie erfuhr schon frühzeitig alle Härten des Volkstumskampfes. In diesen Schulen fehlte die Freudigkeit, der Sonnenschein der Jugend. Die Ausübung des Lehramts war ein ständiges Martyrium. Aber in den deutschen Privatschulen wuchs ein neues deutschbewußtes Geschlecht heran, das im tiefsten Herzen deutsch und ganz anders als frühere Geschlechterfolgen sich der Werte des Deutschtums bewußt ist. Daß diese deutsche Jugend jetzt zu letzter völkischer Leistung sich entwickeln kann, ist der Lohn für die Volkstreue ihrer Eltern.

Zur Beleuchtung der Wirkung des Kampfes gegen die deutsche Schule mögen einige Zahlen dienen:

Von 1922 bis zum 30. Juni 1939 fiel die Zahl der öffentlichen staatlichen deutschen Volksschulen im oberschlesischen Gebiet	von	84	auf	33,
der Klassen	„	389	„	118,
der Lehrer	„	364	„	109,
der Schüler	„	29 329	„	4913.

1925 zählten die zwei deutschen städtischen Mittelschulen in Rattowitz 2405 Schüler. Am 30. Juni 1939 war die Schülerzahl auf 23 gesunken. Die drei staatlichen deutschen höheren Schulen in Rattowitz und Königshütte hatten 1922 760 Schüler. Das Gymnasium Rattowitz wurde 1933 mit einem Schülerbestande von 20, die Oberrealschule Königshütte 1935 mit 10, das Gymnasium Königshütte 1936 mit 13 Schülern aufgelöst.

Die drei kommunalen deutschen höheren Schulen in Rattowitz und Königshütte zählten 1922 1583 Schüler. Das Lyzeum Königshütte erlosch 1931 mit 14, das Lyzeum Rattowitz 1935 mit 31, die Oberrealschule Rattowitz 1936 mit 15 Schülern.

Der Rahmen dieses Aufsatzes ermöglicht nur eine weitzügige Überschau über das Geschehen in der Zeit vom 15. Juli 1922 bis zum 1. September 1939. Wichtige Gebiete, die evangelische Kirche, die soziale Frage, die Organisation der Volksgruppe, sind nicht behandelt worden, weil sie ausführliche Darlegungen erfordern. Aber schon diese Überschau ermöglicht eine Beurteilung der Lage der deutschen Volksgruppe. Sie war verzweifelt. Die Kräfte der Volksgruppe waren zerschlagen. Sie war in allen Lebensgebieten bis ins Mark getroffen. Das polnische Vernichtungswerk stand vor dem Siege. Der heroische Abwehrkampf des Deutschtums schien verloren.

Da schlug die Stunde der Befreiung und erlöste deutsche Menschen aus tiefster völkischer Not. Das Deutschtum ist in das heilige, nie vergessene Vaterland zurückgekehrt.

Der Selbstbehauptungskampf des Teschener Deutschtums

Mit einem Geleitwort von Eugen Sulda

Unbeschreiblicher Jubel herrschte in den Städten und Dörfern des Teschener Landes, als am 1. September deutsche Truppen in Ostoberschlesien einmarschierten. Unvergeßlich wird allen Ostoberschlesiern, die den 1. September in ihrer Heimat erleben durften, dieser Tag der Befreiung von zwanzigjähriger Polenherrschaft im östlichen Teil des Teschener Landes und von neunzehnjähriger Tschechenherrschaft und einjähriger Polenherrschaft im westlichen Teil des Teschener Landes bleiben. An diesem Tag erfüllte sich endlich der seit dem Zusammenbruch der Mittelmächte im Jahre 1918 in den Herzen aller Schlesier lebende Wunsch nach Vereinigung des Teschener Landes mit dem Deutschen Reich.

Während die Deutschen und Schlonzaken der östlichen Hälfte des Teschener Landes nach deren Zuteilung an Polen im Juni des Jahres 1920 in ihren politischen, kulturellen und wirtschaftlichen Bestrebungen brutal niedergeknüppelt wurden, war es dem Deutschtum der tschechischen Hälfte zunächst vergönnt, in einem zähen neunzehnjährigen Kampf gegen den Ansturm des Tschechentums die Kampfkraft zu stählen und das Deutschtum des Landes durch die Entwicklung und erfolgreiche Wirksamkeit des deutschen Volksrates für Ostschlesien zu völkischer Einheit und völkischer Disziplin zu erziehen. Allerdings erfolgte dann, nach der Besetzung des Olsalandes durch die Polen (Oktober 1938) die gleiche grausame Vergewaltigung des Deutschtums und des dem Deutschtum eng verbundenen Schlonzakentums, wie sie in all den Jahren vorher im polnischen Herrschaftsbereich geübt worden war.

Nun ist die zwanzigjährige Leidenszeit des Teschener Landes endlich vorbei. Diese Kampfzeit, welche die Deutschen und Schlonzaken vor immer neue Bewährungsproben gestellt hat, befähigt und verpflichtet uns, alle unsere Kraft in den Dienst des Neuaufbaues zu stellen, um so im Dienst der NSDAP. unsere Dankeschuld an unseren Befreier abzutragen.

Das Schicksal hat es gewollt, daß die Befreiungsstunde des Teschener Landes zur Schicksalsstunde des ganzen deutschen Volkes und des ganzen Kontinents geworden ist. Im Zeichen des beendeten Vernichtungskrieges der Westmächte gegen das deutsche Volk begann die Zeit unserer Knechtschaft. Im Zeichen des gleichem, am 1. September aufgeflammten Krieges haben wir unsere Befreiung erlebt. Wir wissen aus tiefster Überzeugung, daß der Führer — so wie er uns die Freiheit gebracht hat — dem deutschen Volk den Sieg über seinen ewigen Widersacher bringen wird. In dieser Überzeugung treten wir an, Mann für Mann, auf welchen Platz wir auch gestellt sein mögen, alle mit dem gleichen Ziel, unsere schöne ostschlesische Heimat zu einem Bollwerk des Deutschtums und zu einer einzigen nie versagenden Werkstätte deutschen Geistes zu gestalten.

Eugen Sulda

Der Zusammenbruch der Mittelmächte im Spätherbst des Jahres 1918 überraschte mich in Nikopol, der östlichsten Dnjeprstellung der österreichischen Armee. Nach der üblichen Odyssee, die allen denen vom Schicksal zugebach war, die sich aus den vorgeschobenen Stellungen in Südrußland quer durch Polen den Weg in die Heimat erkämpfen mußten, kam ich in den letzten Tagen des Dezember nach Hause und geriet hier mitten hinein in den Kampf der Tschechen und Polen. Die slawische Brüderlichkeit war über Nacht in Vergessenheit geraten. Nach einem kurzen diplomatischen Vorspiel hatten es die Polen und Tschechen aufgegeben, sich über das beiderseits heiß begehrte Teschener Land zu einigen und riefen die Entscheidung der Waffen an: am 23. Januar überschritten tschechische Truppen die vorläufige Abgrenzungslinie des polnischen und tschechischen Machtbereiches und drangen in wenigen Tagen bis an die Weichsel vor (siehe Karte). Die Polen, gleichzeitig im Osten von den Russen auf das härteste bedrängt, vermochten gegen den überlegenen tschechischen Gegner nicht aufzukommen. Ihre einzige Gegenmaßnahme bestand darin, zahlreiche Geiseln auszuheben und in ein Kriegsgefangenenlager bei Krafau abzutransportieren.

Der Miniaturkrieg zwischen der eben erst entstandenen tschechischen Republik und ihrer polnischen Nachbar- und Schwesterrepublik war die Duvertüre zu dem langen Kampf um das Teschener Land, der erst im September des Jahres 1939 durch den Einmarsch der deutschen Truppen und durch die Zertrümmerung des polnischen Staatswesens endgültig abgeschlossen wurde.

*

Worum ging es nun eigentlich in dem Streit der feindlichen Brüder?

Das Teschener Land, gleichbedeutend mit dem ehemaligen Herzogtum Teschen, ist das einzige der in frühester geschichtlicher Zeit zum polnischen Staat gehörigen schlesischen Herzogtümer, das nach den Schlesischen Kriegen Friedrichs des Großen vollständig beim Hause Habsburg verblieb. Wie aus der Karte ersichtlich ist, war das Teschener Land die unentbehrliche Landbrücke zwischen den Ländern der böhmischen Krone einerseits und dem Kronland Galizien andererseits. Diese westöstliche Brückenstellung des Teschener Landes findet ihren sinnfälligen Ausdruck in dem zweigleisigen Schienenstrang der ehemals sogenannten „Kaiser-Ferdinands-Nordbahn“, die von Wien über das Verkehrszentrum des Teschener Landes Oderberg nach Lemberg führte.

Das Teschener Land ist aber auch die von der Natur bestimmte nord-südliche Länderbrücke: es verbindet den Oderraum, das ehemalige Reichsschlesien, mit dem „Pannonischen Raum“, worunter der durch den Karpatenwall und den Bergwall des Balkans gebildete, im Norden in der Hauptsache von Slowaken und Magyaren bewohnte Raum zu verstehen ist. Auch diese nord-südliche Brückenstellung des Teschener Landes findet ihren sinnfälligsten Ausdruck in einem zweigleisigen Schienenstrang, der von Berlin-Breslau gleichfalls über Oderberg-Teschener und weiter südlich über

den tief ins Gebirge eingeschnittenen, in den Septembekämpfen des vergangenen Jahres oft genannten Jabunkapaf nach Budapest und Belgrad—Konstantinopel, aber auch über Preßburg nach Wien führt.

So kreuzen sich im Teschener Land die Wege, die den europäischen Osten und Westen und den europäischen Norden und Süden verbinden. Zu diesem durch wohlausgebaute Straßen ergänzten Eisenbahnverkehrskreuz, in dem die uralten Handelswege der Bernsteinstraße, der Salzstraße und der Fuggerschen Kupferstraße in neuzeitlicher Form wiedererstande sind, wird in nächster Zeit das Verkehrskreuz der Wasserstraßen treten, die hier bei Oderberg das Flußsystem der Donau, der Oder und der Weichsel zu einer Verkehrseinheit verbinden werden. Kein Zukunftsraum mehr, sondern beglückende Gewißheit, da der Bau des Donau-Oderkanals im Zeichen des sieghaften Hafenkreuzes bereits begonnen ist.

Die verkehrspolitische Bedeutung des Teschener Landes erfuhr eine entsprechende Steigerung durch die Eisenindustrie und den Steinkohlenbergbau, die seit den siebziger Jahren des vorigen Jahrhunderts dem Teschener Land in steigendem Maße ihr besonderes Gepräge gegeben haben.

Volkspolitisch bot das Teschener Land ungefähr folgendes Bild: die Städte waren ihrer Entstehung entsprechend deutsche Ansiedlungen inmitten einer slawischen Landbevölkerung, die in dem schmalen, heute zum Protektorat gehörigen Landstreifen mährisches Volkstum darstellt, im übrigen, heute dem Deutschen Reich zugehörigen Teil des Teschener Landes aber überwiegend schlonfakisch und nur in der Minderheit polnisch war. Das Schlonfakentum ist das Ergebnis der im 15. Jahrhundert über das Teschener Land hereinbrechenden Glawisierungswelle, die zu einer oberflächlichen Polonisierung des einheimischen ländlichen Menschentums führte, ohne aber die blutlich begründete Gegensätzlichkeit zum benachbarten Galizianertum und die ebenso blutlich begründete Zuneigung zum Deutschtum des Landes aufheben zu können. Dieses Schlonfakentum, das in der Zeit der Gegenreformation viel bestes deutsches Blut in sich aufgenommen hat, hat sich immer ganz bewußt, nicht zuletzt durch die selbstgewählte Bezeichnung „Schlonfak“ (Schlesier), von dem benachbarten Galizianertum geschieden und hat auch später, als im Zuge der Industrialisierung des Teschener Landes viele Galizianer als Arbeiter herangezogen wurden, die Vermengung mit diesen ihnen wesensfremden Glawen abgelehnt.

Die schon erwähnten zahlreichen Glaubensflüchtlinge, die in den Bergwinkeln des Teschener Landes Zuflucht fanden, haben die volkliche Substanz sehr wesentlich bestimmt. Das findet seinen Ausdruck darin, daß das Teschener Land die Hochburg des Protestantismus in den österreichischen Erbländern war, im Gegensatz zum preußischen Oberschlesien, welches auf Grund der ganz anders gearteten Voraussetzungen zur Hochburg des Katholizismus in den preußischen Erbländern wurde.

*

Diese knappe Darstellung des Teschener Landes beweist, daß weder die Tschechen noch die Polen einen volkspolitisch begründeten Anspruch auf das Land erheben konnten. Tatsächlich waren auch alle volkspolitischen Parolen nur Vorwände, die von dem eigentlichen Beweggrund des erbitterten Kampfes der feindlichen Brüder ablenken sollten.

Dieser eigentliche Beweggrund lag ausschließlich in der geopolitischen und wirtschaftspolitischen Bedeutung des Teschener Landes.

Die Tschechen mußten vom Standpunkt ihrer damaligen staatspolitischen Situation unter allen Umständen auf den uneingeschränkten Besitz der von Oderberg über den Jablunkapass in die Slowakei führenden „Kaschau-Oderberger Bahn“ beharren, wenn die eben erst entstandene sogenannte „tschechoslowakische“ Republik nicht gleich wieder zerfallen sollte. Die Kaschau-Oderberger Bahn war die unentbehrliche nördliche Klammer, durch die das künstliche „tschechoslowakische“ Staatsgebilde zusammengehalten wurde. Dazu kam der Umstand, daß das Kohlenrevier des Teschener Landes mit seiner unübertroffenen Roßkohle, samt den zugehörigen Eisenwerken in Oderberg und Trzynieź im Gefüge der hochentwickelten Industrie der sogenannten „Tschechoslowakischen“ Republik tatsächlich so gut wie unentbehrlich war.

Diese geopolitischen und wirtschaftspolitischen Beweggründe maskierten die Tschechen mit dem sogenannten „Böhmischen Staatsrecht“, wonach das Teschener Land als Bestandteil der „Länder der böhmischen Krone“ ihnen zugehören sollte.

Die Polen wiederum forderten das Teschener Land für sich als das im Rahmen der bekannten großpolnischen Phantasie unentbehrliche Ausfallstor nach dem Südwesten. Auch ihnen ging es in erster Linie um den Jablunkapass, in zweiter Linie selbstverständlich auch um den Kohlenreichtum und um die Eisenindustrie. Hierzu genügt die Feststellung, daß die Roheisenerzeugung des Eisenwerkes in Trzynieź 67 Prozent der ganzen polnischen Erzeugung unter Einschluß der ostoberschlesischen Eisenerzeugung betrug.

Die Forderungen der Polen wurden volkspolitisch verbrämt, indem die Schlonzaken einfach als Polen angesprochen wurden, trotzdem sie sich in unmißverständlicher Weise gegen diese ihnen von den Polen zugedachte Ehre auf das energischste zur Wehr setzten.

Sowohl die Polen als auch die Tschechen zielten in dem Kampf um das Teschener Land von vornherein auf eine Teilung hin, ohne zu bedenken, daß eine beide streitenden Teile befriedigende Teilungslinie angesichts der räumlichen Verteilung der Kohle, des Eisens und der Kaschau-Oderberger Bahn von vornherein ausgeschlossen war.

*

Während Polen und Tschechen gegen diese ihnen wiederholt vorgehaltene Tatsache absolut blind waren, gründeten die Deutschen des Landes unter der beispielhaften Führung des Architekten Eugen Sulda ihre Politik

gerade auf diese von ihnen sofort richtig erkannten Tatsache. In völliger Übereinstimmung mit ihnen bewährten sich die Schlonfaken unter der Führung des Altbürgermeisters Josef Rozdon als zuverlässige Bundesgenossen. Das politische Konzept der Deutschen und Schlonfaken gipfelte dementsprechend in Übereinstimmung mit der österreichischen Friedensdelegation in der Forderung nach Neutralisierung des Tschener Landes.

Nach dem bis in alle Einzelheiten ausgearbeiteten Plan des Deutschen Volksrates sollte an diesem neuralgischen Punkt Ostmitteleuropas im Zeichen des von den Versailler Diktatoren proklamierten Selbstbestimmungsrechtes eine Art Miniaturschweiz entstehen, deren von den Signatarmächten des Friedensvertrages garantiertes Statut den sonst absolut unvereinbaren Interessen der Polen und der Tschechen hätte gerecht werden können. Es ist für die künftige Entwicklung von richtungsgebender Bedeutung, daß das deutsche Neutralisierungsprogramm damals schon die Industriemetropole Mährisch Ostrau mit ihrem unmittelbaren Hinterland einbegriff. Sinngemäß lautete die offizielle Bezeichnung des Deutschen Volksrates „Delegation der deutschen Parteien des ostmährisch-schlesischen Industriegebietes“.

Die Beweggründe der Deutschen des Tschener Landes sind ohne weiteres klar. Sie standen vor der Tatsache völliger Ohnmacht des Deutschen Reiches und mußten eine Zwischenlösung suchen, die später, nach der bestimmt erwarteten Überwindung der Reichsohnmacht, die Geltendmachung des Reichsinteresses im Tschener Land ermöglichen sollte. Denn in noch viel höherem Maße wie für Polen und Tschechen galt damals und gilt in aller Zukunft die geopolitische und wirtschaftliche Bedeutung des Tschener Landes für das Deutsche Reich. Eine Bedeutung, die schon frühzeitig in dem Begriff des „Tschener Korridors“ ihren Ausdruck fand. Es ist bezeichnend, daß der Kampf in den folgenden zwanzig Jahren auf deutscher Seite immer wieder im Zeichen dieses „Tschener Korridors“ geführt wurde, der aus dem Oderraum in den Pannonischen Raum hinüberleitet und der heute, nach der eben erfolgten Wiederherstellung des im September 1939 von den Polen gesprengten Tunnels unterm Jablunkapass die glänzendste Rechtfertigung erfahren hat.

So wie es heute ist und auch in Zukunft sein wird, so war schon damals in der schweren Kampfzeit nach dem Zusammenbruch der Mittelmächte die deutsche Politik im Tschener Land nur aus der Einordnung dieses Tschener Landes in die großen entscheidenden Raumprobleme Ostmitteleuropas zu verstehen.

Es ist nicht weiter verwunderlich, daß das Neutralisierungsprogramm des Deutschen Volksrates im Tschener Land von den Versailler Diktatoren verworfen wurde. Die Deutschen des Tschener Landes haben aber trotzdem an den diesem Neutralisierungsprogramm zugrunde liegenden raumpolitischen Erkenntnissen festgehalten, 20 Jahre hindurch, bis schließlich im Zeichen des sieghaften Hakenkreuzes ihr Planen und ihr stilles Arbeiten seine Erfüllung fand. Noch die letzte Schrift, die ich unmittelbar vor dem

Ausbruch des Polenkrieges in der Schriftenreihe des „Bundes Deutscher Osten“ herausgab und in der der Schicksalsweg des Teschener Landes dargestellt ist, trug kennzeichnenderweise den Titel „Der Kampf um den Teschener Korridor“.

*

Wie schon gesagt, wurde der Vorschlag der Deutschen des Teschener Landes von den Friedensmachern von Versailles verworfen, und als sich dann der tschechisch-polnische Streit immer mehr zuspitzte, griff die Friedenskonferenz zu dem damals sehr beliebten, leider niemals ehrlich gemeinten Auskunftsmittel der Volksabstimmung. Die Friedenskonferenz ordnete eine Volksabstimmung über die staatliche Zugehörigkeit des Teschener Landes an.

In dieser ganz neuen Lage forderten die Deutschen zunächst, daß neben der Wahlfrage „Polen“ und „Tschechoslowakische Republik“ die Wahlfrage „Neutralisierung des Landes“ zur Abstimmung zugelassen werde. Auch diese Forderung wurde abgelehnt, weil alle deutscheindlichen Kenner des Landes genau wußten, daß diese Wahlfrage die überwältigende Mehrheit der deutschen und schlesischen Stimmen mit vielen, vielen tschechischen und polnischen Stimmen auf sich vereinigt hätte.

Nachdem auch dieser letzte Versuch einer Überbrückung der Zeit völliger Entmachtung des Reiches gescheitert war, war die Entscheidung für die ostschlesischen Deutschen und die ihnen eng verbündeten Schlesiaken eindeutig vorgeschrieben. Sie traten für den Anschluß des ungeteilten Teschener Landes an die Tschecho-Slowakei ein, d. h.: sie forderten den Anschluß des ostschlesischen Deutschtums und Schlesiakentums an die 3½ Millionen sudetendeutscher Volksgenossen, die im Zwangsgebilde der sogenannten „Tschechoslowakischen“ Republik lebten.

Es gab in der Folgezeit allerlei taktische Zwischenstadien, bedingt durch die Hinterhältigkeit und Unaufrichtigkeit der tschechischen Verhandlungspartner. Diese später in tausend Fällen bestätigte Grundtendenz der tschechischen Politik kam besonders kraß zum Ausdruck, als am 14. Oktober 1919 in der Prager Burg die entscheidende Beratung zwischen dem damaligen Ministerpräsidenten Tuszar, einem tschechischen Sozialdemokraten, und unserer von Ing. Fulda geführten Delegation stattfand.

Mir ist dieser Empfang in der altherwürdigen Burg, die seit dem Frühjahr des vorigen Jahres der Sitz des Reichsprotectors ist, in besonderer Erinnerung. Damals wurde mir zum erstenmal die europäische Bedeutung der Teschener Frage in vollem Umfang bewußt. Bis dahin hatte ich den Kampf um meine Heimat nur von dem heimatlich bedingten Standpunkt des deutschen Ostschlesiens betrachtet. Während der Verhandlungen mit dem Ministerpräsidenten Tuszar erlebte ich zum erstenmal die innere Gesetzmäßigkeit der Raumkräfte Mitteleuropas, von deren richtiger Erkenntnis der politische Erfolg oder Mißerfolg abhängt.

Zusar versicherte damals, die Tschechen würden den Deutschen des Teschener Landes ihr Eintreten für die Tschechoslowakische Republik nie vergessen. Es war auch viel von dem „demokratischen Charakter“ der Republik die Rede sowie von „ungeschmälerten Rechten und Freiheiten“. Viele schöne Worte, deren Verlogenheit wir Deutschen des Teschener Landes in den nachfolgenden zwei Jahrzehnten hart zu spüren bekamen. Es muß aber gesagt werden, daß uns dies nicht überrascht hat. Uns lag von allem Anfang jede Illusion in der Bewertung solcher Versprechungen fern. Somit wir ja von allem Anfang an unsere Entscheidung nicht aus Vorliebe für den Zwangstaat der Tschechen trafen, sondern nur wegen des erhofften Rückhaltes an der starken sudetendeutschen Volksgruppe.

Diese reale Einschätzung des Wertes tschechischer Versprechungen kommt in unzweideutiger Form in einem Artikel des von mir geleiteten Organs des Deutschen Volksrates „Der Ostschlesier“ vom 12. Dezember 1919 zum Ausdruck. Dort heißt es unter Hinweis auf die damalige Tschechenhege in Znaim und in Tglau:

„Es mutet geradezu lächerlich an, wenn auf der einen Seite um die Stimmen der ostschlesischen Deutschen mit allen möglichen Versprechungen und Hinweisen auf Gleichberechtigung geworben wird, während gleichzeitig diese Werbung im eigenen Land durch Vorgänge wie die eben geschilderten (Deutschenhege in Znaim und in Tglau) erhärtet wird. Mögen sich doch die Tschechen dessen voll und ganz bewußt werden, daß die Deutschen Ostschlesiens auf keinen Fall als ihre Freunde in das tschechoslowakische Staatswesen eintreten werden. Andererseits wäre aber die Frage zu erwägen, ob es denn wirklich schon so sicher ist, daß die Deutschen überhaupt kommen, wenn ihnen überall und immer wieder nur der toll gewordene Tscheche in den Gesichtskreis tritt.“

*

Mittlerweile hatten die glorreichen Entente-Kommissionen unseligen Andenkens den Beweis erbracht, daß sie weder gewillt noch imstande waren, Ruhe und Ordnung im Teschener Land zu erhalten und so die Durchführung der angeordneten Volksabstimmung zu ermöglichen. Ein furchtbarer Terror polnischer Aufständischenbanden brach los. Welche Formen dieser Terror annahm, ist erst heute begreiflich geworden, nachdem die Polen in den letzten Tagen ihrer Eigenstaatlichkeit gezeigt haben, welcher Bestialitäten sie fähig sind. Schwerste Mißhandlungen, Handgranatenattentate, gewaltsame Delogierungen, Morde, Brandstiftungen, Verschleppungen, vor allem aber große Bandenaktionen, wo nach Hunderten zählende organisierte Terrorbanden in die Stadt zogen, und, von Haus zu Haus fortschreitend, Geschäftsläden plünderten, Geiseln aushoben und verschleppten. Eine einzige blutige Orgie der Gewalt, die aber an dem klaren Willen der Deutschen und Schönsaken nichts zu ändern vermochte. Sie bewirkte viel eher eine Ver-

steifung des Widerstandes gegen die polnischen Ansprüche. Es ist unsere Pflicht, in diesem Zusammenhang besonders jener vielen ungenannten Schlonzaken zu gedenken, die sich für ihr Bekenntnis zum deutschen Kulturkreis buchstäblich totprügeln ließen.

*

Im Mai 1920 begannen dann auch die Polen von der ursprünglich von ihnen geforderten Volksabstimmung abzurücken, weil ihre Niederlage auch ihnen nicht mehr zweifelhaft war. Damit wurde die Teilung des Landes durch den Machtspruch der Friedenskonferenz endgültig unvermeidlich. Das aber war das, was die Deutschen des Teschener Landes angesichts der bekannten Unwissenheit und Bedenkenlosigkeit der Friedensrichter von Versailles am meisten fürchteten.

Es folgte Anfang Juli 1920 der Zusammenbruch der polnischen Armee an der polnisch-russischen Front: Benesch nützte die verzweifelte Lage Polens geschickt aus: die Polen gaben, um im Osten zu retten, was zu retten war, ihre wesentlichsten Forderungen in der Teschener Frage preis: die Teilungslinie wurde eine reine Prestigefrage, da die Zuteilung der Kaschau-Oderberger Bahn an die Tschechoslowakei nicht mehr zweifelhaft war.

In diesem Augenblick tauchte der absurde Plan auf, die Stadt Teschen zu teilen, so zwar, daß die Tschechen den westlichen Teil mit dem Bahnhof der Kaschau-Oderberger Bahn bekämen, die Polen aber den östlichen Teil mit dem alten morschen Pfaffenturm, dem vermeintlichen Wahrzeichen der alten polnischen Reichsidee, behielten.

Da bei den Friedensmachern von Versailles nichts unsinnig genug sein konnte, um nicht doch verwirklicht zu werden, wurde vom Deutschen Volkerrat sofort ein letzter Versuch unternommen, das drohende Unheil aufzuhalten und die Polen für eine vernünftige Grenzziehung zu gewinnen.

Im Anschluß an eine Vorschau bei der Ententekommission fand im Hause des Präsidenten des polnischen Nationalrates Dr. Jan Michejda eine letzte Beratung statt. Wir, die deutsche Abordnung, standen unter Ing. Fuldas bewährter Führung. Von polnischer Seite waren außer Dr. Jan Michejda noch anwesend Pater J. Londzin und der sozialdemokratische Abgeordnete Ladeufz Reger.

In dieser Besprechung versuchten wir die Polen für eine weiter nach Osten ausgreifende Grenzlinie, die die Stadt Teschen als ungeteiltes Ganzes bestehen ließe, zu gewinnen. Wir verwiesen damals schon auf die Notwendigkeit, daß nach erfolgter Teilung im tschechisch gewordenen Teil Polen, Deutsche und Schlonzaken in einer gemeinsamen Front würden stehen müssen. Es fiel uns nicht schwer zu beweisen, daß die Abwehr des mit Bestimmtheit zu erwartenden tschechischen Ansturmes nur möglich sein werde, wenn die Stadt Teschen, in der man die Tschechen an den Fingern einer Hand abzählen konnte, mit dem zugehörigen Hinterland ungeschwächt erhalten bliebe. Als einzige mögliche Grenze schlugen wir daher die in der Natur vorgezeichnete Teilungslinie vor, die Wasserscheide zwischen Oder und Weichsel.



Dr. Jan Mischejda und Pater Londzin verschlossen sich unseren Gründen nicht. Der verbohnte Widerstand des Sozialdemokraten Reger aber, der auch in dieser Stunde immer noch deklamierte, man werde den „polnischen Boden“ mit Krallen und Zähnen bis zum letzten verteidigen und ihn vor der Übergabe an die Tschechen lieber in eine Wüste verwandeln, er nahm den beiden anderen Polenführern den Mut, aus freien Stücken für eine Vergrößerung des tschechischen Anteiles an dem Teilungsgeschäft einzutreten. Das Prestige siegte. Der Piastenturm wurde zum Schicksal der Stadt Teschen.

So mußte auch dieser letzte Versuch, der auf eine Anregung des Generalsekretärs der Entente-Kommission zurückging, ergebnislos abgebrochen werden.

Zwei Tage später, am 29. Juli 1920, vormittags, teilte mir der Generalsekretär der Entente-Kommission, Mr. Pichon, mit dem ich als Leiter des

deutschen Propagandadienstes dauernd in Verbindung stand, das Ergebnis des in später Abendstunde des Vortages abgeschlossenen Kampfes der tschechischen und polnischen Friedensdelegation mit: die Tschechen erhielten die ganze Kaschau-Oderberger Bahn mit dem unmittelbar daran hängenden Bergbau- und Industrierevier. Teschen selbst aber, das unmittelbar an der Bahn liegt, wurde wirklich einfach mittendurch geteilt.

Die östliche Hälfte, die Teschener Altstadt, erhielten die Polen. Denn dort, unmittelbar am neuen Grenzfluß, erhebt sich der Schloßberg mit dem alten Pfaffenturm Boleslaws I., dem Sinnbild jener polnischen Reichsidee, die im Norden zur Ostsee und im Südosten zum Schwarzen Meer drängt, im Südwesten von Polen aber über das Teschener Land und den Jablunkapass den Weg in den Pannonischen Raum und damit zum ganzen mitteleuropäischen Süden sucht.

In der westlichen Stadthälfte wiederum, der Teschener Neustadt, die die Tschechen zugeteilt erhielten, steht der Bahnhof der Kaschau-Oderberger Bahn, das neuzeitliche Sinnbild des „Teschener Korridors“.

Zwischen dem Bahndamm der Kaschau-Oderberger Bahn und dem Pfaffenturm lag, einen Steinwurf breit, der neue Grenzfluß, die Olsa. Die Kluft aber, die durch diese Teilung zwischen Polen und der Tschechoslowakei aufgerissen wurde und in diesem Flußlauf ihr Sinnbild findet, ging viel tiefer! Sie kam spontan in dem in den polnischen Kreisen des Teschener Landes seit damals nicht mehr verstummten Wort vom „Polnischen Elsaß“ zum Ausdruck.

*

18 Jahre vergingen. Die Tschechen fühlten sich absolut sicher in ihrem Besitz und unterdrückten mit brutaler Gewalt jede Regung, die auf wenigstens teilweise Erfüllung ihrer feinerzeitigen Versprechungen abzielte. Die Polen, die in der ihnen zugefallenen Osthälfte das Deutschtum nach den bekannten Grazynskimethoden brutal niedertraten, entfalteten im tschechisch gewordenen Teil eine außerordentlich rege, von Jahr zu Jahr sich steigende Propaganda und bemühten sich, den Schlonssaken beizubringen, daß sie eigentlich Polen seien und deshalb für den Anschluß an Polen kämpfen mußten. Wie die Wahlergebnisse der letzten Jahre der tschechischen Herrschaft zeigten, haben die Polen mit dieser Propaganda, für die der Wojwode Grazynski unbegrenzte Mittel zur Verfügung stellte, keinen nennenswerten Erfolg gehabt. Die Deutschen und Schlonssaken schließlich blickten von Jahr zu Jahr zuversichtlicher nach Norden. Sie warteten darauf, daß der Weckruf „Deutschland erwache“ das deutsche Volk aus seiner inneren Not löse und der deutschen Ohnmacht ein Ende bereite. Mit der Zähigkeit der Inselfeinde wurde zwischenweilig jedes Opfer getragen, ja mehr noch, unauffällig und still wurde Stein zu Stein gefügt, um das Deutschtum des Teschener Landes für die bevorstehenden Aufgaben tüchtig zu machen.

Dieser Abwehrkampf der Deutschen des Teschener Landes stand sichtbar unsichtbar im Zeichen des Hakenkreuzes. Sichtbar insofern, als die in für-

mischer Vorwärtseentwicklung begriffene Sudetendeutsche Nationalsozialistische Arbeiterpartei (NSDA) das Rückgrat des Widerstandes bildete und der politischen Arbeit Ziel und Richtung gab. Unsichtbar insofern, als die insel-deutsche Lage der politischen Führung die Verpflichtung auferlegte, alles zu vermeiden, was die einheitliche Zusammenfassung der drei, zeitweise vier deutschen Parteien im „Deutschen Volksrat“ und damit die einheitliche Front gegen Polen und Tschechen hätte gefährden können. So mußte um der Einheit willen die innere Auseinandersetzung zwischen den durch den Liberalismus angekränkelten Deutschnationalen und den Christlich-sozialen einerseits und der nationalsozialistischen Bewegung andererseits immer wieder gedämpft und den Nationalsozialisten oft und oft ein Übermaß an Selbstüberwindung auferlegt werden. Dieser Zustand verschärfte sich noch, als nach den Gewalttaten der Tschechen vom Oktober 1933 das Hakenkreuz endgültig in Acht und Bann geriet. Um so heller erstrahlte das unsichtbar gewordene Symbol der großen Freiheitsbewegung unseres Führers in den Herzen der Deutschen, als nach unendlicher Mühsal die Zeit endlich reif wurde zur Erfüllung.

Der Führer führte die Ostmark heim.

Ein Sturmhauch fuhr durch das morsche Gebäude, das die Versailler Friedenspfuscher in Europa errichtet hatten.

Das Sudetenland rüstete sich zur Heimkehr. Mit dem Sudetenland hoffte auch das Teschener Land, soweit es unter tschechische Herrschaft geraten war, ins Reich heimkehren zu dürfen. Das Schicksal wollte es anders. Den Deutschen des Teschener Landes und den ihnen nach wie vor treu verbundenen Schlonssaken war es aufgegeben, vor der Heimkehr ins Reich noch einen schweren Gang durch die Hölle polnischer Willkür zu gehen.

Im Oktober des Jahres 1938 nützte die polnische Diplomatie die gesamtpolitische Lage in Mitteleuropa aus, um ohne jede innere Berechtigung und ohne jedes Waffenverdienst das Teschener Land bis an die heutige Protektoratsgrenze zu besetzen. In wütender Ohnmacht mußte das Teschener Deutschtum des Teschener Landes den operettenhaften Aufzug der polnischen Armee mit ansehen, mußte die lächerlichen, größenwahnsinnigen Tiraden der neuen Herren über sich ergehen lassen, mußte sich immer wieder erklären lassen, ohne lachen oder widersprechen zu dürfen, daß die Deutschen wohl auch Tanks und Kavallerie und dergleichen mehr hätten, doch wäre dies alles den Polen nur nachgemacht und dementsprechend minderwertig.

Es kam die Zeit, da der Wojwode Grażynski rücksichtslos das Deutschtum aus dem Lande heraussegte. Ein Strom von Flüchtlingen ergoß sich aus dem Teschener Land in das benachbarte Reichsschlesien und Sudetenschlesien. Was die Deutschen des Teschener Landes in den dem Einmarsch der Polen folgenden Monaten seelisch gelitten haben, was die Schlonssaken durchmachen mußten, das kann man nur ermessen, wenn man in den Flüchtlingslagern Einblick gewonnen hat in die aber tausend Einzelschicksale voll tiefer Tragik oder wenn man die Berichte gelesen hat, die Briefe greiser Mütter, deren Kinder und Enkel fort mußten, Hilferufe hilfloser Greise, die aus ihrer

Heimat gejagt wurden, auch wenn sie mit ihren 80 oder 85 Jahren den polnischen Machtwahn nicht im geringsten hemmen konnten. Es war so, als ob die Polen selbst ein furchtbares Strafgericht auf sich ziehen wollten. Und dieses Strafgericht ist nicht ausgeblieben.

Es kam der Frühjahrssturm des Jahres 1939, unter dessen Stößen die Resttschechoslowakei widerstandslos zerbrach. Auf der alten Kaiserburg in Prag flatterte das Hakenkreuzbanner. Und dann kam die drückende Schwüle der Juli- und Augustwochen, bis endlich der entscheidende Blitzstrahl aus den Wolken herniederfuhr und dem polnischen Übermut mit einem Schlag ein Ende bereitete.

Der erste Tag des Polenfeldzuges aber brachte dem Teschener Land die endliche Befreiung und die heißersehnte Heimkehr ins Reich.

*

18 Jahre Tschechenherrschaft, 20 Jahre Polenherrschaft im östlichen Teil und ein Jahr Polenherrschaft im Olsaland, dies machte ein ungeheures Maß von Aufbauarbeit notwendig, an das die Deutschen des Teschener Landes mit ihren Helfern aus dem Reich unverdrossen herangegangen sind, in der Gewißheit und mit dem festen Willen, alle Spuren der zwanzigjährigen Fremdherrschaft zu tilgen und das Teschener Land wieder erstehen zu lassen als das, was es seit Jahrhunderten war und in alle Ewigkeit bleiben wird: deutsches Land.

Aus der jüngsten Geschichte des Teschner Landes

Erinnerungen und Erlebnisse

I.

Die bereits im Jahre 1163 beginnende Loslösung Schlesiens, und damit auch des Teschenischen, vom polnischen Staat und die seitherige jahrhundertelange, eigenartige, vom Osten nur selten und unbedeutend beeinflusste Entwicklung der inneren Verhältnisse dieses in der äußersten Südostecke Gesamtschlesiens gelegenen Raums bewirkten, daß sich in diesem ein Bewußtsein kultureller oder politischer Zusammengehörigkeit mit dem Osten nicht herausbilden konnte. Für den Bewohner des Teschner Landes bedeutete die Bialka an der galizischen Grenze den Beginn einer völlig fremden, wenig sympathischen Welt. Der hiesige slawische Landbewohner, der sich stets gern „Schlesier“ nannte, zum Unterschied vom „Polak“, fühlte sich bis in die letzten Zeiten den Polen von jenseits der schlesischen Grenze weder bluts- noch wesensverwandt; er war sich auch stets ihm gegenüber einer gewissen kulturellen Überlegenheit bewußt und leitete aus der Tatsache einer schwachen Sprachgemeinschaft keine Verpflichtungen für sich ab.

Das Jahr 1848 brachte die ersten, wenn auch völlig vereinzeltten Versuche, geistige und politische Beziehungen zu Krakau anzuknüpfen. Erst mit dem Beginn der verfassungsmäßigen Ära in den siebziger Jahren setzten bei uns die planmäßigen Bestrebungen „der Galizianer“ zur Eroberung des Teschner Landes für die großpolnischen Aspirationen ein. Die steigende Industrialisierung des Landes, die Erschließung der Kohlengruben hatten einen massenhaften Zuzug billiger Arbeitskraft aus dem Osten zur Folge. Bald setzten eine systematische Überflutung des Landes mit galizischen Lehrern, Staats- und Privatbeamten, Priestern, sowie immer häufigere, offenbar zentral geleitete Boden- und Realitätenaukäufe ein. Die tschechische Statistik „Chmelar“, weist aus, daß in der Zeit vor dem Weltkrieg an die 60 000 Einwanderer aus Galizien ins Land kamen, ein im Verhältnis zu einer Gesamtbevölkerung von etwa 430 000 Seelen erschreckender Hundertsatz.

Die österreichischen Regierungen, die sich niemals die Unterstützung der gegen „Kompensationen“ stets willfährigen Stimmen des reichsrätlichen Polenklubs im Reichsrat mit seinen 70 bis 80 Stimmen verschmerzen wollten, wichen Schritt um Schritt zurück. Die meisten, für den deutschen Besitzstand nachteiligen Entscheidungen in Personalfragen, Schulangelegenheiten usw. wurden polnischerseits auf dem Wege über den Polenklub in Wien erzielt.

Der deutsche Besitzstand ging sichtlich zurück, der deutsche Einfluß war im Schwinden.

Das Deutschtum der Städte und die Schutzvereine wie die Nordmark und der Deutsche Schulverein, hatten vollauf zu tun, um den Besitzstand in den Städten und größeren Ortschaften zu verteidigen. Zu einer alle deutschen Belange in Stadt und Land umfassenden Gesamtorganisation des Deutschtums fehlte es an allem, an brauchbaren Kräften und auch an Geld. Hingegen standen der allpolnischen Propaganda anscheinend unbeschränkte Geldmittel zur Verfügung. Dazu sah man es damals „Oben“ nicht gern, wenn sich deutsche Staatsbeamte oder öffentliche Angestellte im nationalen Kampf „exponierten“. Der polnische Beamte, Lehrer oder Priester, kannte derartige Hemmungen nicht. Die großpolnische Propaganda machte auf allen Gebieten rasche, beängstigende Fortschritte.

Im Jahre 1908 ging eine deutliche, panslawistische Welle durch den Osten Europas; große Sokol- und andere allslawische Kongresse, gesteigerte, herausfordernde Ansprüche, schärfere Kampfaktik, deutliches Zurückweichen der österreichischen Staatsgewalt. In Teschen gab es Sonntag für Sonntag kriegerische Kundgebungen, Massenaufzüge mit obligater Keilerei; nicht selten mußte Militär eingesetzt werden, um die Streitteile auseinanderzuhalten. Eine polnische Zeitung (Zabawski im „Dziennik“) schrieb: die Zeit sei da, da kein Deutscher sich in der Gegend von Oderberg bis Jablunkau werde laut auf der Straße vernehmen lassen dürfen. Das Deutschtum der Städte zog sich verschüchtert auf immer engere Bezirke der Verteidigung zurück. Von der Regierung, die immer nur bestrebt war, im nationalen Kampfe strenge Objektivität und Unparteilichkeit zu wahren, war kein Schutz zu erwarten. Jede selbstverständliche Stellungnahme zugunsten der Deutschen wurde „Oben“ mitunter auch im Parlament als Verfolgung der unschuldigen Polen angekreidet.

Im Sommer 1908, als es wieder einmal am Ringplatz in Teschen zu einer Kraftprobe beim Massenaufmarsch kommen sollte, rief ich einigen Teschner Deutschen, die mich zu diesem Zwecke in Skotschau besuchten, künftig hin für diese Aufmärsche nicht nur die Deutschen der Städte, sondern auch die Deutschen und Deutschgesinnten der Landgemeinden zu mobilisieren. Der Gedanke wurde aufgegriffen, fand Anklang und wurde bald auch versuchsweise in die Tat umgesetzt. In den Jahren 1908 und 1909 fanden die ersten gemeinsamen großen ostschlesischen Heimatfeste, Volkstage, Aufzüge und Demonstrationen in Skotschau, Teschen, Ustron, Karwin und andernorts statt.

Zur planmäßigen Wahrnehmung gemeinsamer heimatländischer Interessen auf der Grundlage der altüberlieferten Eintracht, sozialer Gerechtigkeit und kulturellen Fortschritts, gründeten wir, wie dies die damalige Vereinsgesetzgebung forderte, zwei getrennte Organisationen: die politische Organisation als „Schlesische Volkspartei“ und den nicht politischen „Schlesischen Volksverband“ später „Bund der Schlesier“. Die Ursachen, die zum

organisatorischen Zusammenschluß der Reste der heimattreuen, deutsch-
gesinnten Volkskreise der Heimat führten, waren also:

1. Wir fühlten uns unserer Heimat als deren Kinder in Liebe und
Treue verbunden und wollten sie so erhalten, wie sie uns von unseren
Altvordern überliefert wurde.

Wir mußten es daher aus Selbsterhaltungsgründen als schwerstes
Unrecht, mitunter als Verrat an der Heimat empfinden, wenn der
Heimatboden von Fremden aufgekauft und besiedelt, wenn die eigenen
Landeskinder trotz des Reichstums der Heimat in der Fremde Brot und
Unterhalt suchen mußten, dieweilen daheim der Arbeitsplatz in Amt,
Schule und Werkstatt tausendfach von fremden, uns kulturell nach-
stehenden und uns feindlich gesinnten Elementen besetzt wurde. Die Ge-
fahr einer vollständigen Überfremdung des Landes war, zumal immer
weitere Kreise der Einheimischen der allpolnischen Propaganda erlagen,
eines der wichtigsten Motive für die Entstehung der heimattreuen Be-
wegung in unserem Lande. Sie war die natürliche Reaktion gegen die
systematische, geistige und physische Enteignung der Heimat.

2. Wir fühlten uns als Kinder und Geschöpfe der deutschen Kul-
tur, der wir unser geistiges Sein verdanken, zum tiefsten Dank verbun-
den. Wir mußten darum auch den leidenschaftlichen Kampf gegen das
Deutschtum und seine Geltung, welcher Kampf uns bis dahin gleich wie
unseren Vorfahren fremd war, als Undankbarkeit und Verrat an unserer
Vergangenheit, als Kulturverfall, als Abdrängung von den bisherigen
Kulturquellen, denen die Heimat als deutscher Kulturboden so ziemlich
alles an geistiger und materieller Kultur verdankt, und darum auch als
Bemühungen zur Rückbildung zu den primitiven galizischen Verhältnissen
empfinden.

Auf eine Reihe weiterer Motive und Ursachen kann hier nicht einge-
gangen werden; was auch sonst noch zur Sache zu sagen wäre, darüber ein
andermal.

Die nächsten Jahre bis zum Weltkrieg wurden in rastloser Arbeit zum
Ausbau unserer Organisation verwendet; im Jahre 1909 wurde ich vom
Bielitzer Landkreis in den Schlesischen Landtag entsendet. Sonntag um Sonn-
tag zog ich mit einigen Freunden von Dorf zu Dorf und sprach in Hunderten
von Versammlungen. Zu Schutz und Abwehr gründeten wir damals an die
30 Ortsgruppen der Schlesierpartei, über 2 Duzend landwirtschaftliche Kassen,
ebensoviele Raiffeisenkassen, eine landwirtschaftliche Ein- und Verkaufsgenossen-
schaft, sonstige Fachorganisationen und als Sprachrohr ein Wochenblatt.

Im polnischen Lager hat man die Bedeutung unserer Abwehraktion sofort
erkannt und sie auch sofort als ein Hilfsinstrument der deutschen Politik ge-
kennzeichnet und behandelt. In Versammlungen und in der Presse ergossen
sich über uns die unglaublichsten Verdächtigungen und Beschimpfungen. Viele
Versammlungen verliefen äußerst turbulent. Wir stellten uns jedoch immer
wieder den Gegnern und bestritten mit hundert Argumenten den Anspruch

Polens auf unsere Heimat. Der Wahn, als ob das Teschner Land restlos dem Polentum verfallen wäre, war gebrochen. Auch ungezählte Presse- und politische Prozesse und sonstige Schwierigkeiten vermochten uns von unserem Wege nicht abzubringen. Im deutschen Lager haben damals, vor dreißig Jahren, einige führende Männer die Bedeutung der Bewegung erkannt und uns auch ihre volle moralische Unterstützung geliehen. Ich gedenke mit Verehrung der Männer wie Rohrmann, Bludowitz, Kameraldirektor Payer, Hofrat Harbich, Gutsbesitzer Kappel, Josephy und Dr. Förster-Bielitz, Dr. Bukowski, Dr. Ott, Zwilling-Jablunkau, Hoffmann-Freistadt, die uns stets mit Verständnis und Wohlwollen begegneten. Von unseren schlesischen Landwirten kämpften damals in vorderen Reihen mit: Kalkgewerke Eich-Golleschai, Lomanek und Gzyczyel-Schibitz, Wallach-Elgoth, Wania-Skotschau, Pellar-Drahomischl, Zender-Heizingendorf u. a.

Die Kriegszeit hat unsere Aufbauarbeit wesentlich gehemmt. Pressezensor beim damaligen tschechischen Staatsanwalt in Teschen war der polnische Lehrer Matusiak, ein Galizianer und arger Heßer. Die Folgen waren wiederholte Beschlagnahmen unseres Blattes wegen Verletzung des Gottesfriedens unter den Parteien.

Unmittelbar nach dem Kriege kam die Zeit der Vorbereitungen für die Volksabstimmung und dann die erste Teilung des Landes vom 28. Juli 1920. Das waren wahrhaft schwere und entseßliche Zeiten, in denen die Anhänger der schlesischen Volkspartei für ihr unentwegtes Zusammengehen mit den Deutschen und ihr Einstehen für das gemeinsame Programm: „Unteilbarkeit und Selbstverwaltung unseres Landes“ unendlich viel an grausamem Terror, Verfolgung und Entrechtung jeder Art von den Polen ausstehen hatten. Die Plebiszitzeit mit ihren wüsten Terrorbanden, die jeden, der ihnen nicht verlässlich erschien, nach Belieben straflos mißhandeln durften, und nachher die zwanzigjährige Polenherrschaft in der östlichen Landeshälfte, sowie die elfmonatige Herrschaft der Polen im Westsagebiet, haben zur Genüge erwiesen, wie recht ich hatte, als ich meine Volks- und Heimatgenossen Jahr um Jahr und Tag um Tag davor warnte, auf den polnischen Leim zu gehen.

II.

Im Frühjahr 1909 wurde ich nach einem erbitterten Wahlkampf im Bielitzer Landbezirk in den schlesischen Landtag in Troppau gewählt. Dieser letzte Landtag des ehemaligen österreichischen Schlesiens (1909—1914), aus Kurialwahlen hervorgegangen, war eine exklusive, hochherrschaftliche Gesellschaft von Adligen, Großgrundbesitzern, Fabrikanten und Advokaten. Ich hatte als junger Lehrer, dazu auch als das jüngste Mitglied in diesem Milieu keinen leichten Stand. Den Vorsitz führte der Landeshauptmann Erzellenz Graf Larisch-Mönnich, einer der ersten Aristokraten der Monarchie, sein Stellvertreter war der Breslauer Fürstbischof, Eminenz Kardinal Dr. Georg Ropp.

Man kann sich denken, wie da auf Herkommen und Sitte geachtet wurde. In diesem Landtage gab es selten einmal stürmische Debatten; turbulente Szenen kamen schon aus Rücksicht auf den Vorsitz gar nicht vor. Nur der Polenführer Dr. Michejda aus Leschen erlaubte sich ab und zu vor Sessions- schluß heftigere Ausfälle gegen die deutsche Landtagsmehrheit. Mit diesem Manne gab es bald nach meinem Erscheinen in der Landstube stürmische Zusammenstöße, die mitunter den Herrschaften des „hohen Hauses“ auf die Nerven gingen.

Dr. Michejda hatte mich bei einer Budgetberatung in meiner Abwesenheit sehr deutlich herausgefordert; ich antwortete in der Sitzung vom 8. November 1910 mit einer dreistündigen Rede über die kulturelle Sonderstellung der schlesischen Bevölkerung, über die nationalen Verhältnisse und die allpolnische Propaganda in Ostschlesien.

Ich benützte diese Gelegenheit, um einmal gründlich in den Hegenkessel der polnischen Agitation hineinzuleuchten; ich habe unseren eigenen Standpunkt dargetan und sodann die Zwiespältigkeit und Unaufrichtigkeit der polnischen Kampfmethoden auf unserem Gebiet schonungslos bloßgelegt. Diese Sitzung fiel insofern aus dem gewohnten Rahmen, als sie zur späten Nachtzeit von zehn Uhr abends bis in die Nachmittagsstunden dauerte und wegen ihres hochpolitischen Charakters einen stürmischen Verlauf nahm. Es dürfte nicht uninteressant sein, manches von dem, was ich vor dreißig Jahren in Gegenwart der polnischen Vertreter vor diesem gewiß zuständigen Forum vorbrachte, hier zu wiederholen. Ich bezeichnete eingangs die großpolnische Propaganda als eine Politik des grellsten Gegensatzes zu den Interessen der Heimat und sagte u. a.:

„Wir wollen, daß unsere politische und kulturelle Entwicklung sich auf jener Bahn fortsetze, auf der sie seit Jahrhunderten schreitet, wir wünschen darum keine Abdrängung von dieser Bahn, wollen treue Söhne unserer Heimat bleiben, kennen keinen polnischen Patriotismus und kein polnisches Vaterland. Wir wollen frei sein wie auch unsere Väter frei waren von der uns in den letzten Zeiten aufgezwungenen großpolnischen Beeinflussung und Hegemonie. Unser Programm erstrebt die Pflege alttraditioneller Stammeseigenheiten, die Wahrung der besonderen kulturellen Individualität unseres Landes und die Förderung der ökonomischen Wohlfahrt durch Rücksichtnahme auf die wirtschaftliche Interessensolidarität aller Landeskinder ohne Unterschied.“

Über das Verhältnis der schlesischen Bevölkerung zu den Deutschen sagte ich u. a.:

„Es gibt kein Gebiet der materiellen und geistigen Kultur Ostschlesiens, das nicht allzu deutlich das Zeichen deutscher Herkunft auf der Stirne tragen würde. Der schlesische Landmann schickt seine Kinder gern und unaufgefordert in die deutsche Schule und wünscht mit seinen deutschen

Heimatgenossen wie bisher in Frieden zu leben und will sich nicht von allpolnischen Emmissären für nationalphantastische Zwecke ausbeuten lassen. Unser ganzes Land will von einer Verbindung mit Polen nichts wissen, mit Ausnahme einiger Schreier und der zugewanderten Galizianer.“

Gegen Schluß meiner Ausführungen erwähnte ich auch noch die sprichwörtliche „Galizische Wirtschaft“ und sagte:

„Wehe, wehe, dreifach und hundertfach wehe, dem schlesischen Landmann, dem schlesischen Arbeiter, wenn sie unter die Herrschaft galizischer Verwaltungskunst geraten müßten.“

„Kann es für uns Ostschlesier nach Berücksichtigung der geschichtlichen Vergangenheit unseres Landes, seiner wirtschaftlichen und kulturellen Verhältnisse in der Gegenwart einen vernünftigen Grund dafür geben, daß wir uns vom deutschen Westen und seiner Kulturgemeinschaft wie sie uns durch Troppau und Wien verkörpert erscheinen, lossagen und unsere Sehnsucht gegen Lemberg und Warschau lenken, um von dort Richtschnur und Maß unseres Sinns und Handelns zu empfangen, daß wir unser Sehnen und Hoffen an das nebelhafte Phantom eines künftigen Polenreichs hängen? Nein, wir finden keinen vernünftigen Grund dazu!“

„Kein Moralkodex der Welt kann uns verpflichten, diese Strebeziele zu unseren zu machen, polnischen Geist als unseren Geist, polnische Ideale als unsere Ideale anzuerkennen. Wir Schlesier fühlen uns alle eins in der Liebe zu unserer Heimat, eins auch in dem Wunsche: der Himmel der Heimat bewahre uns fortan vor der ungebetenen Vormundschaft, vor einer Führung, die landesfremder galizischer Einfluß über uns aufgerichtet hatte. Herr, mach uns frei, wie auch unsere Väter und unsere Vorfahren frei waren davon! Herr, erlöse uns von diesem Übel!“

Das waren meine Worte und Warnungen im Jahre 1910. Über die Wirkungen und die Folgen dieser Rede will ich nichts weiter erzählen. Inzwischen hat das Schicksal zweimal gesprochen, einmal durch den Mund der Botschafterkonferenz vom 28. Juli 1920, deren Spruch unsere Heimat zerrissen, nachher entrechtet und entehrt hatte, das andere Mal am 1. Septembertage des Vorjahres, da die deutsche Wehrmacht zum letzten Mittel, zumal kein anderes versagen wollte, zum Schwerte, griff und unser Land befreite.

Ich wurde von den Polen am 30. November 1918 verhaftet und zuerst im Leschner Gefängnis, dann im Militärgefängnis auf „Monte Luppich“ in Krakau bis zum 30. Dezember festgehalten. Am 31. Dezember 1918 ging ich nach Ostrau und blieb dort im Exil bis Mitte September 1920. Meine Frau wurde gleichfalls mit anderen politischen Häftlingen festgenommen, im Lager von „Dombie“ bei Krakau inmitten vieler hundert kranker Kriegsgefangener, Ukrainer usw. festgehalten, bis ich bei der Interalliierten Kommission ihre Freilassung erwirken konnte.

III.

Der Abschied von Österreich in Teschen.

Am einem der letzten Oktobertage 1918 saßen wir, g. InArch. Fulda, Dr. Pager, Dr. Förster und Schulrat Piesch aus Bielitz und ich beim Bezirkshauptmann Ritter Jara von Bobowski in seiner Amtsstube in Teschen um namens der Deutschen die Regierungsgeschäfte zu übernehmen. Am Vormittag desselben Tages waren nämlich zu demselben Zweck zunächst Vertreter der polnischen „Rada narodowa“ und nachher Vertreter des tschechischen „Narodní výbor“ bei ihm erschienen. Bobowski weigerte sich, die Regierungsgewalt zu übergeben, die neuen Regierungen anzuerkennen, bis er Weisungen von oben erhalte. Mitten im Gespräch läutet Troppau an: der letzte deutsche Landespräsident, Baron Widmann, fragt erregt den Bezirkshauptmann an, ob er bereits die Regierung übergeben habe, soeben sei diesfalls eine Beschwerde bei ihm eingelangt. Bobowski antwortet: Nein, und fragt, an welche der drei nationalen Regierungen die Geschäfte zu übergeben wären, da sowohl die Polen wie die Tschechen die Übergabe verlangen und jetzt gerade auch die Deutschen die gleichen Ansprüche anmelden. Es folgt eine hochdramatische Szene am Telephon; Widmann schreit ins Telephon, Bobowski antwortet nicht minder erregt. Widmann brüllt, daß wir es hören konnten: Ich enthebe Sie vom Amte! Bobowski darauf: Mich hat mein Kaiser ernannt, ihm habe ich Treue geschworen, ich erwarte Weisungen aus Wien. Ergebnis: Bobowski schlägt empört mit dem Telephon auf den Tisch und sagt: „Meine Herren, Sie waren Zeugen der letzten Minuten der Amtswirksamkeit des letzten deutschen Bezirkshauptmanns von Teschen.“ Wir erheben uns zutiefst bewegt von unseren Sitzen und fragen? Was wird werden? Heimat, bleibe Gott befohlen!

Ich wurde, wie erwähnt, später von den Polen eingekerkert und sah den braven Mann nie wieder. Das war das Ende Österreichs in Teschen.

IV.

Abschied von Österreich in Paris.

10. September 1919 in St. Germain-en-Lay vor Paris. Unterzeichnung des Friedensvertrages mit Österreich. Auf der Bahre liegt die Habsburger Monarchie, sonach ein Staatsbegräbnis erster Klasse. Seltsame Laune des Schicksals, daß ich Zeuge und Zuschauer sein konnte. Ich war damals im Auftrage des Präsidenten Masaryk zum zweitenmal in diesem Jahre zur Berichterstattung über die Teschner Verhältnisse bei der tschechoslowakischen Friedensdelegation in Paris. Mir war die Aufgabe zugefallen, die Verbindung zwischen der Delegation der deutschen Parteien unter Vorsitz des Arch. Fulda und der deutschfreundlichen Landbevölkerung, organisiert in der „Schlesischen Volkspartei“ einerseits und der Delegation und der Prager Regierung andererseits aufrechtzuerhalten. Minister Dr. Benesch verschaffte durch Vermittlung des Abgeordneten Späček zwei Eintrittskarten zur Feier

der Unterzeichnung dieses sogenannten Friedensvertrages. Diese Eintrittskarte sowie einige weitere Erinnerungen hebe ich als Andenken auf. Wir standen zuerst in dem inneren Hofraum des Schlosses Heinrichs IV. Es waren nur einzelne, kaum hundert Personen, vorwiegend Pressevertreter anwesend. Die gesamte Friedensdelegation, Vertreter sämtlicher Staaten zogen an uns vorbei. Spätek begab sich sofort in den Saal, ich einige Minuten später. Ich war von der Bedeutung des Augenblicks so ergriffen, denn eine Fülle von Gedanken über die Vergänglichkeit aller irdischen Herrlichkeit drang auf mich ein, daß mir eine Träne über die Wange hinunterlief. Ich hatte Mühe, meine Erregung zu unterdrücken.

Beide Male hatte ich in Paris einen schweren Stand, zumal ich nur wenige Brocken Französisch und Tschechisch damals auch nur sehr mangelhaft verstand. Polnisch und Deutsch waren aber damals in Paris, zumal in meiner tschechischen Umgebung, in hohem Grade verpönt.

V.

Abschied vom alten österreichischen Schlesien.

Die Prager Regierung hatte Ende 1927 im Zuge der sogenannten Reform der politischen Verwaltung die Angliederung Schlesiens an Mähren beschlossen. Das bedeutete den Verlust der verwaltungsmäßigen Selbstständigkeit Schlesiens.

Ich war zur Zeit einer der beiden Vertreter Ostschlesiens in der zehngliedrigen Landesverwaltungskommission in Troppau, die als Nachfolgerin des schlesischen Landesauschusses die autonome Agenda, das waren die provinziellen Selbstverwaltungsaufgaben, zu betreuen hatte. Alle damals von mir und anderen deutschen Männern, mit Bürgermeister Franz-Troppau an der Spitze, unternommenen Schritte die Heimat vor diesem Schicksal zu bewahren, Interventionen in Prag, bei der Regierung und im Parlament vermochten das Unglück nicht abzuwenden. Im Anschluß an die letzte Sitzung der Kommission verlas im Auftrage der Prager Regierung Vizepräsident Böhm-Brünn die bezüglichen Dekrete und erklärte Schlesien als mit Mähren vereinigt. Unmittelbar darauf verlas ich im Namen der von mir vertretenen Bevölkerungskreise einen feierlichen und nachdrücklichen Protest gegen diese Maßnahme. Vizepräsident Böhm hat die schriftliche Ausfertigung meiner Erklärung mit deutlichem Unwillen entgegengenommen. Von nun an konnten wir nicht mehr wie bisher nach Troppau, sondern mußten nach Brünn pilgern, um unsere tausend Sorgen und Nöte an der Stelle vorzutragen, die von nun an über unser Wohl und Wehe zu entscheiden hatte.

VI.

Abschied von Tschechisch-Teschen.

Eine Begräbniszene seltener Art. Einzigartige, plötzliche Entstehung einer Stadt und ein ebensolches Verschwinden derselben. Nachdem das Schicksal mich zum Zeugen der Leichenfeier für das alte Teschen und ebenso zum

Begräbniszeugen für die Mumie Austria und das Mütterchen Silesia aus-
erlesen hatte, mußte ich auch noch bei der Einsargung dieser eigenartigen,
kurzlebigen Schöpfung des Jahres 1920, genannt Tschechisch-Teschen, mit
dabeisein. Diese Stadt ist im wesentlichen in der Zeit meiner 15jährigen
Amtsführung als Bürgermeister ausgebaut worden. Am 1. Oktober 1938 hat
sie plötzlich und unversehens ihr Dasein, das sie der Entscheidung der Bot-
schafterkonferenz vom 28. Juli 1920 verdankte, beschlossen.

Wir armen Tschechisch-Teschner hatten noch am 1. Oktober keine Ahnung,
daß an diesem Tag zwischen Prag und Warschau um unser Schicksal gewürfelt
wurde, daß Polen ultimativ die Räumung des Westsilesiegebietes gefordert
und Prag am Samstag, dem 1. Oktober, mittags, das Ultimatum angenom-
men hatte. Samstag, in den ersten Nachmittagsstunden, verbreitete sich in
unserem Stadtteil das Gerücht hierüber. Um vier Uhr leistete ich noch meinen
Tschechisch-Teschnern den letzten Dienst, indem ich nach einer heftigen Szene
mit Polizeidirektor Hromádka die Ausfolgung der Radioapparate, die einige
Tage vorher eingezogen worden waren, erwirken konnte. Hromádka leugnete
in dieser Stunde vor etlichen Zeugen, daß Teschen preisgegeben sei. Eine
Stunde darauf war er mit seiner gesamten Polizeidirektion und etwa 100 An-
gestellten verschwunden, ebenso das Militär, die Finanzwache und nahezu die
gesamte Staatsbeamtenschaft, ohne daß die Gemeinde auch nur mit einem
Wörtchen vom Abzug der Behörden verständigt worden wäre. Nun hieß es,
in größter Eile eine Unzahl von Verfügungen zu treffen, und als der Abend
kam, hieß es, rasch Vorsorgen für die Aufrechterhaltung der Sicherheit und
Ordnung auch für den Fall von Brandgefahr oder von Plünderungen zu
treffen. Wir, einige deutsche und tschechische Stadtvertreter, begaben uns
nach Polnisch-Teschen, um Polizeischutz für die Nacht anzusprechen. Daraus
wurde dort eine große Konferenz mit dem Bürgermeister, dem Bezirkshaupt-
mann und den Militärbehörden von Polnisch-Teschen. Nächsten Tag, Sonn-
tag, den 2. Oktober, erschien Bezirkshauptmann Dr. Plackowski mit einem
zweiten Beamten bei mir im Rathaus und es wurden in Gegenwart der beiden
Vizebürgermeister und einiger Parteienvertreter die Formalitäten für den nach-
mittägigen Einmarsch des polnischen Militärs und der Behörden festgelegt.
Auch ich sollte einige Worte sprechen. Die Stadtvertretung rückte zum Emp-
fang an die damalige Reichsgrenze an der Sachsenberger Brücke aus. Im
letzten Moment vor dem Einmarsch ruft jemand über die Straße hinüber:
„Das ganze vormittägige Programm entfällt, gar keine Begrüßung und keine
Ansprachen!“ Für uns unverständlich. Wir sehen noch eine Zeitlang dem
Vorbeimarsch der polnischen Wehrmacht zu und rücken dann im geschlossenen
Zug zum Rathaus ein. Da kommt uns vor dem Rathaus in größter Eile ein
Gemeindebeamter entgegen und erzählt, der Wojwode Brazynski be-
sichtige mit großem Gefolge das Rathaus und erwarte die Stadtvertretung.

Wir begegnen dem Wojwoden im Stiegenhaus, wie er die Stiegen
hinunterschreitet. Ich stelle mich vor, erwähne kurz, daß das vereinbarte
Detailprogramm im letzten Augenblick aus unbekannten Gründen fallen

gelassen wurde und fragte an, ob wir ihn hier begrüßen dürfen, oder ob er gewillt sei, sich in den Rathausaal zurückzugeben. Grązynski erwidert sofort mit einer kleinen Rede. Er sagte:

„Mit dem heutigen Tage gehört diese Stadt zur Republik Polen. Von heute an seid ihr Bürger des polnischen Staates. Polen bringt euch Freiheit und Gerechtigkeit! Aber nur den loyalen Bürgern. Polen kennt nur polnische, tschechische und deutsche Bürger, hingegen kennt Polen keine anderen, unentschiedenen oder zwischen den Nationen schwebenden Elemente und wird sie auch nicht dulden. Diese können auf seinen Schuß nicht rechnen.“ Er sei gewöhnt, Schlüssel nur aus den Händen polnischer Vertreter entgegenzunehmen. Er schloß mit der wiederholten Verheißung: „Nun freuet euch, Polen bringt euch Freiheit, Glück und Gerechtigkeit!“

Jedem der Anwesenden war es klar, daß diese Worte die Ansage schärfster Verfolgung der Schlonzaken, des bodenständigen deutschfreundlichen Volkselements und meine Beseitigung bedeuten. Da das Westsilesiengebiet in diesen Tagen ohne Schwertstreich durch erzwungenen Verzicht Polen zufiel, konnte niemand ahnen, daß Grązynski sich derart unkultiviert einführen würde, zumal ihm bekannt war, daß die Polen keine Ursache hatten, sich in dieser Stadt über ungerechte Behandlung zu beklagen. Dies beweist die Tatsache, daß ich drei Wochen vorher am 6. September nicht nur von den Deutschen, sondern auch von den Polen diesmal einstimmig zum vierten Male zum Bürgermeister gewählt worden war und auch die Tatsache, daß die Empfangs- und Übergabeformalitäten mit den Vertretern der polnischen Regierung einvernehmlich vereinbart worden waren. Es ist gewiß auch eine Laune des Schicksals, daß meine Bestätigung als Bürgermeister für die nächsten sechs Jahre auf Grund der vierten Wiederwahl am gleichen Tage des 1. Oktober erpreß aus Prag herabgelangt war.

Grązynski hat auch sofort demonstriert, was er unter Freiheit, Glück und Gerechtigkeit versteht, denn in derselben Stunde meldete sich, ohne daß mir vorher eine Amtsenthebung zugekommen wäre, der polnische Bürgermeister und verlangte die Übernahme des Amtes, und am nächsten Tag erscheint die polnische Staatspolizei in meiner Wohnung und schreit ein um das andere Mal: „Na ty chmiasz opuścić miasto!“, d. i.: „Auf der Stelle die Stadt verlassen!“ So nahe beieinander liegen manchmal im Leben die schwarzen und die heiteren Lose. Nach mir mußten noch viele tausend Volksdeutsche Heimat und Herd verlassen und so am eigenen Schicksal erkennen, was Grązynski unter „Freiheit, Gerechtigkeit und Glück“ verstand.

Als dieser grimmige Feind des Deutschtums höhnend von Freiheit und Recht redete, da konnte man erwarten, daß es auch einmal wieder anders kommen kann. Und nach elf Monaten, am 1. September 1939 da erschien die deutsche Wehrmacht und pflanzte am gleichen Tage auf dem alten Herzogschloß der Stadt das Sinnbild des Großdeutschen Reiches, das sieghafte

Hakenkreuzbanner auf. Nach meinem zweiten, elfmonatigen Exil in Troppau sitze ich wieder still und friedlich in meinem alten Heim in Teschen. Grazyński schreitet irgendwo in ferner Fremde hinter seinem Generalissimus Rndz-Smighy, der so seltsamen Ruhm erwarb, einher und klagt wie Augustus nach der Schlacht im Teutoburger Walde: „Varus, Varus, gib mir meine schöne Weiwodtschaft wieder!“

VII.

Zum Schlusse zur Kennzeichnung unserer Verhältnisse noch diese Skizze: Am Sonntag, dem 28. Januar, begrüßten wir in Teschen in feierlicher Art die neue ständige deutsche Garnison. Dies war für uns Teschner eine Feier besonderer Art. Der Bürgermeister, der Kreisleiter, der Militärkommandant sprachen erhebende, treffliche Worte. Es fehlte nicht an Hinweisen an Ereignisse aus der letzten Vergangenheit. Was hat dieser Stadtplatz in den letzten Jahrzehnten alles schon gesehen? Ein Redner erwähnte die Lage, da Teschen im Weltkrieg Sitz des österreichisch-ungarischen Armeoberkommandos war. Mir ging da auch gar vieles durch den Kopf. Unter anderem auch die Erinnerung daran, wie man mich an derselben Stelle von 20 Jahren symbolisch erschlug und dann auch noch ertränkte.

In der Zeit, da die interalliierte Kommission unter Vorsitz des Grafen Manneville in diesem Gebiet die Souveränitätsrechte ausübte, 1919 bis 1920, fanden am Ringplatz wiederholt von der polnischen Rada narodowa, Nationalrat, einberufene Demonstrationsversammlungen statt. Diese sollten der Kommission den Einfluß der Rada demonstrieren und die Durchsetzung gewisser Wünsche erleichtern.

Die Reden, die da gehalten wurden, waren meist wüste Demagogie und sollten die Massen zum Haß gegen alle, die wir den Anschluß an Polen nicht wünschten, aufstacheln. So sagte z. B. ein Redner zum Schlusse einer der ersten derartigen Versammlungen:

„Es gibt kein Österreich und keinen Kaiser. Wir brauchen auch keine Bürgermeister und keine Gendarmerie. Das Heer ist entlassen, das Volk regiert sich selbst. Wir brauchen auch keine Jäger und keine Förster. Die Wälder gehören dem Volke, die Hasen auf den Feldern, die Rehe in den Wäldern gehören nicht mehr den Herren, sondern uns. Ebenso die Forellen in unseren Flüssen!“

Derartige Ansprachen fanden viel Beifall und waren geeignet, den erforderlichen Schwung in die Massen zu bringen.

Bei einer solchen Versammlung am Stadtplatz wurde dem Publikum das Thema „Ostrawica nasza granica“, d. i. die Ostrawica ist Polens Grenze, erläutert. Ich galt als Organisator des Widerstandes gegen die Rada narodowa und war darum in diesem Lager herzlich gehaßt. Ein Spaßvogel hatte den Einfall zum Schluß der Versammlung eine große Strohuppe auf einer Stange herauszustecken und erklärte laut, dies sei der Kozdon. Und

nun zog die Gruppe johlend und grölend mit der Puppe um den Ringplatz herum und jeder, dem es Spaß machte, schlug mit seinem Stocke nach der Puppe. Zum Schluß, als davon genug war, wurde der Menge unter noch größerem Gejohle erklärt: jetzt sei der Bösewicht erschlagen und tot und werde nun auch noch ertränkt. Dann wurde die Puppe in die Zisterne in der Mitte des Platzes geworfen. In einem Schaufenster sah eine andere Gruppe eine Nummer der Zeitung „Slonsak“, d. i. der Schlesier, ausgehängt. Sofort sollte der Sturm auf dieses Geschäft losgehen. Zufällig standen da zwei deutsche Bürger. Der eine erinnerte sich, daß in solchen Situationen die Flucht der bessere Teil der Tapferkeit sei und verschwand eiligst. Der andere, ein alter Teschner Bürger, heute ein Greis, Herr Stiller, sagte ruhig und gelassen zu den Leuten: „Leute, seid doch vernünftig, was ihr da treibt, das sind Narreteien! Auch die Zeitung hat dasselbe Recht, hier zu hängen, wie jede andere.“ Die Antwort waren Stockhiebe, die in ungezählter Menge auf den armen Herrn Stiller herniederfausten; nur mit größter Mühe gelang es ihm, sich ins Hotel „Brauner Hirsch“, dem Sitz der Interalliierten Kommission, zu retten. Dort nahm ihn der Vorsitzende, Graf Manneville, in sein Zimmer auf und verabreichte ihm stundenlang kalte Umschläge auf den völlig zerschlagenen Kopf. Des Abends gab Graf Manneville Herrn Stiller acht Soldaten als Begleitung mit, die ihn nach Hause begleiteten. Die Lehre: Es ist nicht ratsam, Narren zur Vernunft zu raten. Meine damaligen Gegenspieler: Dr. Michejda, Pater Londzin, Abgeordneter Reger und viele andere ruhen schon längst in ihren Gräbern. Ich durfte die Begrüßung der ständigen deutschen Besatzung in meiner Heimatstadt erleben.

Ostschlesische Heimat

Wenn ich an meine Kinderzeit denke und an Dinge, die mich glücklich gemacht, die ihren Glanz und ihre Schönheit bis heute bewahrt haben und allezeit ein inniges Geborgensein bedeuten, dann tauchen die langen Sommermonate vor mir auf, die wir in unserem Landhaus in der Oberhulisch am Rande der Beskiden Jahr für Jahr verbringen konnten. Die Bauernmädels und -buben der Nachbarschaft, das Minla und das Susla, der Jirga, der Drela und 's Honnesla, waren unsere Spielgefährten, die zogen uns ganz in ihr bäuerliches Leben. Wir waren in ihren Hütten und Häusern daheim, in ihren Gärten, Ställen und Scheunen. Wir trieben mit ihnen des Abends die Kühe auf die Weide und sangen um die Wette, bis vom Nachbarrain das Antwortlied herüberklang und wir nun erst recht ein Necklied über die welligen Felder schicken mußten. Manches Mal spielte der Jirga auf der Ziehharmonika all die lustigen schlesischen Pauernstüchla, wir sprangen wie die jungen Böcke mit nackten Füßen auf dem weichen Rasen oder lagen auf dem Rücken im Gras und bliesen die Ocarina dazu. Nach Feierabend saßen wir in den rund überwölbten Lörtschen bei den Alten, hörten sie von Arbeit und Tagesgeschehen erzählen, erlauschten so manches, was da geraunt wurde von Spuß und Todesahnen. Auch sonntags mußten wir dabei sein, wenn die größeren Maikas in Wittes Wäldchen zu den Klängen der Dorfkapelle tanzten, wir hielten im Wald neben dem Festplatz über Wurzeln und Steine hinweg tapfer mit.

Die Eltern nahmen uns viel in die Berge. In selbstverständlicher Hingabe unserer jungen Herzen genossen wir alle Schönheit der heimischen Beskidenwelt: die stillen, bachdurchrauschten Täler, die endlosen dunklen Tannenwälder, die eigentümlichen Formen der windzerzausten Bergbuchsen auf den Höhen.

Die Eltern standen dann wohl auf der Höhe, blickten über die endlosen Bergketten ringsum, nannten uns einzelne Gipfel und Höhenzüge oder wiesen im Norden in die Ebene. Uns aber lockte der Blick in die Weite noch nicht, wir waren zufrieden, wenn wir ein bekanntes Dorf entdeckten oder einen Blick auf die Vaterstadt Bielsk-Biala warfen, die da unter Rauchwolken in den verebbenden Wellen der Berge lag. Uns nahm gleich wieder alles Naheliegende, Greifbare gefangen. Wir kugelten im herb duftenden Gras die Bergwiesen hinunter, saßen in Heidelbeerbüschen, die köstlich sonnenwarmen Beeren zu vertilgen, oder sahen den Goralen zu, die da in ihrem weißen, selbstgewebten Schafmollrock und groben Leinenhemden auf den Wiesen standen und mit Sensen und Sichel das harte Gras mähten, sahen, wie die Frauen dann das Gras in große Bündel packten und die schwere Bürde auf dem Rücken zu Tal

trugen in ihre kleinen armen Wirtschaften. Vor unserem Abstieg gab es wohl auch fröhliche Einfuhr in eine der deutschen Schutzhütten, die da überall auf den Höhen stehen, man kannte die Wirtsleute, man war hier daheim. Das Schönste aber war für uns Kinder, wenn auf stillen Waldwegen, im steten Auf und Ab, im Wechsel von Laub- und Nadelwald, Vater erzählte. Vom Räuberhauptmann Klimczok, der einst hier in diesen Bergen mit zwölf Kumpanen sein Wesen trieb. Tief im Waldesdunkel zeigte er uns die versunkenen Eingänge zu den Höhlen und Gängen des Räuberhauptmanns, die der Sage nach zu den anderen Gipfeln dieser Berge und bis in den Schloßthurm der Stadt führen sollen. So manche Sage hörten wir, die sich an Berge, Leiche und Ortschaften der Heimat knüpfte; wir hörten vom Werden der Stadt da unten, von den Vorfahren, die jahrein, jahraus hinter dem Webstuhl standen, von den vielen Abenteuern, die Großvater auf seinen Reisen erlebte, wenn er wie die anderen Tuchmacher die fertigen Tuche im Plachenwagen auf die großen Märkte nach Wien und Budapest oder bis in die Bukowina zum Verkauf führte. Vergangenheit und Gegenwart, Mensch und Landschaft wurden da eins, verschmolzen in ein untrennbares Bild.

Später dann zogen unsere Bergfahrten weitere Kreise. Mit Kameraden zogen wir ins romantische Quellthal der Weichsel, von da auf die Czantory oder auf die mächtigen, fichtendunklen Gipfel der Barania, wanderten weiter zur Lysa Gora, der ersten Hüterin des Teschner Landes, sahen von ihrem fahlen Gipfel aus über Berge, Dörfer und Staaten hinweg ins Herz dieses Landes. Wir wanderten nach Osten, weit in die Täler der Sola, und stiegen auf die einsame, sagenumspinnene Babiagora. All diese Wanderungen packten unsere jungen Herzen, wir konnten nicht genug bekommen von unseren heimathlichen Bergen und Thälern, von ihrer lieblichen oder wild einsamen Schönheit. Auch schlossen wir Freundschaft mit den Goralen, den eigenartigen Bewohnern der Beskiden. Manche haben im Thal kleine Wirtschaften, die meisten von ihnen aber nennen nur eine winzige Blockhütte, ein karges Feld irgendwo auf einem Hang ihr eigen. Ein paar Schafe bilden oft ihren ganzen Reichtum, mit denen ziehen sie im Sommer von Berg zu Berg. Auf einsamer Höhe haben sie ihre Hürde und ihre Nothütte aus Fichtenzweigen für die Nacht. Oft saßen wir an ihrem Feuer oder nächtigten in ihren Hütten. Ihre Lieder, ihre Sagen und Länze, ihre ganz eigene naturnahe Art nahm uns immer wieder gefangen. Das alles gehörte so mit zur Heimat, man erlebte es selbstverständlich, beglückt und gedankenlos zugleich.

Aber einmal, ich war schon ein erwachsener Mensch und kam gerade von langen Wanderungen in den Alpen, da stand ich im Abenddämmern auf der fahlen Höhe des Skrzypczne, dem Berg, von dem die Sage berichtet, daß eine einst blühende Stadt in seinem Innern versunken sei, deren Glocken die Goralen an stillen, sommerwarmen Abenden läuten zu hören meinen. Ich stand da und erschauete zum erstenmal bewußt die ganze Eigenheit dieser Beskidenwelt und dieses Landes: die Berge in ihren langgezogenen endlosen Wellen, einem hochgehenden Meere gleich, ab und zu nur von einem Gipfel in fühnerer

Linie und mächtigerer Form überragt, die Wälder, dunkel und endlos. In der weiten Ferne der einsame Gipfel der Babiagora mit den spizen Zacken der Latra dahinter, die wieder neue Bergwelten verheissen. Im Norden aber das Vergleiten all dieser Höhen in eine unendliche Ebene, die still und sehnüchlich wie ein fernes Lied verklingt. Sah, wie da alle Bäche und Flüsse dieser Berge durch dies Land gen Norden ziehen, dem Flußlauf der Weichsel zu, die selbst ein fröhliches Kind der Beskiden ist.

An alles mußte ich denken, was ich jemals von der Besiedlung meiner Heimat gehört. Sah förmlich den breiten Strom der Bauern und Siedler, der vor 700 Jahren von Niederschlesien aus sich in dieses Gebiet ergoß, Städte und Dörfer gründete bis weit in polnisches Land hinein, sah die gefährdeten, weit ausgreifenden Städte und Dörfer wieder versinken und polnisch werden und durch dieses Abbröckeln meine Heimatstadt da unten mit den vielen eng angeschlossenen Dörfern ringsum zu einer richtigen Volkstumsinsel werden.

Es packte mich in tiefster Seele, da ich erstmalig meine Heimat in großer Linie erschaute, eingeordnet in das schwere Schicksal deutscher Siedler im Osten.

Seither möchte ich jeden, der meine Heimat kennenlernen will, erst von so einer überragenden Höhe aus das weite Land und seine eigenartige Schönheit erblicken lassen, zeigen, wie diese Sprachinsel hier durch Jahrhunderte treu auf Vorposten stand, alle Stürme und Kämpfe überdauerte.

Dann erst wollte ich die Stadt selbst zeigen, die seit Jahrhunderten der wirtschaftliche und kulturelle Mittelpunkt dieser Sprachinsel ist: die vielen großen Tuchfabriken, die Spinnereien und Färbereien und Maschinenfabriken, in denen deutsche Arbeiter werken, unsere schönen deutschen Schulen, von denen uns in den letzten Jahren eine nach der andern von den Polen weggenommen wurde, in die nun wieder unsere blonden Buben und Mädel gehen, und vor allem die große Gewerbeschule, den Stolz der Bieliger, in der nun wieder deutsche Menschen für ihren Beruf ausgebildet werden.

Knapp neben neuen großen Bauten und Straßen findet man stille Winkel und Gassen, an alte Zeiten gemahnend, da Bielitz und Biala noch kleine stille Tuchmachersstädtchen waren. Da steht das behäbige hochgiebelige Zunfthaus am Bialaer Ringplatz, hier wurden die TuchmARGERESSEN freigesprochen, hier wachten die Meister, daß kein Unwürdiger in ihr ehrlich Handwerk eindringe, kein Jude oder Pole, auf daß alles nach den strengen Gesetzen der Zunft geschehe. In der Bieliger Obervorstadt stehen noch ein paar der ältesten Tuchmacherhäuser aus Holz, mit kleinen Fenstern und einem offenen Gang, der Pamlatsch um das Haus, mit eigentümlich hohen Dächern und einem Stück Rasen vor dem Haus, auf dem das fertige Tuch gebleicht und getrocknet wurde. Da stehen auch noch ein paar der stattlichen Bürgerhäuser; aber ihre Torstöße bleiben nun auch am Feierabend leer, denn die Menschen, die da wohnen, führen nicht mehr das geruhlsame kleinbürgerliche Leben ihrer Vorfahren. Maschinen und Fabriken, wirtschaftlicher und politischer Kampf lassen ihr Leben in einem heftigeren, freieren Rhythmus pulslen. Sie wissen kaum noch etwas von den alten Sitten und Bräuchen ihrer Altvordern.

Wer davon etwas hören und sehen will, muß mit in die deutschen Dörfer gehen, die sich um die Stadt scharen. Da hat so vieles von echt schlesischer Art Jahrhunderte unverändert überdauert.

Breite weiße Bauernhäuser gibt es da, mit hohen Dächern und einladenden, rundüberwölbten Torsitzen zu beiden Seiten der Eingangstür, mit anschließenden Ställen und Scheunen und einem gepflegten Obstgarten. In einem dieser freundlichen Bauernhöfe mußten wir einkehren, in Altbielitz oder Ramitz vielleicht. Die Bäuerin in ihrer schlesischen Tracht, mit der dunklen, weitsfaltigen Tuchplente und hellfarbigen Schürze und Brusttuch würde uns in die gute Stube führen, wir würden gerne in ihr offenes weiches Gesicht sehen, dem ein glatter Scheitel und die weiße Frauenhaube, der „Drach“, ein mutterstolzes Gepräge geben. Die Männer sind wohl in den letzten Jahren härter geworden. Der Wahlspruch ihrer Vorfahren: „’s wor noch nie gewast, dos ni wor wie gewast“ (hochdeutsch etwa: „Es ist noch nie (so schlimm) gewesen, daß es nicht irgendwie gegangen wäre“) ist nicht mehr ihr Trost in schweren Zeiten, sie haben im Kampf und im Wehren gegen die „Polacken“ gelernt, daß das alte schlesische „oß ni loh dech“¹⁾ besser am Platze ist; oh, sie wissen zu erzählen aus diesen Zeiten der Not und Bedrängnis. Man wird bald gut Freund mit ihnen und ist beglückt, wenn beim Abschied nach einem „Goots Roma“²⁾ auch ein „an kummt wejder“ erklingt.

Zum alten „Mellner-Peisch“³⁾ in der Oberohlsch mußten wir gehen. Vor seinem breiten Blockhaus mit dem grünmoosigen Strohdach steht auch noch eine alte Achteckscheune und ein Stück weiter dem Walde zu seine kleine klappernde Mühle am Ohlschbach mit dem eichenumsäumten Teich. Aber beim alten Mellner-Peisch ginge es ohne die schlesische Mundart nicht, man bliebe sonst der „Stoterlik“⁴⁾ für ihn, brächte kaum etwas anderes aus ihm heraus als ein geseufztes: „Jou, jou, asou ej dos Lawa“⁵⁾. Erst mit einem „paurischen“ Wort öffnet man gleichsam sein Herz und seinen Mund, er wird dann schnell vertraut und gesprächig, und auch seine stattliche Frau, die „Sous“, ziert sich dann nicht, eines der alten schlesischen Mundartlieder zu singen. Und ähnlich ginge es uns beim „Hähbinder-Urbanke“, dem alten Weber in Ramitz, der „auf seine alten Läg“ stillzufrieden in seinem kleinen weißen Häuschen am Ramitzbach lebt. Ihm mußten wir wohl ein „Quartierl“⁶⁾ mitbringen, denn er ist „a Quittkoop“⁷⁾, und erst wenn er „a Vegala em Koop hat“⁸⁾, gibt er ein lustiges Pauernstieckla nach dem andern zum besten, singt uralte Lieder, lustige und traurige in bunter Folge, und man glaubt ihm aufs Wort, wenn er sich brüstet, zwei Tage und zwei Nächte hintereinander immer neue Gedichte und Lieder bringen zu können.

1) „Laß dich nur nicht.“

2) In Gottes Namen.

3) Er heißt Piesch und ist Müller.

4) Der Städter.

5) Das Leben.

6) Ein Viertel Schnaps.

7) Quitt = Schnaps.

8) Einen kleinen Rausch.



Blick auf die Berge im schönen Vorbeskidenland

und auf das Weichsfeltal bei Skotschau





An der Straße Jablunkau—Istebna

Alt Bielitz vor dem Klimtschhof





An der Olfaquelle. Blick von der Barania gegen Istebna





An der Straße Jablunkau—Ostebna

Alt Bielitz vor dem Klintschhof





An der Olfaquelle. Blick von der Barania gegen Istebna





Leschen mit (links im Hintergrund) der Gnadenkirche

An der Gnadenkirche





Bergfried und romanische Kapelle auf dem Burgberg in Teschen





Rhbniker Hügelland

Ring in Pleß

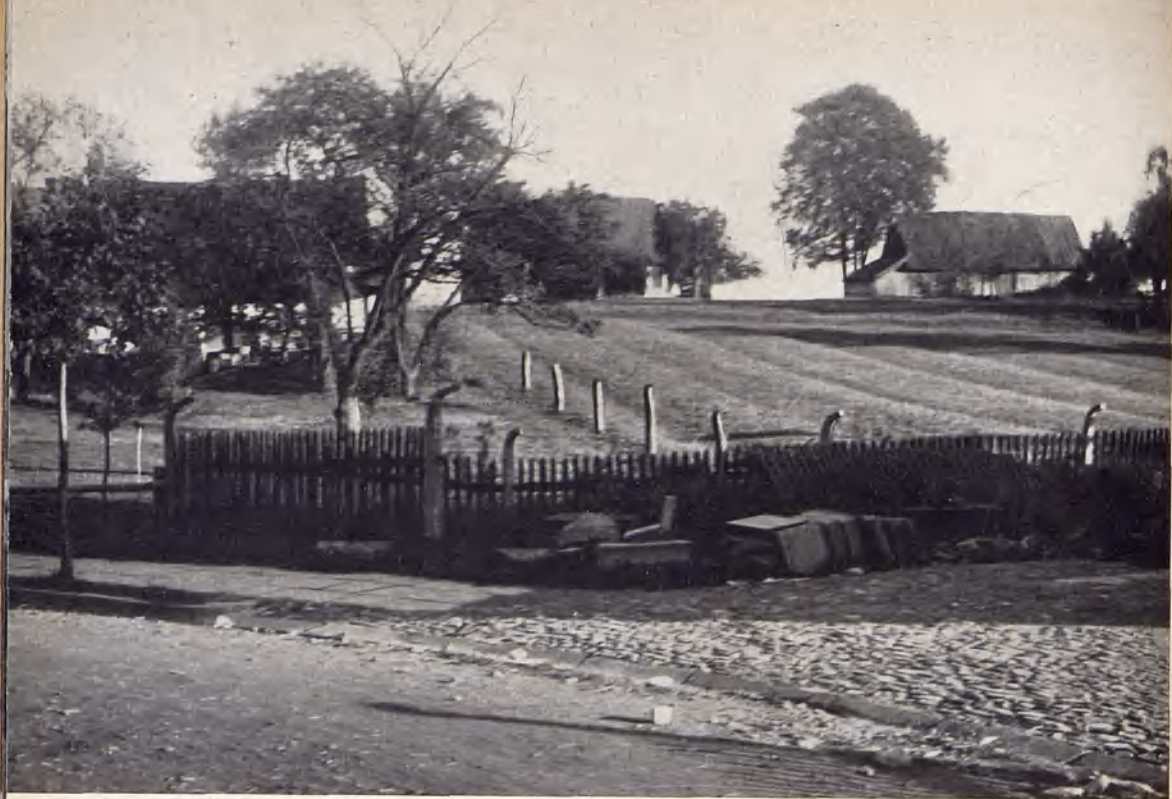




Industriellandschaft vor Kattowitz

Bauernhof Schubert in Alt Bielitz





In Wilmesau



Vielleicht ging er mit uns über die Felder zu seinem „Busensfreund und Kullega“, dem alten Batsch. Der wohnt in einer kleinen Hütte am Waldestrand, ein paar karge Äcker, ein kleiner Obstgarten gehört dazu, es ist „ze wing zum lawa, an ze wejl zem starwa“, wie er selbst sagt. Wie all die andern, die da zerstreut am Hang ihre kleinen Wirtschaften haben, verdient er das Gehlende zum Leben als Weber in der Stadt, Tag für Tag, Sommer und Winter wandern sie gemeinsam diesen weiten Weg zu ihrer Arbeitsstätte, um erst nach Feierabend die kleinen Äcker zu bestellen. In ihnen lebt noch der zähe Fleiß der rodenden Vorfahren; sie sind trotz ihrer Armut, trotz der Arbeit in der Fabrik von einer stolzen Zufriedenheit.

Wenn es gerade Herbst ist, und die Ernte unter Dach, werden in diesen Dörfern die Hochzeiten gefeiert. Alte, im Mutterland längst vergessene Bräuche sind dabei lebendig; das ganze Dorf feiert mit und zu altvertrauten Weisen werden all die schlesischen Länze geschwungen und gesungen. Es ist ein Anblick von Leben und Lust, wenn beim Tanzen den Maikas die Plentzen fliegen und die langen Bänder an den Pöpsen, wenn die Burschen mit den Stiefeln stapfen, daß die „Bohla“ scheppern; auch viele der alten Junstfränze, die einst in der Stadt daheim waren, tauchen hier auf.

In diesen Dörfern findet man auch manch alte Stätten, die an Zeiten gemahnen, da der Schwede durchs Land zog, da Reformation und Gegenreformation die Menschen in ihren Bann zog. Um das alte Kirchlein in Altsbieliß geht die Sage, daß Gustav Adolf selbst da durchritt und die zugeschlagene Lüre ihn vor den Verfolgern errettete. Als die Schweden wieder fortzogen, die vielen Evangelischen hier aber von den Kaiserlichen arg bedrängt wurden, flüchteten sie in die Beskiden, um hier ihre Andacht und Predigt ungestört abhalten zu können; in Lobniß heißt eine versteckte Bergwiese, von der aus gepredigt worden sein soll, noch heute die „Kanzel“; Schwedengräber, Schwedenschanzen gibt es in der ganzen Umgebung, und um all diese Stätten ranken sich die Sagen.

Einmal muß man auch nach Wilmesau, das etwas abseits von den andern Dörfern der Sprachinsel, vereinsamt und auf sich gestellt, ein eigenbrödlerrisches Leben führt. Und da wäre es am schönsten, wenn es der Fronleichnamstag sein könnte. Der Tag, an dem die Bäuerinnen über die kostbaren, farbenprächtigen Gewänder ihrer Vorfahren noch ein weißes Schleiertuch legen, um dann in langer Reihe um die alte Holzkirche zu ziehen. Ein Stück Mittelalter ist es, das einem da begegnet an Tracht, Haltung und Gebärde. Dann gingen wir auch zu meinem Freund Krista in seine dunkle Blockhütte. Er ist der Letzte der Bauern, der noch Tag für Tag hinter dem Webstuhl sitzt und seine Leinwand webt; einer, der gerne von den alten Zeiten erzählt und mit lustigem Augenblinzeln Wilmesauer Schwänke zum besten gibt. Aus Wilmesau käme man nicht so schnell fort, hier in der Abgeschiedenheit hat sich viel mehr von alten schlesischen Formen und Bräuchen erhalten als in irgendeinem der anderen schlesischen Dörfer, man wird nicht fertig, zu hören und zu staunen.

Dann ging es wohl auch einmal nach dem Westen, gegen Teschen, in die Dörfer und Städte der Schlonzaken. Viel deutsches Blut hat diese Menschen geformt, Schicksalsgemeinschaft mit den Deutschen Schlesiens und deutsche Kultur hat ihrem Wesen den Stempel aufgedrückt. Man trifft besonders unter den Frauen unendlich feine, schmale Gesichter von rein deutschem Aussehen. Mit anmutigem Stolz tragen sie den Czepiez und die schmucke Schleschentracht, die einst die Kleidung der deutschen Bürger von Teschen war. Ihre Höfe gleichen in Größe, Anordnung und Sauberkeit denen der deutschen Nachbarn, in all ihren Liedern und Sagen, in Bräuchen und Tänzen und in ihrer geistigen Kultur klingt immer wieder deutsche Wesensart auf. Sie sprechen ein stark mit deutschen Lehnworten durchsetztes Polnisch, das die echten Polen verächtlich auf sie herabblicken läßt. Aber sie sprechen bewußt ihr „po naszemu“, d. h. „auf unsere Art“, und trotzdem durch die Teilung Teschens ein Teil zu Tschechien fiel, der andere Teil von den Polen stark beeinflusst wurde, nennen sie sich weiter nur „Schlonzaken“ und bekennen sich zu ihrem Heimatland Schlesien und dessen deutschem Schicksal.

So gehören sie zu meiner schlesischen Heimat, mit zu allen andern mir seit je vertrauten und geliebten Menschen und Dingen.

Geduld

Erzählung aus dem Ersten Schlesischen Krieg¹⁾.

Die Nachricht vom Siege des Königs bei Chotusitz hat die Bürger der oberschlesischen Stadt Bielitz in freudige, erwartungsvolle Erregung versetzt. Sie hoffen, daß nunmehr ihre Stadt und ihr Ländchen vom König dem preussischen Staat angegliedert werden würden und erwarten die Nachricht vom bevorstehenden Friedensschluß, der ihnen diese Erfüllung bescheren soll.

Der Erzpriester sollte da eine ganz sonderbare Predigt gehalten haben, die niemand recht verstanden hatte. Dem einen war dies darin aufgefallen, der andere hatte sich das gemerkt, es war viel vom Frieden die Rede gewesen, aber recht flug geworden war keiner.

Er hatte gesagt, daß sich selbst besiegen der schönste Sieg sei; daß ein Glied das andere nach sich ziehe; und sei von einem abgehauenen Gliede auch nur ein Stück am Körper verblieben, so ziehe dieses Stück das verlorengegangene wieder an sich; auch vom guten Hirten hatte er geredet, der ein verlorenes Schaf wieder zu gewinnen wisse, koste es, was es wolle. Endlich hatte er ziemlich räthselvoll gemeint, daß der Herrgott schon dafür Sorge, daß die Bäume nicht in den Himmel wüchsen.

Man überlegte, man verglich, aber niemand konnte sich die Sache gehörig zusammenreimen, — vielleicht hatte man auch Wichtiges überhört oder nicht verstanden.

Aber einen Vers, der in der merkwürdigen Predigt dreimal vorgekommen war, hatte sich der der Dichtkunst beflissene Ratschreiber gemerkt und alsbald in den Gedichten des Herrn von Logau nachgeschlagen:

„Wer durch Waffen überwunden,
hat noch lange nicht gesiegt;
Friedemachen hat erfunden,
daß der Sieger unterliegt.“

Was sollte dieser Vers denn bedeuten, nun, wo der König in diesem böhmischen Dorf bei Gzaslau gesiegt hatte? Nun würde er doch vor allem nach Schlesien zurückkehren, um Ordnung zu machen, erklärten die Bierbankstrategen, und Schlesien dem preussischen Staate einverleiben, und das erforderte wohl noch Waffengewalt. Was redete der Pfaffe da von Frieden?

Aber der Leute hatte sich ein Gefühl der Unruhe bemächtigt, dem sich niemand entziehen konnte. Gerüchte flatterten auf, verbreiteten sich wie Rauch

¹⁾ Kap. 8—11 aus einer größeren, bisher unveröffentlichten Erzählung.

und verschmelzen wieder. Es lag etwas in der Luft, die Empfindlichkeit für alle Eindrücke war gesteigert, die Spannung wuchs ins Unerträgliche.

Mit einem Male aber gewann ein Gerücht Form und Gestalt. Woher es stammte, das wußte niemand, aber jeder hatte es gehört und sagte oder flüsterte es weiter, gläubig oder ungläubig; jeder fühlte einen Wahrheitsgehalt darin, den er nicht glauben wollte und doch vorhanden wußte: In Breslau werde schon verhandelt, aber es ginge nicht um ganz Schlessen, Oberschlessen zum mindesten sollte bei Oesterreich verbleiben.

Man sah allenthalben bestürzte Gesichter und ungläubiges Kopfschütteln, hier siegesgewisse Ungläubigkeit, dort bittere Enttäuschung oder entsagungsvolle Ergebung. Man lief zu den Ratsherren, die zuckten die Achseln. Man sah zu den Fenstern der Schloßkammer hinauf, aber Wendel war ja mit dem jungen Grafen verreist. Es war, als sei Staub und Asche auf das sonst lebhafteste Getriebe im Städtel gefallen: die Gassen und der Ring waren leerer als sonst, die Webstühle pochten verdrossener in den hölzernen Häusern der Obervorstadt, und die Gassenbuben waren verschüchtert und still, heute gab es nur derbe Schimpfworte und Püffe für sie.

Am Abend eines dieser aufgeregten Tage fanden sich die Männer der heimlichen evangelischen Gemeinde zusammen. Es waren nur die erprobtesten und verlässlichsten zu der Beratung geladen worden. Alte und Junge saßen auf den langen Bänken beisammen, die einen hörten, was die anderen sagten, aber es kam bei all den Redereien nichts Gescheites heraus. Vor allem, man wußte ja nichts Genaueres, und man konnte sich bei niemandem erkundigen. Einstweilen war es ja auch nur ein Gerücht, aber daß es eine Unterlage haben mußte, fühlte jeder in seinem Innern. An der Bitterkeit der Enttäuschung, die ja erst drohte, merkte jeder, wie fest er an das Kommen des Königs, an den Anschluß der Heimat an den preussischen Staat geglaubt hatte. Niemand war geneigt oder wagte, den Ernst der Stunde durch eines der derben Scherzworte zu erleichtern, die schon manchmal eine allzu düstere Wolke aufgehehlt oder zerstreut hatten. Man war fast am Ende der Beratung angelangt, ohne Rat gefunden zu haben.

„Herren“, begann endlich der Christoph Haunold, „sehen wir doch einmal hinüber in die Nachbarstadt, nach Biala. Wie die es vor zehn Jahren nicht mehr aushielten, weil es der Dunin und die Pfaffen gar zu bunt getrieben haben, da sind der alte Lindner und der Bartel Petsch mutig bis nach Warschau zum polnischen König gewandert und haben ihm all das Unrecht und all ihre Sorge vorgetragen. Und sie haben Gehör gefunden und einen Schutzbrief erhalten, und die Plage hat ein Ende gehabt.“

„Was gehen denn uns die Bialaer und der polnische König an“, polterte eine Stimme dazwischen, aber: „Laß ihn reden, Eda, sei froh, wenn einer was zu reden weiß“, riefen andere, „hör lieber zu!“

„Ja, Herren, ich glaube, wir müssen dasselbe machen wie damals die Bialaer“, fuhr Christoph fort, „es bleibt uns nichts anderes übrig. Wo es um Heimat und Familie und heilige Überzeugung geht, muß man das Äußerste

wagen. Wir müssen uns selbst helfen, auf anderweitige Hilfe haben wir nicht zu rechnen. Der König weiß vielleicht gar nichts von uns. Die Teschner werden ihn nicht aufmerksam gemacht haben, Deutsche wie wir sind sie ja nicht, da bleiben sie wohl gern bei Wien und der Königin. Darum müssen wir es selbst dem König sagen, woher sollte er's denn wissen, daß es hier eine Menge Deutscher und Evangelischer gibt, die schwer darauf wartet, daß er sich ihrer annimmt und sie hinüberrettet in sein Königreich. Treten wir offen vor ihn hin, sagen wir ihm, wie die Dinge liegen. Zeigen wir ihm Proben unserer Kunst, zeigen wir ihm, was für gute Tuchmacher und Schmiede und Büchsenmacher wir sind, was für tüchtige deutsche Bauern auf unseren Dörfern wohnen. Ich bin sicher, er nimmt unser Land dazu, wenn er einmal die Friedensverhandlungen anfängt, er kann uns ja gar nicht im Stiche lassen."

Die jugendlich feurige Rede, der überraschende Gedanke einer Vorsprache beim König fanden laute Zustimmung. Es ging wie ein Aufatmen durch die Versammelten. Aber der alte Ratsnotar Franz Ludwig Nitsch setzte der Begeisterung rasch einen Dämpfer auf.

"Herren", sagte er, "der junge Haunold hat ja gewiß schön und gut, aber so jugendlich unüberlegt wie nur möglich gesprochen. Er soll froh sein, daß sein Vater, der Stadtvogt, heute nicht hier war und ihn nicht gehört hat. Der hätte ihn verstanden! Denn was der Christoph da geredet hat, ich will gar nicht aussprechen, was es war, aber es war unbedacht und gefährlich im höchsten Maße."

"s wird doch nicht so arg sein", rief man dazwischen, "wenn's die in Biala doch auch gemacht haben."

"Die Bialaer dürft ihr da zum Vergleich nicht heranziehen", schüttelte der Notar den grauen Kopf, "der Fall in Biala lag ja ganz anders! Die zwei sind zum König gewandert als Abordnung ihrer Gemeinde, um ihn um Schutz gegen die königlichen Beamten, den Starosten und gegen die Jesuiten zu bitten."

"Sonst wollen wir doch auch nichts", tönte es aus der Mitte der Versammelten.

"Ja, aber sie sind zu ihrem eigenen König gegangen, und ihr wollt zum fremden, noch dazu feindlichen Herrscher gehen, das ist doch ein gewaltiger Unterschied! Der Weg zur Königin in Wien steht auch euch offen, ihr könnt um Audienz bitten und, wenn man euch vorläßt, zu ihr gehen, daraus wird euch niemand einen Vorwurf machen. Aber ihr wollt ja den fremden König aufordern, ein Stück Land hinüberzunehmen zu seinem Reich, es eurer Königin abzunehmen. — Herren, ich warne euch! Laßt jeden Gedanken an dergleichen aus dem Spiel und laßt kein Wort von dem verlauten, was ihr hier gehört habt! Wer solche Dinge nur denkt oder gar redet, er braucht sie gar nicht zu tun, der spielt mit seinem Kopf!"

Der tiefe Ernst, mit dem der Notar gesprochen hatte, fiel den Männern schwer auf das Herz. Sie sahen ein, daß er wohl recht haben mochte, und wurden ganz kleinlaut. Jedem war die Lust zum Reden vergangen. Da mochte freilich

nur eines zu thun übrig bleiben: abwarten und den Dingen ihren Lauf lassen; dazutun konnte man wohl nichts. Was kommen sollte, würde kommen. Die Schicksale der Länder und ihrer Bewohner würden nun einmal von den großen Herren entschieden, ohne Befragen der Kleinen. Die hatten sich zu ducken und über sich ergehen zu lassen, was die Großen ins Werk setzten. Man war es schließlich so gewohnt.

Dieser Ansicht der erfahrenen Alten waren nun viele der Jungen freilich nicht. Der Gedanke, man müsse es dem König selbst sagen, wie es um das Bieliger Land stünde, hatte manchen Kopf plötzlich erleuchtet, manches Herz mit jähem Griff erfaßt: es gab keinen anderen Weg als diesen.

Es dauerte nicht lange, und ein paar der Jüngsten, denen die Wanderjahre den Blick geschärft und die das Herz am rechten Fleck hatten, taten sich mit dem Haunold und seinen Freunden zusammen und hielten heimliche Zusammenkünfte ab, um den Gedanken weiter zu verfolgen.

Alle waren sich einig, daß es zwar ein gefährliches Wagnis sei, wollte man versuchen, bis zum König vorzudringen und ihn über das Bieliger Land aufzuklären, aber sie wußten auch, daß es das einzige sei, was man tun könne, um in letzter Stunde vielleicht die Heimat, die Überzeugung zu retten. Wenn es nur nicht schon zu spät dazu wäre.

Die Predigt des Erzpriesters wollte ihnen jetzt nicht mehr so unverständlich erscheinen wie früher, er hatte ja im Grunde nur angedeutet, fast ausgesprochen, was mit einem Male so finster und drohend in der Luft hing; er mochte schon mehr wissen als die anderen. Höchste Eile tat not, wenn man noch etwas erreichen wollte, dessen war man sich klar.

Aber wer sollte das Wagnis auf sich nehmen, wer sollte reisen? Wendel, der geschickte und fluge Berater, fehlte; man vermisse ihn schwer. Man mußte Leute wählen, die vor des Königs Auge zu bestehen vermochten, die ihm wenigstens Rede und Antwort stehen konnten. — Zum Schlusse waren es wieder die drei Freunde, die auf vieles Zureden und Drängen sich bereit erklärten zu reisen. Sie waren als wegeskundige, umsichtige Männer bekannt, die sich in der Welt umgeschaut hatten und auch vor dem scharfen Auge des Königs nicht den Mut verlieren würden.

Sie sollten heimlich reisen, der Gefährlichkeit halber nichts Schriftliches mitnehmen und, um Aufsehen zu vermeiden, nicht einmal Pässe ansprechen, sondern es wagen, mit denen des vorigen Jahres durchzukommen. Daß Wendel nicht mitkam, bedauerten sie, denn der kannte sich in den Umtern der Hauptstadt aus, er würde darum den Weg zum König leichter finden als die andern.

Am schwersten fiel es dem Nessimus, sich der gefährlichen Reise anzuschließen. Aber sein letztes Bedenken wurde durch den Wunsch besiegt, in der Hauptstadt die alten Beziehungen wieder anzuknüpfen, die durch den Übergang der Stadt an Preußen gelockert erschienen. Er war gewiß wie die beiden anderen ein aufrechter und eifriger Protestant; aber die Möglichkeit, das Eintreten für seine Glaubensgenossen mit Wahrung seiner geschäftlichen Angelegenheiten verbinden zu können, erleichterte ihm das Opfer dieser Reise.

Auch der Mayer, dem Reise- und Abenteuerlust aus den Augen leuchteten, war bereit, sich anzuschließen. Er habe noch die damals in Dppeln vorschnell abgebrochene Reise zugute, meinte er; nun wolle er die Hauptstadt, die seither in einem anderen Staate liege, wiedersehen. Er war um ein schlagfertiges Wort nicht verlegen, er mußte sich zu benehmen und würde dem König die Sache am beredtesten vortragen können.

Christoph reiste mit, um seine und seiner Freunde, ja der ganzen Gemeinde Hoffnung zu vertreten und dem König die heiße Erwartung seiner Mitbürger zu schildern — aber er reiste auch um die geliebte Frau. Er wollte es wagen, vom König selbst die endliche Bewilligung seiner Trauung mit Hedwig zu erbitten. Die Hoffnung, sie damit beglücken zu können, ließ ihn alle Gefahr gering achten. Nur Hedwig sollte von der Reise wissen, einzig sie zog er ins Vertrauen. Sie sah ihm beglückt ins Auge:

„Das hab' ich von dir erwartet, Christoph, daß du mitreitest, wenn es um das Schicksal der Heimat geht.“

„Geht es denn nicht auch um unser eigenes, Hedwig? Ich will den König um die Ehebewilligung für uns bitten, endlich mußt du doch meine Frau werden“, sagte er drängend.

„Auch das hab' ich von dir erwartet“, sagte Hedwig mit glücklichem Lächeln, und das Blut stieg ihr in die Wangen, „nur wer wagt, gewinnt.“

„Du weißt, daß es ein gefährlich Spiel ist um diese Reise?“ Seine Stimme klang ernst.

„Ich weiß es, Christoph, aber dem Mutigen hilft Gott“, klang es vertrauensvoll zurück.

„Was gäb' ich drum“, änderte sie den Ton, „wenn ich mit euch reiten könnte! Herr Gott, so auf dem Rücken des Pferdes in die Welt hinein, der Heimat zu dienen, den Helden zu sehen, das ist doch Leben, Christoph! Fühlst du das auch?“

*

Auffehen an den Toren mußte vermieden werden, die Tormächter hatten ihren Dienst scharf, zumal wenn Reiter oder Fuhrwerk passieren wollten, selbst die Offiziere der Bürgerkompanie bedurften eines Passierscheines.

So ritt der eine zum Obertor hinaus, man kannte dort seine häufigen Ritte nach dem nahen Ernsdorf, der andere passierte das Niedertor, die Walke in Bagdorf nachzusehen. Man wollte erst in dem großen Busch hinter der Anhöhe zusammentreffen, um von dort gemeinsam der löchrigen Straße gegen Plesz zu folgen.

Aber man spürte bald, daß der Nickel-Schmied die Pferde vor dem Ritt nicht gemustert hatte: schon vor Czechowiz hatte das eine ein Eisen verloren, und die Reiter kehrten widerwillig im Czechowitzer Kretscham ein, der neben der Schmiede lag.

Sie redeten vor dem eifrig herumdienenden Wirt fast nichts. Aber der hätte nicht der Balzer vom Czechowitzer Kretscham sein müssen, um nicht alsbald herauszuhaben, hier sei etwas Besonderes im Werk. So bezog er schleunig

seinen Horchposten am Aftloch in der Kammer, und was er da erlauschte und zusammenreimte, versetzte ihn in die höchste Erregung. Das war ja unerhört! Wenn nicht alles trugte, dann wollten die drei nichts weniger als zum preussischen König! Jetzt, in wärenden Kriegezeiten!

Der Wirt rannte so rasch, als es ihm sein Bauch erlaubte, zu Herrn Gallas, ihm brühwarmen Bericht zu erstatten: Drei Reiter, Bielißer Bürger, wollten zum König nach Breslau! Sein Schritt ward trotz dem Gegengewicht des Bauches durch eine listige Erwägung beflügelt: Das würde ihm nicht nur Anerkennung, sondern auch einen Aufschub des Halbjahreszinses eintragen, der in wenigen Tagen fällig war. Wenn er mit einem solchen hochwichtigen Beweis seiner Verwendbarkeit kam, dann durfte der Gallas nicht kleinlich sein.

Nun, der ließ sich von der Erregung, in die auch ihn der Bericht des Wirtes versetzte, wenig merken. Der Balzer wurde kühl verabschiedet. Dann erst rannte Herr Gallas händereibend und überlegend auf und ab. Und als nach einer Stunde der Pfarrer zum gewohnten Morgenrunk erschien, da ging der Gallas aus sich heraus: er bebte vor ehrlichem Zorn auf diese Landesverräter, die sich nun endlich als solche offenbart, aber auch schon — in ihrer Dummheit — selbst verraten hatten, und der Pfarrer stimmte ihm bei. Was die beiden in mehrstündiger Unterredung ausgeheckt war nichts Gutes.

*

Die Reiter ritten indessen in scharfem Trab, von sorgenvollen Gedanken gejagt, in die von Heudüften durchwehte grüne Ebene hinaus. Sie gönnten sich und ihren Pferden nur die notwendigsten Rasten, die Unruhe trieb sie vorwärts; sie fühlten nur, höchste Eile tue not. Endlich hatten sie die sandigen Kiefernwälder Oberschlesiens hinter sich, sie atmeten auf, als sie nun ihre Pferde ausgreifen lassen konnten; kaum wollten sie das letzte Nachtquartier in Oppeln halten; sie taten es nur der Pferde wegen.

Endlich winkten die Türme von Breslau. Sie fanden die Hauptstadt menschen erfüllt, eine freudig erregte Menge drängte sich in den Gassen, so daß sie mit ihren Pferden kaum ein Durchkommen fanden.

Das Wort Friede, das sie allenthalben vernahmen, preßte ihnen die Brust zusammen. So waren sie zu spät gekommen? Friede — scholl ihnen auf der Herberge entgegen, Friede — begrüßten sie die Geschäftsfreunde, die sie alsbald aufsuchten, Friede — sangen die Späßen von den Dächern.

„Wie sieht der Friede aus?“ fragten sie ihren Breslauer Faktor, den sie endlich ausfindig machten, „gehören auch wir zu euch, nimmt uns der König mit in seinen Staat?“

„Da geht morgen früh auf den Ring, Herren, der Friede wird vom Rathaus verkündet.“

„Aber wir wollten uns bemühen, noch vorher beim König vorgelassen zu werden; wir müssen ihm ein dringendes Anliegen unserer Heimat noch vor dem Abschluß der Verhandlungen vorfragen!“

„Zu spät, Herren, der Friede ist geschlossen; auch ist der König gar nicht in Breslau, er ist noch bei der Armee in Böhmen.“

„Noch in Böhmen?“ „Nicht in Breslau?“ Daran hatten die drei Freunde nicht gedacht; da sah es wohl böse aus um ihr Vorhaben, da sank ihnen der Mut; gedrückt und stumm gingen sie in ihre Herberge zurück.

Am Rathhaus war eine Tribüne errichtet. Mit aller Mühe gelang es den dreien, sich durch die Menge zu zwingen. In stummer Erregung harrten sie im Gedränge aus, bis der Herold erschien. Sie konnten aber nur Trompeten- und Hörnergeschmetter und ein paar windverwehte Worte vernehmen, sie standen zu weit von der Tribüne. Aber bald hörten sie es hier, dort, von allen Seiten, hundertfältig: „Ganz Schlesien ohne Troppau und das Oppaland, ohne Jägerndorf und Teschen.“

Geschütze wurden abgefeuert, Glocken dröhnten, Fanfarenklänge erfüllten die Gassen, Jubel und Jauchzen klangen allenthalben auf. Die drei Freunde hatten sich noch nie so fremd und einsam gefühlt wie hier, in diesem überschäumenden Freudentaumel glückberauschter Menschen. Ihnen standen Tränen der Enttäuschung in den Augen. Aber sie wurden von der Menge mitgerissen, die Stufen hinabgedrängt in den Schweidnitzer Keller. Sie mochten das Bier nicht anrühren, sie erwiderten nicht, wenn die Leute, Bekannte und Unbekannte, einander zutranken, die Hände schüttelten und sich umarmten.

Bald waren die drei wieder im Freien. Sie wollten sich zu ihrer Herberge durchschlagen, aber es war kaum ein Fortkommen in dem Gewühle. Auch hier, am Sandtor, drängte die Menge um einen Wappenherold zu Pferde, und hier vernahmen sie es selbst laut und deutlich aus seinem Munde: „Ganz Schlesien ohne Troppau und das Oppaland, ohne Jägerndorf und Teschen.“

Es war ihnen zumute, als hörten sie ein Todesurteil, ihr eigenes und das ihrer Heimat.

*

Müde und verdrossen kamen die drei Reiter nach langem, staubigem Ritt in der Abenddämmerung am Niedertor an. Nicht einmal die Vorsicht, einzeln an den Loren anzureiten, hatten sie gebraucht, es war ihnen nun gleichgültig, ob die Lormachen Verdacht schöpften oder nicht.

Aber auf diesen Empfang waren sie doch nicht vorbereitet: sie wurden vom Roß herunter verhaftet und ins Stadtgefängnis eingeliefert, ohne selbst die Pferde nach dem langen Ritt versorgen zu können. Da hatten sie nun eine lange, böse Nacht hindurch Zeit, über die Ursachen ihrer Gefangensehung nachzudenken und sich über Rechtfertigung und Verteidigung die Köpfe zu zerbrechen und einander Treue unter allen Umständen und bis zum Äußersten zu geloben.

Man schob ihnen am nächsten Morgen einen Krug Wasser und einen Laib Brot ins Gefängnis. In dem Brot fand sich ein Zettel in verstellter Schrift, aber Christoph erkannte die Hand der Hedwig: „Nur Geschäftsreise — nichts verraten — nur Fragen beantworten — keine Widersprüche — nicht verzagen — Freunde sind am Werk.“

Schon gegen Mittag wurden sie dem Schöppenstuhl zum Verhör vorgeführt.

George Haunold, der Stadtvogt, saß auf seinem erhöhten Stuhl. Mein Gott, fuhr es Christoph durch den Sinn, wie gealtert der Vater aussieht! Oder ist es der faltige Richtertalar, der ihn so gebeugt, die Mühlsteinkrause am Halse, die sein Gesicht so fahl erscheinen läßt? Da saßen die Schöppen mit Gesichtern, als sähen sie durch einen hindurch wie durch Glas.

Das Verhör war kurz. Sie gestanden, in Breslau gewesen zu sein, und das ohne gültige Pässe. Der Zweck ihrer Reise: Geschäften nachzugehen, bedrohte Gelder zu retten, aber auch sich Gewißheit zu verschaffen über die Lage der Dinge: ob wirklich schon Friede geschlossen sei und was für ein Friede. Ob sie den König gesehen und um Audienz vor ihm angesucht hätten. Nein! Sie wären weder beim König zu einer Vorsprache vorgelassen worden, noch hätten sie sich um eine solche bemüht. Der König wäre gar nicht in Breslau gewesen.

Der nächsten verfänglichen Frage, die sie nun kommen sahen, wußte der Mayer mit großem Geschick durch eine wortgewandte Schilderung der Verkündigung des Friedens von der Tribüne am Rathaus, deren Zeugen sie hatten sein müssen, zuvorzukommen. Sie hätten sich aber nur die Worte gemerkt: der König nähme ganz Schlessien in seinen Besitz, ohne Troppau und das Oppaland, ohne Jägerndorf und das Fürstentum Teschen.

Die Schöppen saßen in betretenem Schweigen, sie wandten einander starre Gesichter mit heimlich entsetzten Augen zu, sie begannen zu flüstern; die Aufmerksamkeit war arg gestört. Dazu war die Hitze an diesem Julimittag in der niedrigen Gerichtsstube unerträglich. Der erste Schöppe beantragte Vertagung des Verhörs, das Gericht saß seit acht Uhr früh beisammen. Der Vorsitzende sah Zustimmung in den Augen der übrigen, deren Häupter unter den schweren Perücken sich neigten und schloß darum das Verhör. Die Schöppen unterschrieben das Protokoll, um alsbald eifrig die Köpfe zusammenzustecken. Das Verhör hatte sie tief erregt, noch mehr freilich die Nachricht vom Friedensschluß, die sie hier aus dem Mund verlässlicher Ohrenzeugen vernahmen. Es gab des Flüsterns, des Perückenneigens und -schüttelns kein Ende. Ohne Troppau, Jägerndorf und das Fürstentum Teschen!

Und diese böse Sache der Reise nach Breslau! Handelte es sich doch um drei junge, angesehene Meister der Stadt und der Gemeinde, die getan hatten, was jedem Schöppen so leicht begreiflich erschien. Keiner wäre erstaunt gewesen, wenn auch sein Sohn sich angeschlossen hätte, und dankte Gott, daß er es nicht getan hatte. Wie würde George Haunold die Sache, in die sein Sohn so schwer verwickelt war, zu Ende führen?

Am Nachmittag stand der Stadtvogt vor dem Gerichts- und Standesherrn, dem jungen Grafen Friedrich Ludwig Solms, der ihn in Gegenwart seines Sekretärs und Vertrauens, des Wendel, in der Rentkammer des Schlosses empfing. George Haunold war hier des öfteren vor dem alten Grafen gestanden und hatte ihm ein Urtheil mit dem Antrag auf Begnadigung vorgelegt und fast immer Gehör gefunden. Vor dem jungen Grafen fiel ihm das Reden schwer.

Er bat um Dispens von der Leitung der Verhandlung für diesen Fall und Übertragung des Vorsizes an den ersten Schöppen, womöglich aber um Enthebung vom Richteramt überhaupt.

Der Graf zeigte sich unterrichtet, die Bitte kam ihm nicht überraschend, aber er zögerte mit der Zustimmung.

„Ich glaube, daß es Ihm nicht leicht fällt, die Verhandlung gegen seinen Sohn zu führen“, sagte er. „Hat Er ihn denn nicht abzuhalten vermocht von diesem unüberlegten und hochgefährlichen Unternehmen?“

„Söhne, wenn sie erwachsen sind, gehen ihre eigenen Wege.“

„Und müssen die Folgen ihrer Streiche tragen.“

„Nennt nicht Streiche, hochgräfliche Erzellenz, was den jungen Leuten innerste Überzeugung ist und was sie aus Liebe zur Heimat tun, wenn auch sie sich vielleicht in den Mitteln vergreifen . . .“

„Was sie aber teuer zu stehen kommen kann!“

„Deshalb stehe ich hier vor Euer Gnaden und bitte, enthebt mich des Richteramtes. Erspart dem Vater, ein Urtheil fällen zu müssen über den eigenen Sohn. Ich fürchte, ich wäre kein unbefangener Richter, dem Recht aber soll Genüge geschehen.“

„So fürchtet Er nicht den Spruch eines anderen?“

„Ich fürcht' ihn nicht, so ich hoffen kann, daß der Gnadenquell nicht versiegt ist, der hier in dieser Stube, an diesem Tisch sich oftmals erschlossen hat.“ Der Richter neigte sein graues Haupt.

„Ich weiß, mein Herr Vater hat oft und gern Gnade geübt, er war ein milder Gerichtsherr.“

„Das war er, Euer Erzellenz, er verstand, die Schwächen der Menschen gegen die Starrheit der Geseze abzuwägen. Er suchte die Beweggründe. Nach diesen beurtheilte er eine That. Waren die menschlich und edel, dann ließ er den köstlichsten Theil wahrer Herrenmacht walten, die Gnade.“

„Also laß Er uns das Protokoll des Verhörs hier, wir werden es studieren und Seinem Wunsch willfahren, wenn es angeht“, sagte der Graf nach einer Pause. „Aber nur für diesen einen Fall. Er bleibt unser Stadtrichter und dient uns weiter so wie bisher.“

Wendel nahm das Protokoll dem Alten aus der Hand und warf ihm einen strahlenden Blick zu. Wenn der Graf so sprach, dann war das Beste zu erhoffen.

Die Kunde der Gefangensetzung der drei Breslaufahrer hatte sich ebenso rasch verbreitet wie das Gerüde von dem Friedensschluß, der das Fürstentum Teschen bei Oesterreich beließe. Es löste allenthalben Bestürzung aus.

Als einer der ersten erfuhr dieses verdichtete Gerücht der Fährlich der Bürgerkompanie und Apotheker Wallner. Es erfüllte ihn mit zitternder Aufregung und tödtlicher Freude, denn er hielt den ersehnten Augenblick für den großen Schlag, den er seit langem vorhatte, für gekommen. Er fuhr nach Teschen zum Landeshauptmann, dem Freiherrn von Geselesta, und erstattete einen ausführlichen Bericht, der alsbald protokolliert wurde.

Die drei Herren Offiziere der Bürgerkompanie, wie er sich spöttisch ausdrückte, hätten sich nicht nur ohne Pässe nach Breslau absentiert, um zum König vorzudringen und ihn aufzumuntern, das gesamte Teschner und Bielitzer Land der allergnädigsten Königin in Wien zu entreißen, sie hatten ihm wohl auch versprochen, ihm zum mindesten die Stadt Bielitz in die Hände zu spielen. Man habe bei der Einberufung der Bürgerwehr ganz deutlich die Absicht merken können, die Kompanie nicht zur Abwehr des Brandenburgers, sondern zu seinem festlichen Empfang einzusetzen, ihm die Tore zu öffnen und ihm zu huldigen. Als Beweis dafür brachte er eine Menge Beobachtungen vor, die er gemacht haben wollte und die einen anderen Schluß nicht zuließen.

Ob der Name des Königs je gefallen sei, fragte der Freiherr.

Der sei freilich nie gefallen, auch die preussischen Truppen wären nie erwähnt worden, dazu wären die Herren Offiziere zu schlau und zu vorsichtig gewesen. Es hätte immer nur geheissen: der Freund — der Feind. Aber für einen, der sich nicht leicht hinters Licht führen lasse, wie ihn, lächelte der Wallner selbstgefällig-überlegen, sei es ganz klar erkennbar gewesen, daß mit dem Freund der Brandeburger Friedrich, mit dem Feind der kaiserliche Feldherr Graf Neupperg mit seinen Soldaten gemeint gewesen sei. Er hatte mit seinem Kopf, daß die drei Herren Offiziere Verräter des Erzhauses Oesterreich seien, denen der Galgen gebühre.

Herr von Geselesta hatte sich während des wortreichen Vortrages bemüht, ein paar Puderstäubchen vom Ärmel seines seidenen Rockes zu entfernen, und dann wiederholt an seine Perücke gegriffen, als fühlte er, sie säße nicht tadellos. Jetzt ließ er den Denunzianten das Protokoll unterschreiben und sprach ihm kurz und kühl Anerkennung für seinen Eifer im Namen des Dienstes aus. Die Sache werde natürlich durch eine scharfe Untersuchung erhoben werden, wenn diese die Schuld der Beklagten erweise, dann würde das Recht seinen Lauf nehmen. Wahre Dienste werde man zu lohnen wissen, aber nur solche, fügte er bedeutungsvoll hinzu.

Dem diensthabenden Lakaien befahl der Freiherr sofort Öffnung der Fenster und eine gründliche Lüftung des Zimmers, nachdem sich der Apotheker ein wenig verdußt hinausgedrückt hatte. Er hatte auf mehr, zum mindesten auf eine Einladung an die freiherrliche Tafel gehofft.

*

Am nächsten Tage schon ließ Graf Solms den Stadtvogt zu sich bescheiden. Er empfing ihn mit mißmutigem und ernstem Gesicht, und Wendel, der hinter dem Grafen stand, hob die Augen nicht.

„Er hat mich um Enthebung vom Richteramt über Seinen Sohn gebeten, eine höhere Stelle enthebt Ihn dieses Amtes, nicht ich“, begann der Graf, und es schien ein Ton von Mitleid in seiner Stimme zu schwingen. „Ein Bote des Teschner Gerichts bringt mir hier ein Dekret des Landeshauptmanns, das uns folgendes aufträgt . . .“ Der Graf schaute suchend in das Schriftstück und las:

„Die ehemaligen drei Offiziere der Bürgerkompanie — folgen die Namen —, die allhier angezeigt erscheinen, sich unerlaubterweise und ohne gültige Pässe nach Breslau absentiert zu haben, um zum König von Preußen zu gelangen und gegen das allerdurchlauchtigste und großmächtigste Haus Oesterreich zu konspirieren, die ferner verdächtig erscheinen, die Bürgerkompanie in hochverrätherischer Weise heimlich zum Empfang statt zur Abwehr des Feindes und zur Übergabe der Stadt an diesen instruiert zu haben, sind unverzüglich in Eisen und Banden unter scharfer Bewachung an das Teschner Stadtgefängnis zu überstellen. Der überbringende reitende Gerichtsbote hat den Transport in persona zu begleiten und die Gefangenen unter strengster Hefung der eigenen Person nicht außer Auge zu lassen . . .“

Graf Solms sah in tiefem Ernst den Stadtvogt an, der bis an sein graues Haar erblasste und das Haupt tief neigte, aber sogleich wieder aufrecht stand und mit fester Stimme sagte: „Der Befehl der Obrigkeit wird befolgt werden.“

„So spricht der Richter. Ich hab' es nicht anders von Ihm erwartet“, sagte der Graf. „Was aber sagt der Vater?“ fügte er leise hinzu.

„Der Vater“, lachte der Alte bitter auf, „der müßte hier wohl schweigen. Aber ich werde nicht schweigen, ich werde nach Teschen gehen und um Gnade bitten für meinen Sohn, wenn er irrgegangen ist.“

Und wenn mein Sohn schuldig gesprochen wird, dann werde ich den Haupttheil der Schuld auf mich nehmen, und stirbt mein Sohn, dann sterbe ich mit ihm.“

„Er wird den Haupttheil der Schuld auf sich nehmen?“ horchte der Graf überrascht auf. „Wie meint Er das, Er hat sein Amt doch stets in Ehren geführt.“

„Was ist Seine Mitschuld an diesem Verrat?“

„Von Verrat weiß ich noch nichts, Gräfliche Erzellenz“, sagte der Alte mit Kopfschütteln, „die Jungen waren nicht beim Preußenkönig, das steht fest, und die Instruction der Bürgerkompanie zur Übergabe der Stadt an den König muß erst bewiesen werden. Sie ist wohl nichts anderes als Hirngespinnst und böswillige Denunziation.“

„Welche Schuld will Er dann auf sich nehmen?“ fragte der Graf noch einmal ungeduldig.

„Die Schuld, meinen Sohn in deutschem und protestantischem Geist erzogen zu haben“, sagte der Alte mit starker Stimme und erhobenem Haupt, „so daß er auf den Gedanken kommen mußte, im Preußenkönig den einzigen Retter zu sehen und zu versuchen, ihn um Hilfe anzusuchen. Diese Absicht mag der Christoph und mögen die beiden anderen vielleicht gehabt haben, denn auch sie sind im gleichen Geist erzogen, wie fast alle jungen Leute in der Stadt, die einen klaren Kopf und Liebe zur Heimat im Herzen haben.“

„Was meint Er denn da immer für einen Geist?“

„Den Geist des freien deutschen Protestanten, der nur dem eigenen Gewissen verantwortlich ist, meine ich, Gräfliche Erzellenz, jenen Geist, der bereit ist, dem Kaiser zu geben, was des Kaisers ist, wenn der ihm gestattet, Gott zu geben, was Gottes ist. — Aber was tut die Regierung in Wien nicht alles gegen

uns, die wir die treuesten Staatsbürger zu sein unzählige Male mit Gut und Blut bewiesen haben. Sie wirft uns in den Kerker, sie bringt uns um Hab und Gut, sie treibt uns aus der Heimat, nur, weil wir deutsch mit unserem Herrgott reden, weil wir unserem Gewissen folgen, das er uns eingepflanzt hat. Unser Gott ist ein anderer als der der römischen Pfaffen, wir vertragen alles, nur eines nicht: Gewissenszwang.“

„Und dessen glaubt Er im Staate Preußen frei zu sein?“

„Ja, das glauben wir, Gräfliche Erzellenz. Hat nicht der junge König das Wort gesprochen, in seinem Staate könne jeder nach seiner Faßon selig werden? Mehr verlangen wir nicht, einem solchen Staate wollen wir mit unseren Herzen, mit Gut und Blut dienen.“

„Der König fühlt sich nicht als Retter und Beschützer der Protestanten wie einst Gustav Adolf und Karl XII. von Schweden“, sagte der Graf, „er hat ein weiteres Herz, ihm gilt Protestant oder Katholik gleich.“

„Aber er ist den Protestanten nicht feindlich gesinnt, er verfolgt sie nicht, sie finden Gerechtigkeit in seinem Staate, das ist es, was wir suchen.“

Der Graf blickte undurchdringlich vor sich hin.

„So denken nicht nur wir Bürger dieser Stadt“, begann der Richter von neuem, „Euer hochseliger Herr Vater, der Graf Wilhelm Heinrich, und die vorigen Besitzer dieser Herrschaft, die Grafen von Sunnegeß, dachten auch so. Sie kannten uns als treue Unterthanen, darum hielten sie ihre Hand über uns.“

„Er führt eine kühne Sprache, Stadtvogt“, warnte der Graf.

„Die Sprache dessen, der nichts fürchtet und zu sterben bereit ist.“

„Was redet Er denn immer gleich vom Sterben“, sagte der Graf. Es klang ärgerlich und sollte eine gewisse Ergriffenheit verbergen. „Er muß doch nicht gleich an das Ärgste denken!“

„Ich kenne die habsburgischen Richter, Erzellenz“, erwiderte George Haunold bitter, „zumal, wenn es sich auch nur um den Schein einer Untreue gegen das Erzhaus oder gegen die Lehren der römischen Kirche handelt. Dann ist das Urtheil schon vor dem Verhör gesprochen.“

„Na, na“, beschwichtigte der Graf. „Justitia ist einmal eine strenge Dame, aber der Kaiser hat auch manchmal Gnade geübt, vergesse Er das nicht.“

„Gnade, Erzellenz, was für eine Gnade!“ rief George Haunold in tiefer Bitterkeit. „Eine böhmische? Kopf ab! Eine mährische? Ewiger Kerker! Eine österreichische? Raub aller Güter und Exilierung! Das gilt wie einst unter dem zweiten Ferdinand so noch heute!“

„Ich rate Ihm noch einmal, keine so kühne Sprache zu führen, zumal Er selbst Richter ist. Vergesse Er das nicht“, sagte der Graf scharf.

„Gewiß, Euer Erzellenz, ich war ein Richter, aber ich bemühte mich immer noch etwas anderes zu sein. Wollte Gott, es wäre mir geglückt!“

Der Graf sah den Alten fragend an. „Etwas anderes zu sein, neben dem Richter?“ sagte er erstaunt.

„Ein Mensch, Gräfliche Erzellenz! Ein Richter nur so weit, als ein Mensch, der die Menschen kennt, Richter über andere Menschen sein kann.“

Als der Stadtvogt in tiefer Erregung gegangen war, sagte Graf Solms zu Wendel: „Ein harter Kopf, der Alte. Zähne und stolze Leute, diese Protestanten, aber gar zu starr. Er dauert mich, der Alte, und die jungen Leute auch. Wir werden ihnen aber kaum helfen können.“

Wendel hatte inzwischen die Antwort auf das Dekret des Landeshauptmanns ausgefertigt. Der Graf las sie durch: „Abstellung nach Teschen unter gewöhnlicher Bedeckung . . .“

„Das wäre nur der Gerichtsdragoner. Wird das genügen?“ sah er den Wendel fragend an.

„Wo die Teschner so mißtrauisch sind und den Transport durch ihren eigenen Gerichtsboten begleiten lassen, dürfte es wohl genügen“, erwiderte Wendel bescheiden. „Die Leute sind ja gefesselt.“

„Er mag recht haben: wenn sie uns nicht trauen und die Gefangenen durch ihren Boten holen lassen, dann trägt der die Verantwortung.“ Der Graf unterschrieb die Meldung.

„Fast möchte man es den armen Teufeln gönnen, sie entwischten, sind brave Leute, diese drei“, sagte Wendel halblaut, wie im Selbstgespräch.

„Wir gönnten es ihnen als erster“, nickte der Graf, „so es nicht auf dem Gebiet unserer Standesherrschaft geschähe; denn dann gäbe es für uns Schere-reisen ohne Ende. Sind sie einmal auf Teschner Gebiet, dann wünschen wir ihnen alles Gute.“

„Dieses Teschen“, seufzte der Graf, „es beginnt uns das Leben schwer zu machen. Wie wird das erst werden, wenn ein Oberamt für den Rest von Schlesien vielleicht gar in Teschen eingesetzt wird! Sie werden sich und uns zu Lode regieren. Was meint Er, Wendel, wird Er das ertragen?“

„Ob es Euer Gnaden ertragen werden, ist die Frage“, meinte Wendel bescheiden.

„Ja, die leg' ich mir selbst vor. Soll man versuchen, es zu ertragen, oder wär's besser, es gar nicht darauf ankommen zu lassen. Notwendig haben wir's ja schließlich nicht.“

Wendel spitzte die Ohren und hob den Blick wie erstaunt zu dem jungen Grafen.

„Glaubt Er vielleicht, wir haben die Absicht, uns vor ein Exekutionsgericht zitieren zu lassen, wie sie's dem Sunnegk und den anderen schlesischen Herren nach der Affäre mit dem Mansfeld machten? Dort“, — der Graf wies auf ein Fach der Registratur an der Wand, — „liegen die Akten der Prozedur gegen die Troppauer und gegen die Teschner. Interessante Lektüre, man sollte sie dem Stadtvogt, dem Haunold, geben, der fände seine Theorie von den Habsburgergerichten bestätigt.“

„Euer Gnaden sehen zu schwarz“, wollte Wendel beschwichtigen. „Wenn die Bürger dieses Städtels dem König freundlich gesinnt sind und ein paar junge Leute einen unbedachten Streich verübten, so trifft doch den Standesherrn keinerlei Schuld. Da kann doch nicht von Exekutionsgericht die Rede sein.“

„Glaubt Er, die Schuld der Alten war größer? Sie ertrugen den Mansfeld im Lande und stellten sich nicht feindlich gegen ihn, um mit billigen Kontributionen durchzukommen und den Plünderungen seiner wilden Soldateska vorzubeugen. Das war ihre ganze Schuld. Aber die Habsburgerrichter lassen sich eine Gelegenheit, Straf gelder einzubeheben, Güter einzuziehen und Protestanten aus dem Lande zu treiben, nicht entgehen. Es war aufgelegter Raub und Erpressung, Ausplünderung der evangelischen Landstände und selbst der Bürger, nichts weiter. Der Sunnegß war klug, daß er nach Ungarn ging.“

„Auch wir werden nicht zu lange warten, Wendel“, fuhr der Graf nach einiger Überlegung fort, „Er wird unsere Abreise bald vorbereiten können.“

Wendel horchte auf:

„Mit tausend Freuden, gnädigster Graf. Soll ich auf lange Abwesenheit rüsten?“

„Vielleicht auf sehr lange, wir werden sehen. Diese Herrschaft hier wird allmählich ungemütlich. Wartenberg steht uns näher. Er mag schon morgen dahin abgehen, unsere Ankunft dort vorzubereiten.“

„Zu Befehl, gnädigster Graf!“ strahlte Wendel.

„Einstweilen aber fertige Er diesen Teschner Gerichtsboten und seinen Gefangenentransport ab. Ein Glück, daß uns diese leidige Geschichte abgenommen wird. Helfen können wir den armen Teufeln ohnehin nicht.“

Damit schritt der Graf zur Tür hinaus. Der Stallmeister führte im Schloßhof den neuen Schecken vor, den Graf Promnitz seinem Freunde als Verehrung übersandt hatte. Auf dem Rücken eines edlen Pferdes vergaß man noch am leichtesten die Sorgen über den unerfreulichen Lauf, den die Dinge zu nehmen sich anließen.

*

Der Teschner Gerichtsbote war ein blatternarbiger, wild aussehender Gefelle, der eine geringe und ziemlich mißglückte Kriegerlaufbahn als Büttel beschließen mochte.

Er hatte Weisung, die Gefangenen unverzüglich und unter scharfer Bewachung nach Teschen zu schaffen, und bestand darauf, nachdem er seine Papiere in der Rentkammer des Schlosses abgegeben hatte, in den ersten Nachmittagsstunden mit seinem Transport wieder aufzubrechen.

Wendel sagte zu, er habe Seine Erzellenz den Herrn Grafen in Kenntnis gesetzt, und nun müsse das nötige Fuhrwerk bereitgestellt werden, auch seien noch einige Gerichtsformalitäten zu erfüllen. Er empfahl den Boten dem Pächter des Schloßhankes, dem er ein paar vertrauliche Worte zuflüsterte.

Nach einigen Stunden, als der Gerichtsgefangenentransport vor sich gehen sollte, war der Teschner Bote so hoffnungslos betrunken, daß er vor dem Morgengrauen des nächsten Tages nicht zu sich kommen würde.

Wendel hatte die Nacht gewonnen. Er ließ sie nicht ungenützt verstreichen, und Hedwig half ihm, glühend vor Eifer und Bereitwilligkeit, bei seinen Vorbereitungen. Die Gefangenen fanden wieder einen Zettel im Brot, der sie unterrichtete von dem, was im Gange war.



Ludmaderhäuser in Bielitz





Ältestes Tuchmacherhaus in Bielitz

Tuchmachergasse in Graustadt





In Fraustadt





Lauben in Teschen

und in Bielitz



Am nächsten Morgen wurde die trübselige Fahrt angetreten. Die mit Ketten geschlossenen Gefangenen saßen, vom schwer bewaffneten Gerichtsdragoner bewacht, auf den harten Brettern des Wagens, den der alte Jura als Kutscher führte und den der wortkarge, finstere Teschner Bote zu Pferde begleitete. Er ließ die Gefangenen nicht aus den Augen, die drohend blickten wie die Pistolen, deren er ein paar im Gürtel stecken hatte. Ein schwerer Reiterpallasch hing ihm außerdem an der Seite.

Der Tag war unbarmherzig heiß, der schlechte und staubige Weg nach Teschen zog sich endlos hin. Den Gefangenen freilich schien er viel zu kurz. Wo die Straße, aus dem Hügelland kommend, sich zur Weichselebene senkt, stand ein wenig abseits, am Rande dichter Erlenwälder, ein einsames, verrufenes Wirtshaus. Vor diesem saßen ein paar Soldaten in lärmender Fröhlichkeit und winkten, scheinbar schon angeheitert, dem Gefährt mit ihren Bierkrügen gutmütig zu.

Der alte Jura maßigte unwillkürlich den Schritt der Kösser, der Dragoner blinzelte hinüber, einer der Soldaten kam mit einem überschäumenden Krug auf den Wagen zu. Der Schloßdragoner war kein Unmensch, dem alten Jura wässerte das Maul, und er hielt trotz dem drohenden Knurren des reitenden Gerichtsboten den Wagen an. Bald hatte jeder der drei einen mächtigen Bierkrug in der Hand. Die Gefangenen freilich durften weder einen Trunk tun noch vom Wagen heruntersteigen, das ließ der Teschner nicht zu.

Die Soldaten waren aufgeräumt. Sie feierten die Abreise des jungen Kornetts, der morgen ins Feld sollte. Der war der Jüngste und Übermütigste von allen. Er trank der Wache immer von neuem zu, und die tat ihm wacker Bescheid. — Die Hitze war groß, das unverhoffte Bier kühl und schäumend, und es kostete keinen Groschen.

Selbst bei dem finsternen Gerichtsboten besiegte die gewinnende Freundlichkeit des Kornetts, noch mehr freilich der brennende Durst nach dem gestrigen Rausch, das Pflichtgefühl. Er trank gewaltig und kämpfte bald mit schwerer Müdigkeit, aus der er sich aber immer wieder, das entspannte Gesicht in drohende Falten zwingend, barsch emporriß. Er lehnte duselig im Schatten an der Hauswand, während die beiden anderen mit trunkschweren Köpfen und matt von der Hitze im Grase lagen, die immer wieder frisch gefüllten Bierkannen neben sich.

Da stürzten die vier Soldaten plötzlich auf den Wagen zu, schlangen sich zu den Gefangenen und hieben scharf auf die Kösser ein. Bevor der Kutscher und der Schloßdragoner noch recht wußten, was los sei, und während der Teschner noch stier um sich gloszte, polterte der Wagen schon davon.

Lachend riß sich jetzt der eine der Soldaten, der Wendel, den falschen Bart vom Kinn, lustig grinste der neue Kutscher, der Nickel-Schmied, über die Achsel den Gefangenen zu, und Hedwig, der schlanke Kornett, warf sich dem Christoph mit ausgebreiteten Armen jubelnd an den Hals — und sank mit einem irren Wehlaut über ihm zusammen. Der Teschner Bote hatte, plötzlich zu sich gekommen und laut aufbrüllend, seine Pistolen blindlings dem Gefährt nachgeschossen.

Der Schmied riß den Wagen seitwärts über einen schmalen Leichdamm in den dichten Busch, dort standen gesattelte Pferde bereit zur Flucht. Der Wagen hielt, und Christoph hob laut schluchzend mit seinen gefesselten Händen und von den anderen behutsam unterstützt, die Sterbende herab und bettete sie behutsam ins Moos. Die Freunde standen abseits und blickten tief erschüttert auf das schon vom Tode gezeichnete schöne Haupt der Hedwig, das Christoph unter lautlosem Weinen auf seinen Knien hielt. Es neigte sich und erblich.

Der Schmied zerschlug in Eile die Fesseln der Gefangenen, der Färber Mayer hielt scharfen Auslug den Damm entlang; die anderen hieben die Pferde von den Strängen los, zogen den Wagen quer über den Damm und zerbrachen die Speichen, so daß er ein Hindernis bildete, Verfolger wirksam aufzuhalten. Aber niemand kam. Die Trunkenen schlofen wohl fest im Schatten des Hauses, und auch den Mörder mochte das entsprechend vorbereitete Bier in Schlaf und Bewußtlosigkeit gezwungen haben.

Jedem war das Herz zu schwer, als daß er ein Wort gesprochen hätte. Endlich mahnte Wendel zur Eile, man müsse einen Vorsprung gewinnen, auf Verfolgung gefaßt sein. Aber Christoph konnte sich von der Toten nicht trennen. Er kniete vor ihr, er redete flüsternd zu ihr und starrte mit tränenverdunkelten Augen in das so jäh erblichene Antlitz. Noch einen Blick aus den geliebten Augen wollte er dem Tode abringen, doch die waren erloschen für immer.

„Wir müssen aufbrechen“, mahnte Wendel noch einmal, „es geht um unser aller Leben.“

„Und Hedwig?“ wies Christoph auf die Entschlummerte, „ich reiß’ nicht ohne sie. Mögen sie mich ergreifen, ich geh’ nicht fort von ihr.“

Die Freunde wechselten einen raschen Blick, und der Schmied, der Riesenkräfte hatte, hob die Tote vor Christoph in den Sattel. Der umsing sie, und die Reiter setzten sich in Bewegung. Wendel voraus, und der Schmied als Nachhut, die am meisten gefährdet sein mochte, hinterdrein. So ritten sie langsam und stumm durch die dunklen Wälder, der Wechsel zu.

Am Waldrand, auf einem Hügel, vor dem die grüne Flußniederung mit zerstreuten Dörfern und Gehöften sich dehnte, machten sie halt. Wendel und der Nessitius redeten ernst und dringlich auf Christoph ein.

Ein Loter habe Anspruch auf Ruhe, meinten sie, es gehe nicht an, ihn im Sattel mitzuführen, Erde gehöre der Erde. Christoph sah die beiden verzweifelt an und hob bittend die Hände. Der Schmied aber ritt in ein nahes Gehöft und brachte Haue und Schaufel. Mit Blicken bestimmte man den Platz, die Freunde schaufelten das Grab, und Christoph bestattete mit ihrer Hilfe Hedwig, den tapferen, lichten Kameraden des waghalsigen Streiches, am Waldeßaum unter einer im letzten Sonnenglanz flimmernden Birke. Dann setzten sie ein Kreuz aus rohen Birkenstämmen auf das einsame Grab.

Mit sanfter Nötigung nahmen sie Christoph in die Mitte und ritten in scharfem Trab durch das Abenddämmern der Wechsel zu. Bei Sternenschein setzten sie über den Fluß hinüber ins nun preussische Land: das Land des Königs.

Aus den Anfängen des Nationalsozialismus im sudetenschlesischen Raum

Als 1918 das alte Österreich zusammenbrach — der letzte Habsburger auf dem österreichischen Kaiserthron hatte durch seine verräterische Haltung zu diesem Ende das seine beigetragen —, da war es die kleine parlamentarische Gruppe der Deutschen Nationalsozialistischen Arbeiterpartei im österreichischen Parlament, die in diesen geschichtlichen Stunden das erlösende Wort aussprach: „Nun heim ins Reich! Es lebe das soziale Alldeutschland!“ Hans Knirsch, der Führer der Deutschen Arbeiterpartei, die sich im Mai 1918 auf ihrem Wiener Kriegsparteitag zur nationalsozialistischen Weltanschauung bekannt und das Bekenntnis auch im Namen der Partei — Deutsche Nationalsozialistische Arbeiterpartei — verankert hatte, war es, der für seine nur mehr zwei Abgeordnete umfassende „Fraktion“ — ihr dritter Abgeordneter, Ferdinand Seidl, war bereits 1915 als Kriegsfreiwilliger gefallen — in der konstituierenden Nationalversammlung Deutsch-Österreichs am 21. Oktober 1918 die denkwürdig gewordene Erklärung abgab und damit das aussprach, was wohl das gesamte Deutschtum Österreichs in jenen Stunden ersehnte und erhoffte. Denkwürdig auch deshalb, weil es damals ebenfalls deutsch-österreichische Politiker gab, die nicht den Anschluß, sondern den Zusammenschluß der österreichischen Nachfolgestaaten zu einem eigenen Staatsgebilde wünschten oder aber wenigstens das deutsche Restösterreich dem letzten Habsburger anvertraut wissen wollten. Freilich, einige Tage später haben auch sie die Haltlosigkeit dieser Wünsche erkannt und sich für den Anschluß Deutsch-Österreichs an das Reich ausgesprochen, allerdings bereits zu spät, um noch die Wirkung zu erreichen, die die Erklärung Knirschs gehabt hätte, wäre sie bereits im Namen aller deutschen Abgeordneten Österreichs abgegeben worden. Ja, diese deutsch-österreichischen Politiker, auch die im Deutschen Nationalverband vertretenen, hatten sich sogar darum bemüht, die Abgabe der Anschlußerklärung Knirschs zu verhindern. Knirsch mußte daher den Austritt seiner Partei aus dem Deutschen Nationalverband, dem Verband der nationalen Parteien, vollziehen, um für seine Deutsche Nationalsozialistische Arbeiterpartei die dem Deutschen Nationalverband und noch mehr den übrigen deutsch-österreichischen Parlamentariern der Christlich-Sozialen und Sozialdemokraten unerwünschte Anschlußerklärung abgeben zu können, die nachstehenden Wortlaut hatte:

„Wir nationalen Sozialisten lehnen den Gedanken an eine Vereinigung Deutsch-Österreichs zu einem Staatenbund mit den aus dem alten Österreich ersiehenden slawischen Staaten von vornherein ab.

Im nationalen, sozialen und kulturellen Interesse fordern wir den staatsrechtlichen Anschluß Deutsch-Österreichs als Bundesstaat an das Deutsche Reich.

Die Regelung der außenpolitischen und der Handelsbeziehungen zu den neu entstehenden Nachbarstaaten kann nur unter dem Gesichtspunkte der Interessen des Gesamtdeutstums erfolgen, muß also Sache aller im Deutschen Reiche vereinigten Bundesstaaten sein.

Nur im Deutschen Einheitsstaat können wir Ostmarkdeutschen die baldige Verwirklichung jener staatssozialistischen Grundsätze erhoffen, welche die Wunden dieses Krieges heilen und unser 80-Millionen-Volk der Arbeit und Tüchtigkeit einer glücklichen Zukunft entgegenführen werden.

Es lebe das freie soziale Alldeutschland!"

Hans Knirsch, der in geschichtlich bedeutsamer Zeit solche politische Voraussicht und Zielsicherheit gezeigt — es ist überhaupt in der ganzen Folgezeit das Kennzeichen der Politik der DNVP. gewesen, daß ihre Männer den richtigen Weg früher als alle anderen erkannten und gingen, auch wenn alles ringsum noch anderer Meinung war und die Politik der jungen Partei geringschäßig belächelte —, ist ein Sohn unserer sudetenschlesischen Heimat. Sein Lebensweg hat ihn allerdings in späterer Zeit an einen der gefährdetsten deutschen Grenzposten im nordwestböhmischem Kohlengebiet gestellt. Ihm zur Seite stand in den geschichtlichen Stunden von 1918 der ehrenamtliche Geschäftsführer der Partei, der junge Wiener Rechtsanwalt Dr. Walter Riehl, der wieder durch seine Tätigkeit unserer sudetenschlesischen Heimat eng verbunden und als ihr Vertreter im deutsch-österreichischen Nationalrat auszuweisen war. Knirsch hat die Anschlußerklärung gemeinsam mit Dr. Riehl verfaßt, der als späterer Vorsitzender der deutsch-österreichischen Parteigruppe in der Entfaltung der „nationalen Revolution“ das Mittel sah, den Weg zum sozialen Alldeutschland doch noch freizumachen und es zu verwirklichen.

Das war die Grundeinstellung der deutschen Nationalsozialisten, als sie 1918 antraten, antraten zunächst mit der sich selbst gestellten Aufgabe: die deutschen Arbeitsmenschen dem internationalen Marxismus, dem sie nach dem Zusammenbruch fast zur Gänze verfallen waren, zu entreißen und sie durch das neue Ideal vom Nationalsozialismus dem eigenen Volk zurückzugewinnen und so eine politische Macht zu schaffen, die dereinst die nationale Revolution auszulösen und den durch und durch nationalsozialistisch ausgerichteten deutschen Volks- und Einheitsstaat aufzurichten vermag. Das „soziale Alldeutschland“ war und blieb ihr unverrückbares Ziel, mochten auch politische Klugheit und taktische Notwendigkeiten die im Abwehrkampf gegen die tschechische Fremdherrschaft in den ersten Kampffreien stehenden sudetendeutschen Nationalsozialisten zuweilen zwingen, harmlosere Ziele, Larnungsziele, in den Vordergrund zu stellen.

Durch die Pariser Friedensdiktafe wurde Allösterreich zerstückelt. Die Deutsche Nationalsozialistische Arbeiterpartei Österreichs mußte sich dieser ge-

schicklichen Tatsache anpassen und zwangsmäßig sich innerhalb der Nachfolgestaaten neu bilden, in der Tschecho-Slowakei unter der Führung von Knirsch und Jung, in Restösterreich unter Dr. Riehl. Ja, auch in den an Polen gefallen Gebieten des alten Österreich sammelten sich bald die Parteigenossen zu einer eigenen Parteigruppe. Diese aus der DNÖAP. Altösterreichs in den Nachfolgestaaten entstandenen nationalsozialistischen Parteien wahrten aber von Anbeginn an auf zwischenstaatlichen Tagungen und Beratungen die alten Zusammenhänge. Die ersten dieser Tagungen fanden 1919 statt. 1920 nahmen bereits Vertreter der Münchener NSDAP. — darunter Adolf Hitler als der „Propagandaleiter“ der Partei — an den zwischenstaatlichen Tagungen teil, und zu Salzburg wurde im August des Jahres 1920 sogar ein Überbau für die nationalsozialistischen Parteigruppen aller deutschen Sprachgebiete in der „Nationalsozialistischen Partei des deutschen Volkes“ geschaffen, in folgerichtiger Auswirkung ihrer großdeutschen Grundeinstellung. Eine „zwischenstaatliche Kanzlei“ in Wien, von Dr. Riehl betreut, war bemüht, die Verbindung der nationalsozialistischen Parteigruppen in den verschiedenen Staaten zu verengen. Bis das Schwerklocht der nationalsozialistischen Bewegung sich immer stärker dorthin verlegte, wo Adolf Hitler wirkte, und dem Nationalsozialismus die eigentliche Prägung gab, die seine Bewegung zu dem Instrument werden ließ, das der Erneuerer des Volkes und Schöpfer Großdeutschlands für die Erfüllung seiner Großtaten nötig hatte. Bis es soweit war, waren es vor allem Sudetenschlesier, die sich immer wieder mühten, diese Entwicklung zu beschleunigen.

Sudetenschlesier! Das ist, in diesem Zusammenhang angewendet, möglicherweise eine zu umfassende Bezeichnung, denn wenn wir von Sudetenschlesiern sprechen, haben wir mehr den schlesischen Raum im Auge, der 1918 kurze Zeit die deutsch-österreichische „Provinz Sudetenland“ gebildet hat. Zur Republik Deutsch-Österreich, die sich 1918 als Bestandteil der deutschen Republik erklärt hatte, gehörte bekanntlich nicht nur der Länderbereich, den wir heute als Ostmark kennen, zu ihr gehörten auch die deutschen Gebiete der Sudetenländer, die in den „Provinzen“ Deutsch-Böhmen (die heutigen Regierungsbezirke Aussig und Karlsbad) und Sudetenland (der heutige Regierungsbezirk Troppau) und dem „Kreis“ Südmähren als Verwaltungseinheiten zusammengefaßt waren. Überdies waren auch die Volksinseln von Brünn, Olmütz und Zglau für das deutsch-österreichische Staatsgebiet beansprucht worden. An der Spitze der Provinzen standen Landeshauptleute (Dr. Lodgman in der Provinz Deutsch-Böhmen, Dr. Greißler in der Provinz Sudetenland), an der Spitze des Kreises Südmähren stand der Kreishauptmann Teufel. Dem Landeshauptmann stand ein aus der „Landesversammlung“ gewählter „Landesrat“ zur Seite, die Landesverwaltung der Provinz führte der „Landesverweser“. Diese im November 1918 aufgerichtete Selbstverwaltung der deutsch-österreichischen Provinzen in den alten Sudetenländern kam bekanntlich nicht mehr zur Auswirkung, denn bereits im Dezember 1918 begannen tschechische Truppen „im Auftrage der Entente“ das sudetendeutsche

Gebiet zu besetzen. Und die junge DNCAU. bekam damit die für sie selbstverständliche Aufgabe, nun im Kampfe um die Lebensrechte des Sudetendeutschums voranzugehen. Ihr war damit die Doppelaufgabe gestellt, sudetendeutsche Freiheits- und nationalsozialistische Weltanschauungsbewegung zugleich zu sein. Im eigenen Volke hatte sie um den Sieg der nationalsozialistischen Idee zu ringen, zugleich aber im Kampf gegen den nationalen Gegner mit den politischen Gegnern im eigenen Volke in einer Front zu marschieren.

Die Geschichte der nationalsozialistischen Bewegung in den Sudetendländern aber beginnt nicht etwa erst 1918, denn sie ist aus der weitaus älteren völkischen Arbeiterbewegung des alten Österreich hervorgegangen, die wieder auf die alldeutsche Bewegung Österreichs zurückging, die Georg Schönerer begründet hatte, den wir als den Bahnbrecher der völkischen Bewegung im alten Österreich verehrten. Die alldeutsche Bewegung Georg Schönerers hat schon um die Jahrhundertwende das politische Leben im alten Österreich auf das stärkste beeinflusst. Bis ein ungelicher Führerstreit die aufstrebende, so hoffnungsvolle Volksbewegung, die im Jahre 1901 bereits 21 Mandate im österreichischen Reichsrat erobert hatte, zerschlug und der Bruderkampf in der alldeutschen Bewegung auch die ihr zugehörige junge völkische Arbeiterbewegung mit in den Streit zu reißen und damit zu zerstören drohte. In dieser Zeit wuchs in der völkischen Arbeiterbewegung angesichts dieser Gefahren immer mehr die Erkenntnis von der Notwendigkeit, sich von der sich zerstreifenden und überdies immer mehr ins Bürgerliche abrutschenden alldeutschen Bewegung, die sich bereits in mehrere Parteigruppen geteilt hatte, loszulösen und eine eigene politische Partei des völkischen Arbeitertums zu bilden. Ferdinand Burschofsky erhob auf der Tagung der völkischen Arbeiterverbände in Saaz im Jahre 1902 diese Forderung nach der eigenen politischen Bewegung. Jener Ferdinand Burschofsky, der heute im sudetenschlesischen, nun wieder deutschen Hohenstadt als Buchdrucker lebt, den wir in späterer Zeit den „Vater Burschofsky“ zu nennen pflegten, weil wir in ihm den Vater der völkischen Arbeiterbewegung wie ihrer politischen Bewegung, der Deutschen Arbeiterpartei, sahen, aus der die DNCAU. hervorgegangen ist.

Ferdinand Burschofsky, der für die völkischen Arbeitervereine von 1897 an in Mährisch Trübau die Monatschrift „Der deutsche Gehilfe“ herausgab, faßte um das Jahr 1898 die völkischen Arbeitervereine, die in den verschiedensten Orten vor allem der Sudetendländer entstanden waren, zu einem Unterstützungsverband zusammen und schuf damit den Ansaß zu einer gewerkschaftlichen Bewegung, die alle Voraussetzungen erfüllte, den Kampf um die Seele des deutschen Arbeiters mit den marxistischen Gewerkschaften erfolgreich bestehen zu können. Der Verband Ferdinand Burschofskys hatte in Mährisch Trübau seinen Sitz und ist unter dem Namen „Mährisch Trübauer Verband“ in die Geschichte der völkischen Arbeiterbewegung Altösterreichs eingegangen. Burschofsky konnte sein Werk nicht zu Ende führen. Die Auswirkungen des Führerstreites in der alldeutschen Bewegung machten

die Selbstauflösung des Verbandes notwendig. Der gute Gedanke aber war nachgerufen und nicht mehr totzukriegen, er wurde auch zum Siege geführt. So ist denn der sudetenschlesische Raum zu einer Wiege der völkischen Arbeiterbewegung Ostösterreichs und damit der späteren nationalsozialistischen Bewegung, der ONSAP, geworden.

Ein weiteres Verdienst Ferdinand Burschowskys war es auch, Hans Knirsch der Bewegung zugeführt zu haben. Aus der Artilleriekaserne hat er den jungen Werkmeister geholt und als Sekretär seines Mährisch Trübau-Verbandes eingestellt, jenen Hans Knirsch, der in der Folgezeit zum Führer der Bewegung aufstieg, ohne den wir uns weder die völkische Arbeiterbewegung Ostösterreichs noch die sudetendeutsche ONSAP denken können.

Der Ruf Burschowskys nach der eigenen politischen Bewegung des völkischen Arbeitertums hatte zwar unter den völkischen Arbeitern lebhaftesten Widerhall und begeisterte Zustimmung gefunden, aber Jahre vergingen, bis es zur Tat kam. Erst im August 1904 wurde zu Trautenau die „Deutsche Arbeiterpartei“ begründet. An ihre Spitze trat der aus dem Ausläufergebiet Sudetenschlesiens stammende Gablonzer Wilhelm Prediger, der schon im Jahre vorher zu Aussig das Leitwort der neuen Bewegung geprägt hatte: „Für Volkstum, Freiheit und soziale Gerechtigkeit!“ Das auch das Leitwort der ONSAP geblieben ist.

Aber auch nach der Parteigründung dauerte es wieder Jahre, bis sich die Deutsche Arbeiterpartei in der Öffentlichkeit stärker durchgesetzt hatte. Denn anfänglich gehörten ihr meist nur die Handarbeiter an, die in den völkischen Arbeitervereinen zusammengeschlossen waren. Erst um 1909 traten ihr auch als Folge der aufklärenden Tätigkeit des Eisenbahners Ferdinand Ertl geistige Arbeiter aus den Reihen der staatlichen Angestellten und Beamten bei. In dieser Zeit ist auch der junge Eisenbahningenieur Rudolf Jung der Partei beigetreten, der in der späteren Zeit den stärksten Einfluß auf die geistige Entwicklung der Bewegung genommen hat und schließlich ihr Führer im sudetendeutschen Teil wurde. Auch die Handelsangestelltenschaft schloß sich in jener Zeit der Deutschen Arbeiterpartei an, darunter der Angestelltenführer und spätere Abgeordnete der ONSAP Richard Köhler, der gleichfalls aus dem Ausläufergebiet Sudetenschlesiens im böhmischen Raum, aus dem Reichenberger Gebiet, stammt. Der spätere Wiener Parteiführer Dr. Walter Riehl hat sich ebenfalls in jener Zeit seines Aufenthaltes im sudetenschlesischen Raum, aus der Wiener sozialistischen Studentenbewegung kommend und sich in Reichenberg dann in der völkischen Jungmannenbewegung betätigend, der Partei angeschlossen.

Durch den Anschluß der geistigen Arbeiter aus den Reihen der Beamten und Angestellten bekam die Deutsche Arbeiterpartei neue Auftriebskräfte. Es kam nun zu einer rascheren Aufwärtsentwicklung sowohl der völkischen Gewerkschaftsbewegung als auch der politischen Partei des deutschen Arbeitertums, der Deutschen Arbeiterpartei. Als 1911 zum zweitenmal nach dem allgemeinen Wahlrecht in das Wiener Parlament gewählt wurde, konnte die

Partei nicht mehr übergangen, sondern es mußte mit ihr bereits gerechnet werden. Die Deutsche Arbeiterpartei war nicht etwa als Standes- oder Klassenpartei gedacht. Sie lehnte es vielmehr in ihrem Programm ausdrücklich ab, eine engherzige Klassenpartei zu sein. Sie konnte es ja auch nicht, denn sie stand auf dem Boden des Volkstums und damit zur Schicksalsgemeinschaft des Volkes, zur Volksgemeinschaft. Sie wollte von Anbeginn an als Volkspartei gewertet werden, wenn sie auch in erster Reihe den Kampf für die sozial unterdrückten Volksschichten, für die Arbeiterschaft, zu führen gewillt war und ihn auch geführt hat. Sie bildete bald das soziale Gewissen unter den nationalen Parteigruppen. Sie war aber auch gleichzeitig die radikale Flügelgruppe, denn sie war kompromißlos völkisch und wurde von jungen Idealisten geführt, die den Kampf als den Vater aller Dinge ansahen und daher auch von entschiedenstem Kampfgeist erfüllt waren, ohne etwa den Kampf um des Kampfes willen zu predigen. Dazu waren sie zu Verantwortungsbewußt. Die Deutsche Arbeiterpartei hat daher auch, obwohl sie oft sozialer und völkisch vielfach radikaler dachte, den übrigen nationalen Gruppen gegenüber getreulich nationale Gemeinbürgerschaft gehalten. Ohne Rücksicht darauf, daß ihr diese Haltung von seiten der Marxisten oft schwere Vorwürfe wie Klassenverräter, Arbeiterverräter, Fanghunde des Bürgertums, Gelbe u. dgl. eintrug und ihr dadurch die Gewinnung der breiten Massen der Arbeiterschaft für die Bewegung angesichts der damaligen herrschenden Ideologien sehr erschwert wurde.

Im Wahljahr 1911 wurde ihre für den völkischen Gedanken so überaus verdienstvolle Arbeit sichtbar anerkannt und der Deutschen Arbeiterpartei eine entsprechende Vertretung im Wiener Parlament ermöglicht. Mit drei Abgeordneten, die durchweg ihre Mandate den Sozialdemokraten abzunehmen hatten, die also erst zu erkämpfen waren, zog die Deutsche Arbeiterpartei in das Wiener Parlament ein, darunter der Sudetenschlesier Hans Knirsch als Abgeordneter von Dux und Ferdinand Seidl als Abgeordneter des Freiwaldauer, also eines schlesischen Wahlkreises. Zwei Jahre später eroberte die Deutsche Arbeiterpartei in der allgemeinen Wählerkurie drei mährische Landtagsitze. Der spätere Führer der Partei, Ingenieur Jung, wurde damals mährischer Landtagsabgeordneter, nachdem er in Iglau bereits als Stadtvertreter gewirkt hatte. In den Städten hielten immer mehr Vertreter der Partei in die Gemeindestuben Einzug. Ihre Zusammenarbeit mit den nationalen Parteigruppen aber war in der Folgezeit vielen Belastungsproben ausgesetzt. Wurde doch von den bürgerlich-nationalen Mehrheiten auf die soziale Grundeinstellung der Deutschen Arbeiterpartei immer weniger Rücksicht genommen. Die nationalen Parteigruppen hatten ihre alldeutsche Verengtheit vielfach längst vergessen, sie wurden immer eindeutiger zu bürgerlich-nationalen Interessentengruppen und damit zu einer Gefahr für den völkischen Gedanken, den sie praktisch zu einem bloßen Aushängeschild herabwürdigten, sich mit dem Nationalismus der Phrase begnügend. Um so früher erkannten die jungen Idealisten, die als Führer der Deutschen Arbeiter-

partei sich für die Erfüllung ihrer geschichtlichen Aufgabe verantwortlich fühlten, daß die Gedankenwelt ihrer Partei eine Vertiefung erfahren, daß ihre soziale Grundeinstellung noch eindeutiger festgelegt werden müsse. Sie fühlten, daß der „soziale Nationalismus“, der sozusagen bisher die geistige Grundlage der Bewegung gebildet hatte, nicht mehr genüge, daß vielmehr der Gedanke eines „völkischen Sozialismus“, eben der „nationale, der deutsche Sozialismus“ entwickelt und zum Grundpfeiler der auf die Reform des gesamten Volks- und Staatslebens abzielenden politischen Bewegung gemacht werden müsse. Das erkannten vor allem die Jungen um Jung, der auch bald den Auftrag erhielt, das Programm der Deutschen Arbeiterpartei zu überprüfen und dem nächsten Parteitag Vorschläge für die Neufassung des Programms vorzulegen. Mit Feuereifer ging der durch und durch konstruktiv denkende junge Ingenieur an die Arbeit und legte dem Iglauer Parteitag von 1913 ein von Grund auf neu gestaltetes Programm vor, das bereits die erst um Jahre später zur Entwicklung gekommenen Gedankengänge eines nationalen Sozialismus vorwegnahm und daher zunächst bei den konservativer denkenden Kreisen der alten Parteianhängerschaft auf Ablehnung stieß. Die Lehren des darauffolgenden Weltkrieges haben allerdings den Boden für die neuen nationalsozialistischen Gedanken bereitet, und als im Mai 1918 beim Wiener Parteitag die Neuformung des Zieles und des Wollens der Deutschen Arbeiterpartei zur Verhandlung stand, konnte Ingenieur Jung nicht nur seine in Iglau noch abgelehnten Vorschläge durchsetzen, es wurde überdies das neue Bekenntnis der jungen Bewegung zur nationalsozialistischen Weltanschauung auch im Parteinamen zum Ausdruck gebracht. Aus der „Deutschen Arbeiterpartei“ wurde durch Einfügung des ihre neue Einstellung klar umschreibenden Wortes „nationalsozialistisch“ die „Deutsche Nationalsozialistische Arbeiterpartei“ Österreichs. Daß es zu dieser Entwicklung gekommen war, ist in erster Reihe das Verdienst des Sudetenschlesiens Ingenieur Rudolf Jung, der zwar in der Iglauer Sprachinsel gleich Hans Krebs aufgewachsen ist, dessen Ahnen aber in ihrer Mehrzahl aus der Mährisch-Schönberger Gegend stammen und der in der Nachkriegszeit vor allem im sudetenschlesischen Raum gewirkt hat.

Wenn diese Entwicklung der Bewegung, die nach dem Weltkrieg durch anderthalb Jahrzehnte die Kämpfe des Sudetendeutstums unmittelbar und in der Zeit nach ihrer Zerschlagung durch Benesch mittelbar beeinflusst hat, ausführlicher dargestellt wurde, so soll damit nicht etwa der Eindruck erweckt werden, als ob die heute das Reich tragende nationalsozialistische Bewegung im Raum des alten Österreich entstanden wäre und von den Sudetenländern ihren Ausgang genommen hätte. So liegen die Dinge nicht. Die NSDAP. ist vielmehr völlig unabhängig von der OeGAP. entstanden als das ur-eigenste Werk Adolf Hitlers. Wir waren allerdings immer stolz darauf, daß unser eigenes Sehnen und Erkennen durch Adolf Hitler und seine Bewegung eine so großartige Bestätigung gefunden hat. Es war also umgekehrt. Wohl war die OeGAP. früher da und am Werke, wohl erkannten wir frühzeitig,

daß die volksrettende nationalsozialistische Idee lediglich „Sekte eines Volkssplitters“ bleibt, wenn es nicht gelingt, im eigentlichen Reichsgebiet eine nationalsozialistische Bewegung ins Leben zu rufen. Wohl haben wir daher nach solchen Möglichkeiten Ausschau gehalten und mit allem Verbindungsgebot, was uns da geeignet erschien, eine nationalsozialistische Bewegung im heutigen Altreichsgebiet schaffen zu helfen. Wir sind auch auf die verschiedensten Gruppen gestoßen, die gleiches erkannten und ersehnten. Da gab es „Deutschsozialisten“, die in Nürnberg Julius Streicher führte und die ein Düsseldorfer Oberingenieur Brunner ins Leben gerufen hatte. Sie hatten Anhänger in allen großen Städten, in Norddeutschland, vor allem in Ostpreußen. Aber wir entdeckten auf unserer Suche nach Gesinnungsgenossen auch die Männer um die Deutsche Arbeiterpartei in München, wir wurden so frühzeitig mit Adolf Hitler bekannt, und — es wurde schon erwähnt — es gelang uns auch, für alle diese nationalsozialistischen Gruppen im Jahre 1920 zu Salzburg einen Überbau zu schaffen. Ja, es wurde damals sogar ein für alle Gruppen geltendes gemeinsames Programm der nationalsozialistischen Partei des deutschen Volkes zum Beschluß erhoben. Ingenieur Jung hatte es vorgeschlagen, der um die Vereinheitlichung der nationalsozialistischen Gruppen im Reich wie überhaupt im ganzen deutschen Volksgebiet sehr bemüht war. Uns sudetendeutschen Nationalsozialisten kam es eben vor allem darauf an, daß möglichst rasch eine große nationalsozialistische Bewegung im Reiche entstehe, für uns die Rückendeckung bilde, aber auch die Kräfte entwickle, damit der nationale Sozialismus unser zerrissenes Volk einige und schließlich das Leben des Volkes im Reiche bestimme. Daß der Nationalsozialismus allein unser Volk zu einem vermache, war damals schon unser unerschütterlicher Glaube, dem Jung in seinem 1919 erschienenen Buch: „Der nationale Sozialismus“ mit den Worten Ausdruck gegeben hat, daß es „die Aufgabe des nationalen Sozialismus ist, das deutsche Volk aus dem Elend der Gegenwart herauszuführen; der freie Mensch im freien Volk auf freiem Grund ist das Ziel, das wir ihm stecken“. „Der nationale Sozialismus ist nicht nur das Programm einer politischen Partei, er ist eine Weltanschauung. Alle schaffenden Kreise unseres Volkes will er erfassen. Seine Zeit wird kommen; sie ist vielleicht näher, als manche glauben. Ihm gilt es die Bahn zu ebnen. Wir sind die Jugend, und siegesicher wie sie beschreiben wir den Weg. Ohne Kampf kein Preis, ohne Ringen kein Sieg! Der Preis aber ist köstlich: gilt es doch die Freiheit und das Glück unseres Volkes. Das Sturmbanner mehrt uns voran. Es soll uns aus Nacht zum Licht, aus Schmach und Knechtschaft wieder zur Freiheit führen. In weithin strahlenden Lettern aber trage es sein Zeichen: nationaler Sozialismus. Er ist unser Wegbereiter, er der Stürmer! In seinem Zeichen werden wir siegen!“

Wir erlebten anfangs wenig Freude mit unseren Bemühungen auf Einigung und Zusammenschluß der nationalsozialistischen Gruppen. Unsere deutschsozialistischen Freunde waren zunächst zu sehr von dem Gedanken beseelt, daß die Bewegung von der „geistigen“ Seite angepackt werden müsse. Adolf Hitler

aber war anderer Meinung und erklärte schon 1920 zu Salzburg, „daß es notwendig sei, theoretische Erkenntnisse durch eine Massenbewegung in tätige Kraft umzusetzen“. Und so verschob sich denn auch bald das Schwergewicht der Bewegung nach München. 1921 beim Linger zwischenstaatlichen Parteitag, der unsere Stellung zur Frage des Geldzinses und der Brechung der Zinsknechtschaft zu klären hatte, sprach Ingenieur Gottfried Feder noch als „Nichtparteimitglied“ für den Bund zur Brechung der Zinsknechtschaft, damals wohl noch der Meinung wie Damaschke, daß ein Bund eine Idee durchsetzen könne. Und für die „Deutschsozialisten“, die bereits den Namen Nationalsozialisten angenommen hatten, sprach Julius Streicher, sich damals noch mit München und Adolf Hitler auseinandersetzend. Er hat sich allerdings wenig später München unterstellt und ist als Gefolgsmann Adolf Hitlers weiter ans Werk gegangen. Das war auch der einzig richtige Weg zur Einheit der Bewegung. Wir konnten nun unsere Bemühungen um den Zusammenschluß der nationalsozialistischen Gruppen aufgeben. Wer im Altreich als Nationalsozialist wirken wollte, konnte es nur mehr durch seine Eingliederung in die Bewegung Adolf Hitlers, die auch geistig immer stärker die „ältere“ Bruderpartei, unsere NSDAP., befruchtete und ihren österreichischen Teil überdies nach und nach in sich aufnahm bzw. völlig neu formte. Wohl hatte die sudetendeutsche NSDAP. ihre eigene Aufgabe auf besonderem Boden, wohl war sie dementsprechend zu anderem taktischen Verhalten gezwungen. Sie hielt auch an ihrer Überlieferung fest, doch wurde sie immer stärker von München aus beeinflusst und ausgerichtet. Sie hatte freilich als gleichberechtigte Bruderpartei zunächst mit teil an der geistigen Entwicklung. Ihre Schriften und Bücher, vor allem das Buch Jungs: „Der nationale Sozialismus“, wurden im heutigen Altreichsgebiet als grundlegende Arbeiten der Gesamtbewegung gewertet und verbreitet. Unsere Redner sprachen in den Versammlungen der NSDAP., unsere Führer hielten auf den Reichsparteitagen Berichte und verfaßten für die Presse und die Zeitschriften der NSDAP. grundlegende Aufsätze. Umgekehrt wurde jede Zeitung, jede Schrift der Bewegung der NSDAP. im sudetendeutschen Gebiet begeistert gelesen, und wir hatten keinen sehnlicheren Wunsch, als Kämpfer der NSDAP. recht oft bei uns Redner begrüßen zu können. Das aber mußte die tschechische Polizei in der Mehrzahl der Fälle zu verhindern. Wie sie ja auch bald bestrebt war, durch ihre Verbote uns von der nationalsozialistischen Bewegung Adolf Hitlers abzuriegeln. Als diese Verbote nichts fruchteten, da versuchte man es mit „Hochverratsprozessen“ wie dem Volkssport-, dem Abgeordneten- und dem Jugendverbandsprozeß. Als auch das nach der Machtergreifung Adolf Hitlers nichts fruchtete und die NSDAP. immer stärker wurde, da ging man aufs ganze, man verbot die Partei überhaupt und verfolgte ihre Amtswalter und Mitglieder. Zu spät, um noch die erwarteten Wirkungen zu erzielen, denn inzwischen war die NSDAP. in den Sudetenländern und damit natürlich auch im sudetenschlesischen Raum zur stärksten Partei geworden, und es war nur mehr eine Frage kurzer Zeit, bis sie zur einzigen sudetendeutschen

Partei von Rang und Bedeutung anwuchs. Jedenfalls stand das aktive Sudetendeutschtum 1933 in seiner übergroßen Mehrheit im Lager des Nationalsozialismus. Die schweren Verfolgungen hatten diese Entwicklung nur noch beschleunigt, die allerdings nach dem Parteiverbot, der Verhaftung der Abgeordneten und vieler führender Amtswalter und nach der Ausschaltung der Amtswalter und aktiven Mitglieder aus dem öffentlichen Leben durch das Parteiengesetz zunächst nicht sichtbar werden konnte.

Daß die NSAP., 1919 noch als „Tischgesellschaft“ von ihren Gegnern verhöhnt, zur stärksten Partei des Sudetendeutschtums aufrücken konnte, ist an sich zwar ein Sieg der allein richtigen, sie tragenden Idee des Nationalsozialismus. Aber Ideen werden erst eine Macht, wenn sie in Tausenden und aber Tausenden von begeisterten Herzen verankert und diese Menschen unter zielklarer Führung zusammengefaßt und eingesetzt werden können.

Zur Durchsetzung einer Idee gehört also die Macht einer Kampfbewegung. Sie ist für den Nationalsozialismus in der NSAP. auch auf sudetendeutschem Gebiet geschaffen worden. Zwar mußte sie, da sie eben auch als sudetendeutsche Freiheitsbewegung zu wirken und die Heimat gegen die tschechische Fremdherrschaft zu schützen hatte, zuweilen Wege gehen, die man gerne als „opportunistisch“ zu bezeichnen pflegte. Sie konnte eben nicht „nur“ Kampfbewegung sein, sondern sie hatte auch die Gegenwartsaufgaben der nationalen und sozialen Kleinarbeit zu leisten, die in jeder Gemeindestube, im Parlament, die in den Schutzverbänden usw. zu tun war, viele Kräfte band und allzu oft klügstes taktisches Vorgehen nötig machte. Aber die NSAP. war trotzdem ebenso eindeutig die nationalsozialistische Kampfbewegung, wie sie die sudetendeutsche Kampfbewegung für Schule, Scholle, Arbeitsplatz, für die Selbstverwaltung unserer Heimat war.

Daß der Idee des Nationalsozialismus in den Sudetenländern das Instrument geschaffen werden konnte, ist vor allem das Verdienst jener Männer, die 1918 nach dem Umsturz sofort antraten und der Bewegung zunächst Mittelpunkte, Kraftzentren schufen. Der eine dieser Mittelpunkte war Dug in Verbindung mit Auffig. In Dug, dem Wohnort des Abgeordneten Knirsch, wurde die nationalsozialistische Tagespresse bereits 1918 aufgerichtet und von Auffig aus die Organisation und die Propaganda vorgebracht. Dort war der spätere Abgeordnete und heutige Regierungspräsident Hans Krebs der Motor.

Aber die Siedlungslage des Sudetendeutschtums hat bald einen zweiten Mittelpunkt der Bewegung entstehen lassen: Troppau. Was Dug-Auffig für Böhmen und im weiteren für die Gesamtbewegung wurde, das war Troppau für den mährisch-schlesischen Raum und später auch für die Gesamtbewegung. In Troppau erschien vor dem Kriege Ferdinand Seidls „Neue Zeit“, als eines der schärfsten deutschen Kampfblätter gegen die Sozialdemokratie bekannt und gefürchtet. Ferdinand Seidl stellte mit Kriegsbeginn 1914 sein Blatt ein und zog als Kriegsfreiwilliger gegen Rußland. Bei Lublin ist er 1915 gefallen. Die Bewegung verlor mit ihm einen ihrer schlagfertigsten Redner, einen ihrer besten Journalisten, die schlesische Landesgruppe ihren

Führer. Sein langjähriger Mitarbeiter Alfred Berner, selbst als Kriegsfreiwilliger mit hinausgegangen, versuchte, invalid geworden, zu retten, was sich retten ließe, und bereitete so noch während des Krieges den Neuaufbau der Bewegung vor, vor allem durch die im Sommer 1918 erfolgte Wiederherausgabe der „Neuen Zeit“, deren Schriftleitung er mir, als ich im Oktober 1918 aus Polen heimgekehrt war, übertrug. Dann hatte er den jungen Wiener Rechtsanwalt Dr. Walter Riehl als Redner herangeholt, damit er das durch Seidls Heldentod verwaiste Gebiet betreue. Dr. Riehl sollte den engeren schlesischen, Ingenieur Jung den nordmährischen Raum in seine Obhut nehmen. Als der mitreisende Volksredner Dr. Riehl sich nach dem Einmarsch der Tschechen bei den neuen Herren zu unbeliebt gemacht hatte und sie über ihn das Rede- und Einreiseverbot verhängten, als auch Jung in Tglau, als Eisenbahner von den Tschechen amtsenthoben, auf dem Wege war, nach Österreich überzusiedeln, da bestand die Gefahr, daß unser führerloses sudetenschlesisches Gebiet führerlos bliebe. So legte denn Alfred Berner als damaliger Verweser der Landesparteileitung Ingenieur Jung nahe, die Führung der Bewegung nun im gesamten sudetenschlesischen Gebiet zu übernehmen. Jung sagte zu unter der Voraussetzung, daß ihn die Bewegung wolle. Eine Versammlungsreise bewies, daß ihn die Bewegung „wollte“. Sie hatte nun den ihr zusagenden meisterlichen Führer gefunden, und so trat 1919 Jung in Troppau an. Das mährische und das schlesische Kronlandgebiet von einst wurde zum „mährisch-schlesischen Gau“ zusammengeschlossen, und Jung leitete nun als Gauobmann — sagten wir damals, Gauleiter würden wir heute sagen — den Aufbau der Bewegung im sudetenschlesischen Raum. Schon die Gemeindevahlen von 1919 brachten Achtungserfolge. In einzelnen Gemeinden waren die deutschen Nationalsozialisten so stark, daß man Nationalsozialisten als Bürgermeister an die Spitze der Gemeinwesen stellte, darunter den späteren Bürgermeister von Olaf, Leo Schubert, der damals in Fulnek Bürgermeister wurde und es mit stets steigender Mandatszahl blieb, bis die Tschechen deutsche Nationalsozialisten als Bürgermeister nicht mehr duldeten. Als Schubert von den Tschechen als Bürgermeister von Fulnek abgesetzt wurde, stand bereits über die Hälfte der Bevölkerung dieser Stadt zur DNVP. Was aber war der Achtungserfolg von 1919 gegenüber der Tatsache, daß fast die Hälfte aller deutschen Wähler sozialdemokratisch, also marxistisch und international gewählt hatte. Ein Anfang nur und ein bescheidener obendrein!

Doch zu diesem Anfangserfolg gesellte sich bald ein ganz großer Wahlsieg, durch den aufgezeigt wurde, wie es werden muß, wenn wir nur erst überall in gleicher Weise unser Aufklärungswerk tun können. Die alte schlesische Landeshauptstadt Troppau, als Sitz der Führung der völkischen Verbände und als nationale Stadt den Tschechen verhaßt, sollte so rasch als möglich vertschecht werden. Ein tschechischer Regierungskommissär sollte das fertigbringen. Um ihm recht viel Zeit zu schaffen für seine Aufgabe, wurde Troppau erst um fast ein Jahr später als die anderen Gemeinden zur Gemeindevahl zugelassen. Und das nur, weil die Tschechen zusammen mit den deutschen Sozialdemokraten

die Mehrheit zu erlangen hofften. Aber es kam anders! Auf unserer Seite führte Jung den Wahlkampf. Der Wahltag endete mit einem bisher nie dagewesenen großen nationalsozialistischen Gemeindewahlsieg: ein Drittel der deutschen Mandate besetzten deutsche Nationalsozialisten. Man bedenke: bereits im Jänner 1920 sind die deutschen Nationalsozialisten in der schlesischen Landeshauptstadt Troppau die stärkste Partei, die damals alles beherrschende Sozialdemokratie ist von ihnen auf die zweite Stelle zurückgeschlagen. So muß es überall werden! Und noch besser! Das war nun die Lösung.

Mit diesem großen Wahlsieg wurde aber auch die Stellung Troppaus als Vorort und Mittelpunkt der nationalsozialistischen Bewegung bestätigt. Von hier aus war bereits im Jahre 1919 das erste nationalsozialistische Buch in die deutsche Welt gegangen, das schon mehrfach erwähnte Buch Ingenieur Jung: „Der nationale Sozialismus“, die erste zusammenfassende Darstellung des Wollens und der Ziele der neuen Volksbewegung. Von hier aus wurden die nationalsozialistischen Kampfblätter herausgegeben, vor allem die „Neue Zeit“, die bald zum mährisch-schlesischen Gaublatt und zu einem der maßgeblichsten der nationalsozialistischen Blätter wurde. Hier erschienen die ersten Flugschriften der Bewegung, die im einzelnen erläuterten, wie sich die neue Bewegung die Neuformung der deutschen Welt vorstelle.

Von hier aus wurde die nationalsozialistische Jugendbewegung erneuert und geführt. Als die Partei daran gehen konnte, die Schulungs- und Parteibildungsarbeit zu organisieren, war Troppau wieder hierfür der Vorort für die Gesamtbewegung. Die Monatschriften der Bewegung, die gemeindepolitische Zeitschrift „Volk und Gemeinde“, die „Nationalsozialistischen Führerbriefe“, die nationalsozialistischen Jugendhefte „Jungdeutsches Volk“, wurden von 1922 an von Troppau aus herausgegeben. So wurde diese Stadt immer stärker zu einem geistigen Mittelpunkt der gesamten sudetendeutschen nationalsozialistischen Bewegung. Er sollte sichtbar gemacht werden durch die Errichtung eines „Braunen Hauses“. 1932 ist es als erstes und einziges in den Sudetenländern in Troppau aufgerichtet worden und beherbergte zunächst die Parteiführung, den Parteiverlag, das Amt für Schulungs- und Bildungsarbeit.

Von Troppau aus gingen auch die schon erwähnten Bestrebungen und Bemühungen, im Reich eine nationalsozialistische Bewegung ins Leben zu rufen. Von hier aus wurden die ersten Verbindungen mit München angeknüpft und mit Eifer gepflegt. Und als 1923 Adolf Hitler verraten, die nationale Erhebung im Blute erstickt, der Führer gefangengesetzt worden war, da wurde von Troppau aus das historisch gewordene Treuebekenntnis der sudetendeutschen Nationalsozialisten: „Wir stehen zu Hitler und Ludendorff“ in einer großen Volksversammlung am 12. November 1923 ausgesprochen durch den damaligen Führer der Partei, durch Hans Knirsch. Und als die Kahrs hierzulande zu geistern begannen, hat Ingenieur Jung wieder von Troppau aus dieses Treuebekenntnis durch seinen nicht minder historisch gewordenen Aufsatz „Adolf Hitler“ unterstrichen.

Als 1933 Herr Dr. Benesch die Vernichtung der DNVP. befahl, da sie ihm als Zelle des „Hitlerismus“ verhaßt war, da war Troppau wieder nationalsozialistischer Vorort, denn es war zur Stadt der schwersten politischen Verfolgungen geworden. Nicht nur weil Troppau der Sitz der nationalsozialistischen Partei- und Jugendführung war, die in die Kerker der Republik geholt wurde, sondern auch weil in Troppau Vorkämpfer der über die damaligen Staatsgrenzen hinausgreifenden, den tschechischen Machthabern ebenfalls höchst verdächtigen schlesischen Stammesbewegung zu Hause waren.

So ist denn Troppau, die typisch schlesische Landeshauptstadt, in mehr als fünfzehnjähriger nationalsozialistischer Kampfzeit, der mehr als ein Jahrzehnt Kampfzeit der Deutschen Arbeiterpartei vorangegangen war, zur nationalsozialistischen Traditionsstadt geworden. Daß es in der Folgezeit auch zur Stadt der Märtyrer der schlesischen Stammesbewegung wurde, mag symbolhaft sein für die Zukunftsaufgaben, die dadurch gegeben sind, daß Troppau traditions- und rangmäßig nach wie vor der Vorort des sudetenschlesischen Raumes ist, den man auch den südschlesischen Raum nennen kann, seine Führungskraft, sein geistiger und kultureller Mittelpunkt und darüber hinaus nationalpolitisch der deutsche Vorort des südschlesischen Gebietes, der auch in seinem ostschlesischen Teil in der Kampfzeit bereits nationalsozialistisch geführt war. Denn die DNVP. war, von Troppau aus vorgetragen, dort von Anbeginn an „die deutsche Partei“ und beherrschte durch ihre Männer und ihre Organisation das gesamte deutsche Leben.

So ist denn der sudetenschlesische Raum mit der nationalsozialistischen Bewegung und ihren Vorläufern allezeit auf das stärkste verbunden gewesen. Hier stand die Wiege ihrer markantesten führenden Männer, hier bildeten sich frühzeitig Mittelpunkte der Gesamtbewegung, hier wurden die ersten großen Siege erkämpft, die zu Durchbruchschlachten der Bewegung wurden und die Wege freimachten für ihren Sieg. Wohl wurde die Form, das Werkzeug der Idee und ihrer Bewegung, 1933 zerschlagen. Aber um so gläubiger und opferbereiter stand und steht der Sudetenschlesier heute zur Bewegung, für die seine aktivsten Menschen gerungen und gelitten und für die sie gewirkt, weil sie nicht nur Gefolgsmanen der DNVP. sein wollten, sondern auch Soldaten des Führers. Für den sie früher als anderswo in den Kerker gingen, ohne damals auch nur ahnen oder gar hoffen zu können, daß der Führer schon so wenige Jahre später zum Befreier der gepeinigten Heimat werden würde.

Die deutsche Volksinsel Libinsdorf

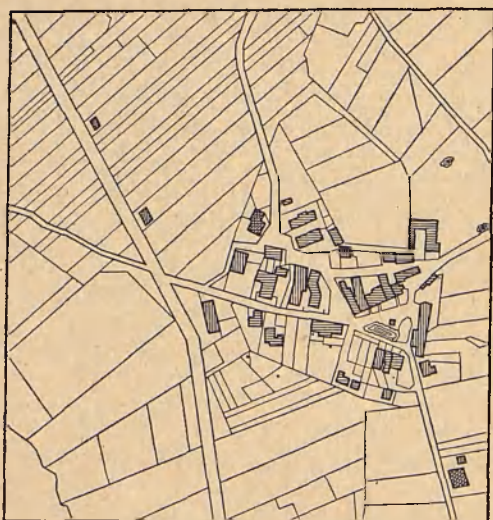
Östlich der Nordspitze der Iglauer deutschen Volksinsel, rechts der von Saar in Mähren nach Kreuzberg in Böhmen führenden Straße liegt inmitten heute tschechischen Gebietes der kleine deutsche Ort Libinsdorf, der 1939 das Fest seines hundertfünfzigjährigen Bestehens feiern konnte, eben in dem Jahr, in dem das Deutsche Reich seine schützende Hand auch über diesen deutschen Vorposten breitete (Abb. S. 209). Der tschechische Ansturm auf die kleine Insel hatte sich besonders in der Zeit vor der Befreiung erheblich gesteigert, und die Libinsdorfer denken noch heute mit Schrecken an den Tag zurück, da aufgehegte Angehörige des Nachbarvolkes den Ort stürmen wollten. Nun aber blüht das mit allen Nachtmitteln und Schikanen von der Tschechoslowakischen Republik niedergehaltene deutsche Leben wieder empor.

Libinsdorf ist im Zug der großen Zerteilung von herrschaftlichen Meierhöfen und Vorwerken unter Kaiser Joseph II. entstanden, die das Siedlungsbild im Sudetenraum zwar nicht mehr nachhaltig beeinflussen konnte, die ihm aber doch da und dort neue Züge aufprägte. Die Höfe lieferten sehr oft einen im Vergleich zur zugehörigen landwirtschaftlich nutzbaren Fläche nur recht bescheidenen Ertrag, und so wurden vielfach auf den Vorwerken neue ländliche Siedlungen gegründet, deren Umfang sich in der Regel in einem mäßigen Rahmen halten mußte. Dort, wo heute Libinsdorf steht, war vor 1789 der Karlsruhof, tschechisch Karlov genannt, der zur Kameralherrschaft Münchsberg gehörte¹⁾. Er war damals in einem schlechten Zustand, und die Äcker und Wiesen waren nicht recht genutzt, wie der Kreishauptmann des Kreises Tschaslau, Karl von Libin, im Jahre 1788 bei einer Besichtigung feststellen mußte. Der Karlsruhof wurde nun zur Zerteilung an Kleinbauern und zur Schaffung einer neuen Siedlung bestimmt. Der Oberamtmann des Gutes Münchsberg, Weseley, fand indes in den umliegenden Dörfern keine Siedler für die Neugründung. Der Kreishauptmann Libin, der aus Leitmeritz stammte, dachte nun daran, Siedler aus seiner nordböhmischen Heimat heranzuziehen, was auch gelang. Es kam zu einer kaiserlichen Ausschreibung der einzelnen Hoffstellen, die durch das Patrimonialamt Binsdorf des Fürsten Clary auch in dem zu dieser Herrschaft gehörigen Ort Rosendorf kundgemacht wurde. Die Übernahme einer Hoffstelle war wie in allen diesen Fällen an günstige Bedingungen geknüpft, und es fanden sich Leute nicht nur aus Rosendorf, sondern auch aus den nicht weit davon entfernten Dörfern Jonsbach, Stimmersdorf und Hermersdorf, die zur Ansiedlung bereit waren. Die meisten

¹⁾ Dazu und zum folgenden: „Das 140jährige Libinsdorf 1789—1929“, Sonderdruck aus „Der Heimatspiegel, Jahrbuch der Iglauer Sprachinsel“ 1, Iglau o. J.



kamen aus Rosendorf, so die Fiedler, Fischer, Hülle, Kefler, Mitscherling, Richter, Schubert, Winter, Uhlmann und Seidel; von Stimmersdorf kamen die Stölzig, von Hermersdorf die Lieve und von Jonsbach die Neumann. Das Gefühl der Verbundenheit mit der alten Heimat ist bis heute nicht erloschen und war früher noch mehr wach. Ein heute lebender Greis erzählt noch gerne davon, wie er in seiner Jugend einmal die nordböhmische Heimat und seine Sippe besucht hat. Aber auch von Rosendorf aus ist die Verbindung mit den Abgewanderten trotz der großen Entfernung aufrechterhalten worden. Man weiß in Rosendorf noch gut, daß die Libinsdorfer von dort ausgewandert sind. Mancher Rosendorfer hat Libinsdorf besucht. Diese schöne und seltene Verbundenheit zwischen Heimat und Tochterfiedlung wird mit dazu beigetragen haben, daß Libinsdorf deutsch blieb.

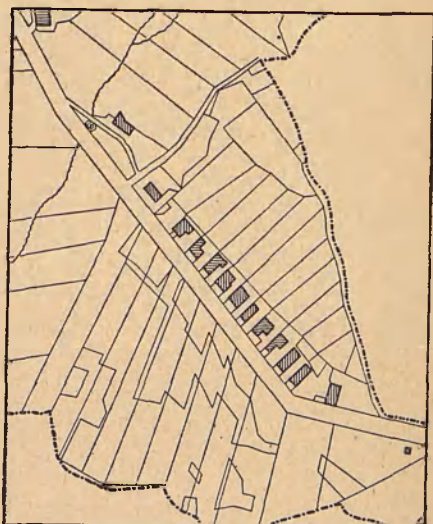


Schulen deutscher Hausbau tschechischer Hausbau

plan erkennbar. Mittelpunkt der kleinen Siedlung ist ein dreieckiger Platz, an dessen Ostseite das ehemalige Hoffschafferhaus Nr. 1 steht und auf dem sich ein kleiner Teich befindet. Einige Gehöfte stehen an dem zur Hauptstraße führenden Weg, indes ohne besondere Planung, andere wieder lagern sich um diese Gruppe und um die um den Platz gelegenen Häuser, nur wenige liegen als Einsichten weiter abseits in der Dorfflur. Libinsdorf zeigt in seinem Kern keine strenge Planung, es ist ein kleines junges Hausendorf (Abb. oben). Die Flur ist in Streifen und Blöcke zerlegt. Eine Planung begegnet uns dafür im Ortsteil Bida; hier stehen die Häuser mit der Giebelseite in einer Zeile zu der nach Saar führenden Hauptstraße, der ehemaligen Reichsstraße, die um 1826 gebaut wurde (Abb. rechts). Auch im eigentlichen Kern stellen sich die Wohnhäuser in der Regel mit dem Giebel zum Verkehrsweg.

Das äußere Gesicht des Hausbaues hat durch einen großen Brand im Jahre 1855 eine entscheidende Veränderung erlitten. Damals waren nahezu alle Häuser mit den Wirtschaftsbauten aus Holz erbaut, auch das Strohdach war noch durchaus

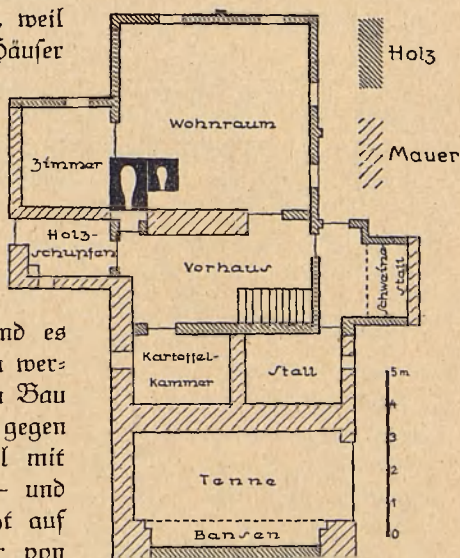
Es hatten sich 20 Familien bereit erklärt, sich am Karlehof anzusiedeln; sie kamen indes nicht auf einmal, sondern noch im Jahre 1790. Daß die Gebäude des Meierhofes in einem kaum sonderlich guten Zustand gewesen sein mögen, zeigt am besten, daß so wenig von ihnen erhalten blieb. Es ist lediglich auf das stattliche Gebäude Nr. 1 zu weisen, das vordem das Haus des Schaffers des Hofes gewesen ist. Es wurde in den Zeiten der tschechischen Gewaltherrschaft zum tschechischen Truß-Gasthaus bestimmt. Der Grundriß des einstigen Hofes wird auch sonst nicht im Dorf-



üblich. Die abseits als Einsicht liegenden Häuser blieben bei dem Brand naturgemäß alle verschont, und bei einem, bei Nr. 30, können wir noch gut die Planung der zur Zeit der Dorfgründung errichteten Hausbauten und auch ihren Aufbau sehen²⁾. Dieser ist nun insofern außerordentlich bemerkenswert, weil er durchaus dem Aufbau der typischen Häuser der nordböhmischen Heimat der ersten Libinsdorfer entspricht. Ähnliche Hausbauten gibt es auch in der weiteren Umgebung nicht, und wir haben einen der unseres Wissens im mitteldeutschen Osten seltenen Fälle vor uns, in denen am Hausbau der Herkunftsbereich der Siedler sicher zu erkennen ist. Leider ist das Haus schon sehr baufällig, und es wird wohl in kurzer Zeit abgebrochen werden müssen. Es handelt sich um einen Bau aus Holzblockwerk, das zum Schutz gegen die Wetterunbilden zum größten Teil mit Brettern verkleidet ist. Das Dach — und das ist das Bezeichnende — ruht nicht auf den Balkenwänden, sondern auf einer von einem Umgebände getragenen Balkenlage. An der Giebelseite stehen drei Träger des Umgebändes, zwei an den beiden Ecken, der dritte in der Mitte der Wand. Die Giebelseite hat dieser Teilung entsprechend zwei Fenster. Der Steilgiebel, der unten ein schmales Traufdächlein und oben einen kleinen Krüppelwalm hat, ist einfach senkrecht verbrettert.

Einen Bretterziergiebel, der eine Sonnendarstellung enthält, gibt es im Ortssteil Bida.

Der Grundriß des Hauses Nr. 30 ist denkbar einfach, wenn auch durch spätere Umbauten verändert. Denn jedes Bauernhaus, jedes Bauerngehöft im ostmitteldeutschen Gebiet ist ein lebendiger Organismus, der sich den jeweiligen Notwendigkeiten und den Fortschritten der Zeit anpaßt, ohne sein eigentliches Gefüge dabei zu verlieren. Es wird eben an einem Bauernhof in jeder Generation etwas neu gebaut. Unberührt sind in unserem Fall die Stube und das Vorhaus geblieben. Das Haus ist von der Langseite aus abgeschlossen, und man betritt zunächst das Vorhaus (Abb. oben). Von hier führt eine Tür in die Stube, die die ganze Vorderseite des Hauses einnimmt. In einer Ecke an der Wand zum Vorhaus hin stehen nebeneinander Ofen und Backofen; dieser wird vom Vorhaus aus beschickt. Man darf wohl kaum



²⁾ Den Hausplan wie auch die beiden Ortspläne verdanke ich dem Entgegenkommen des Lehrers Josef Mitscherling.

annehmen, daß die Siedler, die von Nordböhmen nach Libinsdorf kamen, auf eine Anlage der Öfen zurückgriffen, die sie nicht gewohnt waren. Eine Übernahme tieferstehender Hausformen kam in der Zeit der großen ostdeutschen Landnahme gewiß vor, doch hier liegen die Verhältnisse wesentlich anders: Die Siedler werden sich auch im Inneren ihre Häuser so gestaltet haben, wie sie es aus der Heimat gewohnt waren. Es ist deshalb gestattet, aus den Hausformen in Libinsdorf — soweit sie noch der Gründungszeit entstammen — auf die Hausanlagen in der Ausgangslandschaft um 1790 zu schließen. Da zeigt es sich nun, daß heute in der nordböhmischen Heimat in der Anlage der Öfen bereits ein Fortschritt eingetreten ist, denn hier steht der Backofen nicht mehr in der Wohnstube, sondern er ist bereits in das Vorhaus hinausgenommen worden. Die Anordnung wie in Libinsdorf gilt heute in Böhmen weit südlich des Ausgangsgebietes, in der ganzen tschechischen Mitte des Landes³⁾. Das mahnt wieder zur Vorsicht bei Schlüssen nur aus dem heutigen Bild der Hausformenlandschaften, das erst recht spät entstanden sein kann.

Links vom Vorhaus die Hausteile sind neu, und zwar in Mauerwerk, aufgeführt. Nebeneinander liegen ein kleiner Stall und eine Kartoffelkammer, angebaut ist auch die Scheune, die neben der Tenne nur einen recht schmalen Banfen hat. An der Eingangsseite ist eine Art Durchgang angebaut, der sich mit einer allerdings kurzen Traufseit-Laube vergleichen läßt, zumal daran wieder noch, was bei diesen Lauben durchaus üblich ist, der Schweinestall angefügt wurde. An der anderen Langseite wurde ein Zimmer und ein Holzschoppen dazugebaut, die wohl ursprünglich ganz aus Holz errichtet waren. Heute sind drei Wände aus Mauerwerk.

Wir sehen also ein durch das Anwachsen der Scheune entstandenes sekundäres Einhaus, wie es in vielen neuzeitlichen Dorfgründungen im schlesischen Anteil des Sudetenraumes häufig anzutreffen ist. Diese Einhäuser geben Libinsdorf das Gepräge, doch kommen auch schon lockere Gehöfte mit eigener Scheune vor. Auch ein Dreikanthof fehlt nicht. Die neueren, zumeist in Mauerwerk errichteten Bauten haben durchweg Steilgiebel; der kleine Krüppelwalm ist häufig, das Schopfdächlein fehlt vollständig. Die neuen Bauten gleichen in ihrem äußeren Erscheinungsbild ganz den gleichzeitigen der tschechischen Nachbarschaft und kommen an technischer Höhe nicht den vor 150 Jahren nach dem Vorbild der nordböhmischen Heimat errichteten Holzhäusern gleich.

Libinsdorf wurde ausschließlich von Deutschen gegründet und war auch lange Zeit rein deutsch. Mischehen mit Tschechen aus der Nachbarschaft wurden in einer Zahl, die dem deutschen Charakter des Ortes hätte gefährlich werden können, erst in der letzten Zeit geschlossen. Die tschechische Minderheit entstand vornehmlich aus den als Knechte und Mägde Zugewanderten, die dann im Ort verblieben. Die Entfernung zu den deutschen Dörfern in der Nordspitze der Tglauser Volksinsel (17 km) und zu der Südwestecke des deut-

³⁾ Vgl. die Kartendarstellung in B. Schier, Hauslandschaften und Kulturströmungen im östlichen Mitteleuropa (Beiträge zur sudetendeutschen Volkskunde XXI), Reichenberg 1932, Karte 4.

schen Schönhengstgaues (28 km) war besonders in den früheren Zeiten, als das Fahrrad noch nicht die Landbevölkerung ohne andere Verkehrsmittel solche Entfernungen leicht bewältigen ließ, zu groß, als daß sich Beziehungen, die zu Heiraten geführt hätten, ohne weiteres anbahnen ließen. Deshalb mußten die Ehepartner immer wieder im Dorf gesucht werden, und so kommt es, daß heute das ganze Dorf miteinander verwandt und verschwägert ist. Ein Blutsaustausch wäre dringend notwendig. Weder mit der Iglauer Volksinsel noch mit dem Schönhengstgau besteht eine Eisenbahnverbindung. Wohl kann man von Stadt Saar aus (oder auch von Ždírec) nach Deutsch Brod fahren, aber das ist viel zu umständlich. Vor allem fehlte eine unmittelbare Verbindung zu einer deutschen Stadt, die den natürlichen Zug vom Dorf zum Marktfort aufgefangen hätte. Wirtschaftlich mußte Libinsdorf an die tschechischen Marktförte gebunden bleiben. Die Anziehungskraft einer deutschen Stadt fehlte.

Libinsdorf ist nach dem Kreishauptmann Karl von Libin, von dem die Anregung zur Gründung ausging, benannt worden. Allein diese Ortsbezeichnung hat sich nicht durchsetzen können. Im Tschechischen ging der Name des Hofes, Karlov, auf den neuen Ort über. Bis vor kurzem kündete eine rein tschechische Ortstafel das Dorf Karlov an, und dem an der Straße Vorbeifahrenden wurde nicht bewußt, daß er beim deutschen Libinsdorf war. Auch die Deutschen nahmen nicht „Libinsdorf“ in ihre Volkssprache auf, sie nennen den Ort nur „der Hof“. Deutsche haben allein den Ort angelegt, sie haben auch allein den Fluren die Namen gegeben: alle zur ursprünglichen Dorfmark gehörigen Wiesen und Äcker sind deutsch benannt! Die Flurnamen⁴⁾ sind: Die Hübeln, Queren, Krautgarten, Schafferrwiesen (nach dem Schaffer des einstigen Hofes), Bodentwiesen, Rühbrache, Schenkerwiesen (dem Wirt gehörig), Hinterstücke, Große Wiese, Büschelwiesen, Forellenteich (jetzt Wiese, früher Leich), Hofweg (= Libinsdorfer Weg, der von Schloß Saar dorthin führt), Annastücke, Kreuzstücke, auf dem Berg, unter dem Berg, Steinbrache. 1889 wurde von der Herrschaft die bis dahin nicht zur Dorfgemarkung gehörige Flur Brezina (= Birkengegend) angekauft. Nicht zum Ort gehört die den Deutschen wohlbekannte Flur Kopaina = tschechisch kopanina „gerodetes Feld“. Der tschechische Name eines Nachbarortes begegnet nur einmal in einer Flurbezeichnung: Scherdlowitzer Wiesen. Es ist sicher, daß die Libinsdorfer Felder auch schon vor der Anlage der Siedlung Namen hatten; da es sich um Gutsflur, also um große Stücke, gehandelt hat, so wird wohl nur mit wenigen Namen zu rechnen sein, die keineswegs nur tschechischen Ursprungs gewesen sein müssen. Befinden wir uns doch, was unten noch deutlich werden wird, in einem Gebiet, das zu einem bedeutenden Teil verlorenen deutschen Volksboden darstellt. Wie dem auch sei, es kann kein Zweifel darüber bestehen, daß die heutigen Flurnamen von Libinsdorf auf die Dorfgründer zurückgehen. Das berechtigt zu dem Schluß, daß in der Frühzeit, die für die Namensgebung am wichtigsten war, keine irgendwie engen Berührungen mit der tschechischen

⁴⁾ Die mundartlichen Lautungen der Flurnamen sind in meinem in der folgenden Anmerkung genannten Aufsatz angeführt.

Nachbarschaft bestanden haben können. Denn dann wären doch von dort Flurnamen übernommen worden.

Die Mundart ⁵⁾ bietet nicht das Problem wie die meisten anderen Volksinselmundarten: durch einen geschichtlich unterbauten Mundartvergleich festzustellen, wo ungefähr die Heimat der Siedler zu suchen ist. Diese Aufgabe erübrigt sich hier, dafür ist es möglich, auf Grund der Libinsdorfer Mundart Veränderungen im mundartgeographischen Bild der Heimat zu verfolgen. Die allfälligen jüngeren Sonderentwicklungen der Libinsdorfer Mundart müssen dabei allerdings ausgesondert werden. Die Ergebnisse dieses Mundartvergleiches sind an anderer Stelle vorgelegt worden ⁶⁾, hier wird nur das Wichtigste davon mitgeteilt. Die Schwierigkeit des Vergleichs lag vor allem darin, daß noch keine Mundartgrammatik des Ausgangsgebietes vorhanden ist; die vorliegenden Karten des „Sudetendeutschen Mundartenwörterbuches“ (Prag) gestatten aber doch, die Grundzüge zu erkennen. Es zeigt sich, daß Libinsdorf in der Regel die Sonderformen und -bezeichnungen der Heimat bewahrt hat, auch wenn diese nur auf kleinstem Raum gelten. Eigenentwicklungen fehlen nicht, sind aber heute noch nicht recht zu überschauen. In einigen ganz klaren Fällen hat Libinsdorf eine ältere Lautform wie die Heimat, die älteren Formen sind hier zum Teil erheblich nach Osten verdrängt worden, teilweise durch den Zusammenklang einer in der Nähe vorhandenen mit der hochsprachlichen Laufung, die sich gegen die stärker von der Hochsprache abstechende Form naturgemäß durchsetzte.

Die Deutschen Libinsdorfs haben ein ausgeprägtes Geschichtsbewußtsein. Jeder weiß von der Heimat der Dorfgründer, von der Zeit der Gründung und von den wichtigsten Ereignissen in der Ortsgeschichte. Damit ist ein vorbildlicher Gemeinschaftssinn verbunden, ohne den diese Deutschen auf Vorposten sich nicht hätten behaupten können. Der Ort wurde sogleich nach dem Entstehen der Pfarre Münchsberg zugeteilt — die Libinsdorfer sind Katholiken —, und die dortige Pfarrschule war damit auch für die Libinsdorfer Kinder zuständig. Fünf Kilometer sollten nun die Kinder zurücklegen, und dann mußten sie obendrein mit tschechischem Unterricht vorliebnehmen. Diese beiden Gründe bestimmten die Libinsdorfer, durch eigene Lehrer die Kinder im Orte in Lesen, Schreiben, Rechnen und Glaubenslehre in deutscher Sprache unterrichten zu lassen. Das Balkentwerk eines Schupfens lieferte den Baustoff für den ersten, demgemäß sehr anspruchslosen Schulbau. Das war 1812. Bis zum Jahre 1852 wurde hier nicht nur unterrichtet, sondern auch der Lehrer wohnte da. Bis 1848 war die Schule übrigens Privatschule. 1851 war mit dem Neubau eines würdigeren und zweckentsprechenderen Schulhauses begonnen worden, nachdem der alte Bau in einen solchen Zustand geraten war, daß eine Wiederherstellung unverhältnismäßig große Summen verschlungen hätte. Die Kosten des Neubaus wurden durch Spenden von deutscher Seite

⁵⁾ Verfasser, Die Mundart der Deutschstumsinsel Libinsdorf und ihre Bedeutung für die nordböhmische Heimat, Archiv für vergleichende Phonetik (im Druck).

⁶⁾ Ebenda.

aufgebracht, Fürst Dietrichstein hatte eine namhafte Summe beige-steuert. Bald nach Entstehung des tschecho-slowakischen Staatsgebildes wurde die Tschechisierung des deutschen Vorpostens amtlicherseits in Angriff genommen. Bereits im Jahre 1919 wurde eine tschechische Schule errichtet, 1924 gelang ein großer Schlag gegen die Deutschen: Durch Verfügung des Landes-schulrates in Prag wurde im Oktober, also kurz nach Beginn des neuen Schuljahres, der deutsche Schulbetrieb eingestellt und die nur aus deutschen Mitteln errichtete Schule mit allem Zubehör den Tschechen übergeben. Der Protest der Eltern der deutschen Kinder, die auch schriftlich fundaten, daß sie deutscher Volkszugehörigkeit seien, nützte nichts. Dies alles, obwohl fast 20 deutsche Schulkinder im Ort waren! Sie wurden der nahen tschechischen Schul-gemeinde Schrdlowitz zugeteilt und sollten nun täglich länger als eine Viertelstunde in eine fremdvölkische Schule gehen. War genau derselbe Weg für die tschechischen Kinder aus Libinsdorf nicht tragbar? Der Zweck der Verfügung ist leicht zu erfassen: Man rechnete damit, daß unter gleichzeitigem Einsatz von Lockmitteln und Drohungen manche deutsche Eltern sich doch entschließen würden, ihre Kinder in die tschechische Schule zu schicken. Im ehemaligen deutschen Schulgebäude wurde dann 1928 noch ein tschechischer Kindergarten eingerichtet.

Die Deutschen waren indes nicht gewillt, ihre Kinder der Umvolkung in der tschechischen Schule preiszugeben. Der „Deutsche Kulturverband“, der sudetendeutsche Schulschutzverband, sprang in die Lücke und begann noch 1924 mit der Erteilung des häuslichen Privatunterrichtes. Erst im Sommer 1939, nach der Errichtung des Protektorates, konnte wieder die Einrichtung einer deutschen Staatsschule beantragt werden.

Die Acker-nahrung, die den ersten Libinsdorfer Ansassen zugeteilt wurde, reichte zwar knapp für den täglichen Bedarf, war aber für eine Weiterentwicklung zu gering. Deshalb wurden Garn- und Leinwandbleichen eingerichtet, zur Blütezeit dieses Erwerbes gab es 10 Bleichen im Ort. Dann aber ging ihre Zahl zurück, 1886 waren immerhin noch 5 Bleichen vorhanden, 1889 verringerte sich die Zahl auf 4, die letzte Bleiche wurde 1913 aufgelassen. Im Erwerbsleben spielt dann noch die Kinderzucht eine Rolle, bis vor kurzem auch die Hausweberei.

Die geruhfame Entwicklung hat einen jähen Einschnitt im Jahre 1816 erlitten, als der Typhus eine größere Zahl von Opfern forderte. Da um den 21. November (Maria Opferung) die Seuche überraschend schnell ein Ende fand, wird dieser Tag in Libinsdorf als Feiertag gehalten. Im Pfarrort Münsberg fand an diesem Tag stets ein Gottesdienst mit einer deutschen Predigt statt. Auch der Weltkrieg hat einige Lücken in die Libinsdorfer Bevölkerung gerissen.

Bis zum Jahre 1873 gehörte Libinsdorf als Ortschaft zur Gemeinde Schrdlowitz; erst in diesem Jahr wurde das deutsche Dorf vom tschechischen Nachbarort getrennt und zur selbstständigen Gemeinde erhoben.

Ältere Beschreibungen sind in volksgeschichtlicher Hinsicht für den Ort ohne Bedeutung. Als Schaller 1787 in seiner Topographie Böhmens das Gebiet

behandelte, hatte er für den Hof nur knappe drei Worte übrig ⁷⁾. Aber Sommer mußte 1843 schon mehr zu berichten ⁸⁾: Libinsdorf hatte damals 38 Häuser mit 234 deutschen Einwohnern, deren Vorfahren aus der Gegend von Böhmischem Leipa gekommen sein sollen ⁹⁾; es gab hier eine Privatschule und ein Wirtshaus, die Dorfbewohner beschäftigten sich zum größten Teil mit Garnbleicherei. Die Bevölkerung von Libinsdorf wird 1869 mit 291 Köpfen angegeben. Nach der Volkszählung von 1880 hatte Libinsdorf 281 Einwohner, 272 Deutsche und 9 Tschechen. Die Einwohnerzahl steigt 1890 noch einmal auf 286, davon bekannten sich bereits 46 als Tschechen; 1907 zählt sie aber nur mehr 257 Köpfe, 1910 werden 248 angegeben — davon nur 30 Tschechen —, 1921 fällt sie weiter auf 235, 1930 auf 215. Die Häuserzahl ist von 1843 bis 1930 um 9 auf 47 Stück gestiegen. Der Niedergang der Garnbleichen hat zu dem Bevölkerungsrückgang beigetragen. Wir müssen damit rechnen, daß in der österreichischen Zeit bis 1918, als die Deutschen in den Schulen und auch sonst von Staats wegen nur zu guten „Österreichern“ erzogen wurden, das deutsche Volksbewußtsein bei manchem allmählich verloren ging. Der Zustand der Zweisprachigkeit, in den die Libinsdorfer durch ihre Lage unfreiwillig kamen, mag das seine beigetragen haben. Die bekannten Methoden der tschechischen Volkszählung haben dann 1921 neben 119 Deutschen 116 (angebliche) Tschechen ergeben, in den folgenden 9 Jahren soll die Zahl der Deutschen auf 67 gesunken, die der Tschechen dagegen auf 148 gestiegen sein. Daß hier der Beginn einer Umvolkung vorlag, in der der Zwang der tschechischen Behörden eine Rolle spielte, steht außer allen Zweifeln. Denn die Deutschen sind nicht ausgestorben oder abgewandert. Tschechen sind gewiß zugezogen, aber das erklärt noch nicht ihre hohe Zahl, die eben trotz alledem eine sehr grobe Verfälschung darstellt. Wird doch — laut Mitteilung des jetzigen Bürgermeisters — jetzt die Zahl der Deutschen mit 130 angegeben bei einer Gesamtbevölkerungszahl von 218 Köpfen. Von den Tschechen besitzen, und das ist sehr bemerkenswert, mehr als 60 % nicht die Heimatzuständigkeit, das heißt, daß sie noch nicht zehn Jahre in Libinsdorf leben ¹⁰⁾.

Libinsdorf ist nicht nur auf altem deutschem Kulturboden — denn das ist der gesamte Sudetenraum — gegründet worden, sondern in einem Gebiet, das schon früher deutsche Siedler gesehen hatte, das wenigstens zum Teil zum einstigen deutschen Volksboden gerechnet werden muß. Vom Nordzipfel der Tglauser Deutsch-Tumsinsel oder genauer gesagt vom Ostteil der einstigen Deutsch Broder deutschen Volksinsel zeigen die Karten deutsche Ortsnamen bis Libinsdorf: Uttendorf, das noch eine deutsche Minderheit hat, Kurzdorf, Saibendorf, Mariendorf, Schönfeld, Spieldorf, Spinndorf, Neuhof, Pesendorf, Hüttenhof, Schlaghammer, Neudek, Fighhammer, Frendel — damit sind

⁷⁾ J. Schaller, Topographie des Königreichs Böhmen 6, Wien und Prag 1787, S. 127: „Karl, ein Mayerhof“. Es ist fraglich, ob der Namensform „Karl“ eine volkstümliche Benennung zugrunde liegt.

⁸⁾ J. G. Sommer, Das Königreich Böhmen 11, Prag 1843, S. 176.

⁹⁾ Die irrümliche Herkunftsangabe bei Sommer ist dann in viele Bücher übergegangen.

¹⁰⁾ Die völkische Verteilung des Hausbesitzes geht aus den Abb. auf S. 210 hervor.

wir schon bei Stadt Saar. Südlich und östlich davon finden sich fast keine deutschen Ortsnamen, wichtig ist aber das weiter im Osten gelegene Neustadt; östlich dieses Ortes gibt es einen Flurnamen deutscher Herkunft na špimberku, südlich davon ein Neudorf. Dieses heutige Bild der deutschen Ortsnamen des Gebietes ist gewiß oberflächlich genug, die wirkliche Forschung, die noch nicht eingesetzt hat, wird feststellen, daß hinter dem oder jenem Namen für ein junges Dorf nur der Wille der Herrschaftsbesitzer stand, nicht aber deutsches Bauerntum. Vielleicht ist auch der eine oder andere Name nur umgeformt. Die weitere Forschung wird aber vor allem eine ganze Reihe deutscher Siedlungen außerhalb der oben angeführten Orte und eine Reihe heute verschollener deutscher Ortsnamen nachweisen können. Damit ist noch kaum der Anfang gemacht. Einiges wissen wir vom Nordrand der Tglauer Volksinsel. In Böhmisches Schützen-dorf waren 1350 die Hintersassen des Klosters Frauenthal deutscher Volkszugehörigkeit¹¹⁾, ebenso in dem weiter nördlich gelegenen Samotin, das damals und übrigens noch vor 100 Jahren Lettendorf hieß, ferner in Jilemnitz^{11a)} und in Saibendorf; hier stehen neben 14 Deutschen und 4 Traglichen nur 2 Tschechen. Aber Lettendorf und Böhmisches Schützen-dorf waren ja noch vor 100 Jahren rein deutsch¹²⁾. Schönsfeld heißt in der tschechischen Mundart Sumfelt, was auf ein gesprochenes mitteldeutsches Schön- weist¹³⁾. Für Eishorek konnte 1843 der deutsche Name Eisenberg belegt werden, hier gab es eine „Fuchsteichmühle“, in Sasau westlich von Saar wieder stand ein ehemaliger Meierhof, Höllhof genannt, ein Berg hieß damals Steinhübel¹⁴⁾. Aber noch nicht genug damit. Der westliche Nachbarort von Libinsdorf, Radostin, wurde einst vom „gemeinen Volk Ochsenberg genannt“¹⁵⁾; beim Ort gibt es auch den deutschen Flurnamen Steinhübel (früher Steinberg). Südöstlich von Libinsdorf liegt Světnov am Fuße des „Richterberges“, der offensichtlich seinen Namen von der mit reichem Grundbesitz ausgestatteten Erbrichterei des Dorfes hat. Auch Wojnomjestež hatte vordem einen deutschen Namen, der auch jetzt wieder eingeführt wurde, es hieß Münchsberg¹⁶⁾. Das knapp daneben gelegene Kreuzberg (tschechisch Krucemburk) ist den Libinsdorfern sogar noch in der echten Mundartform Kroitspark geläufig.

Libinsdorf ist demnach in einem Gebiet angelegt worden, in dem schon vorher deutsche Siedler gearbeitet hatten. Es fällt nun auf, daß die Libins-

¹¹⁾ B. Heimann, Die Volkszugehörigkeit der Frauenthaler Hintersassen um 1350, Zeitschrift für sudetendeutsche Geschichte 2, 1938, S. 41 f.

^{11a)} Über die Vertschehung dieses Ortes liegt jetzt eine ausgezeichnete Studie vor: Jilemnitz, ein deutsches Dorfschicksal (ohne Verfasser), Ostland 21, 1940, S. 73 ff.

¹²⁾ Sommer, a. a. O. S. 166.

¹³⁾ Zu dieser Frage E. Schwarz, Die Ortsnamen der Sudetenländer als Geschichtsquelle (Forschungen zum Deutschtum der Ostmarken II, 2), München und Berlin 1931, S. 230 f.

¹⁴⁾ Sommer, a. a. O. S. 169 f.

¹⁵⁾ Ebenda S. 231; Schaller, a. a. O. gibt „Ochsenburg“ an.

¹⁶⁾ Sommer, a. a. O. S. 175. — Alle diese einstigen deutschen Bezeichnungen sind nunmehr die amtlichen deutschen Ortsnamen geworden.

dorfer die Namen einiger Nachbargemeinden in unbedingt alten Lautformen kennen. Es handelt sich dabei vor allem um Saar, tschechisch Zdar, und um Světnov, in Libinsdorf tswitnuf genannt; dort das s= für tschechisches ž= und hier ts= für tschechisches s= zeigen an, daß die Namen vor 1300 in das Deutsche übernommen worden sein müssen, weil nur bis dahin diese Lautersatzverhältnisse möglich waren. Von welchen Deutschen haben nun die Libinsdorfer diese alten Formen übernommen? Wir haben bislang keinen Anhaltspunkt für die Annahme, es hätte sich in der Umgebung von Libinsdorf Deutschtum bis zur Gründung des Ortes erhalten. Vielleicht waren es deutsche Herrschaftsbeamte und -angestellte, die die alten deutschen Namenformen weitertrugen und den Deutschen Libinsdorfs übermittelten. Dann müssen aber diese Schichten einst noch Fühlung mit einem bodenständigen Deutschtum gehabt haben; man kann sich auch nicht recht vorstellen, daß sich durch Jahrhunderte lediglich in einer Beamtenschicht, deren Glieder kommen und gehen, deutsche mundartliche Namensformen halten. Besonders bei tswitnuf = Světnov ist das ganz unwahrscheinlich, da es sich um ein unbedeutendes Dorf handelt.

Nördlich von Libinsdorf liegt der Ort Glashütte, tschechisch Nová Hut; die Libinsdorfer sagen dafür uk to heta auf die Hütte. Unfern davon ist der Berg Šindelny vrch, bei dem allerdings auch das Lehnwort šindel = Schindel vorliegen kann. In Libinsdorf ist auch die sprachgeschichtlich nicht recht durchsichtige, aber jedenfalls alte deutsche Form Pelles¹⁷⁾ für das südlich gelegene Nachbardorf Polníčka durchaus üblich, der Leich daneben ist der „Grundteich“. Östlich von Kreuzberg gibt es wieder ein Neudorf. Auch im Gebiet gegen den Schönhengstgau lassen sich deutsche Ortsnamen nachweisen: Dreibrunn, Neustift (westlich davon ein Rumpoldský (!) mlýn), ein Stück weiter im Osten liegt Niemežke (tschechisch Německé = Deutschenort), Walldorf (tschechisch Valdorf), Karlstein (tschechisch Karlštejn!), Hammer, Schönfeld bei Hlinsko, Humberg; mit Magdorf, Alt und Neu Steinberg, Ullersdorf, Breitenthal, Baumgarten sind wir schon vor den Toren der einst deutschen Stadt Politzka, im verlorengegangenen deutschen Volksboden am Südwesteck des Schönhengst angelangt.

Im Gebiet zum Schönhengst hin sind die heute noch nachweisbaren deutschen Ortsnamen zwar recht schütter, aber auch hier wird uns erst eine eingehende Forschung klarer sehen lassen.

Zahlenmäßig gesehen ist die deutsche Volksinsel Libinsdorf gewiß recht unbedeutend, auch wirtschaftlich spielt sie keine Rolle. Sie ist aber wegen ihrer Lage zwischen der Tglauer Deutschumsinsel und dem Schönhengstgau für die Volkspolitik von großer Bedeutung.

¹⁷⁾ Schwarz, a. a. O. S. 175.

Ludwig Petry

Bibliographische Hilfsmittel für Arbeiten gesamtschlesischer Zielsetzung

Wer daran geht, sich für eine wissenschaftliche Untersuchung von Fragen der schlesischen Stammesgeschichte die einschlägigen Veröffentlichungen zusammenzustellen, sieht sich der gleichen Schwierigkeit gegenüber, wie sie für kartographische Arbeiten über den gesamtschlesischen Raum im vorigen Bande dieses Jahrbuches Herbert Schlenger dargelegt hat. Wie für die Durchführung von Landesaufnahmen liegt auch für die bibliographische Sammlung von Buch- und Aufsatztiteln die Anknüpfung an eine kleinere oder größere Verwaltungseinheit am nächsten. In den preussischen Provinzen ist seit 1824 die Ablieferung eines Pflichtstückes seitens der Verleger an die zuständige Staatsbibliothek vorgeschrieben. Daraus ergibt sich, daß diese Bibliotheken die in ihrer Provinz erschienenen heimatgeschichtlichen Bücher und Zeitschriften vollzählig enthalten, während für das Schrifttum jenseits der Provinzgrenze diese Vollständigkeit schon nicht mehr gewährleistet ist; jede bibliographische Sammlung stößt also auf technische Schwierigkeiten, sobald ihr Arbeitsfeld über den Bereich der Heimatprovinz hinausgeht. Diese Schranken der Materialbeschaffung werden aber noch dadurch unterstrichen, daß durchweg auch die Auftraggeber solcher Bibliographien — wie etwa die historischen Vereine und wissenschaftlichen Kommissionen — provinziell ausgerichtet sind. Hierzu tritt im Falle Schlesiens die Besonderheit, daß seit 200 Jahren seine Provinzgrenzen auf weite Strecken zugleich Außengrenzen des preussischen Staates gewesen sind und daß die schlesische Geschichte zugleich lebhaft von der böhmisch-mährischen und der polnischen Landesforschung deutscher wie fremder Zunge mitbehandelt worden ist.

Die heute maßgebenden Bibliographien für Schlesien sind überdies in jener Zeitspanne nach Versailles entstanden, die unserem Stamm eine besonders weitgehende politische Zerküftung gebracht hat: Damals war die preussische Vorkriegsprovinz nicht nur um die ostoberschlesischen Kreise, um das Hultschiner Ländchen und einige niederschlesische Grenzstriche verkleinert, sondern zerfiel außerdem noch in zwei selbständige Provinzen Niederschlesien und Oberschlesien; das alte Österreichisch-Schlesien war zum größeren Teil der Tschecho-Slowakei, zum kleineren Polen überantwortet, und die restlichen Stammesglieder im Vorfeld des einstigen Preussisch- und Österreichisch-Schlesien sahen sich auf die tschecho-slowakischen Länder Böhmen und Mähren bzw. auf die polnischen Wojwodschaften Krakau, Kielce, Lodsch und Posen verteilt. Die Ungunst dieser Voraussetzungen muß man sich vor Augen halten,

um den ersten bibliographischen Unternehmungen der Nachkriegszeit gerecht zu werden; umgekehrt darf aber die Unzulänglichkeit der bibliographischen Hilfsmittel so wenig wie die der kartographischen heute noch ein ernstes Hindernis sein, Fragen, die eine gesamtschlesische Betrachtungs- und Arbeitsweise erfordern, einer unberechtigten Beschränkung auf die bisherigen Verwaltungseinheiten zu unterwerfen.

Die folgenden Ausführungen wollen daher einmal die als „Schlesische Bibliographien“ auftretenden Werke nach ihrer räumlichen Zielsetzung kennzeichnen und dabei zweitens auf Wege hinweisen, welche vorhandene Mängel gesamtschlesischer Erfassung auszugleichen vermögen. Wenn sich dann aus dieser Betrachtung zugleich ein Einblick in die Fortschritte gesamtschlesischen Bewusstseins auf bibliographischem Felde ergibt, so wird diese Nebenfrucht unserer Zusammenstellung nicht unwillkommen sein.

Wie die preußische Provinz seit 1742 — selbst in den blutenden Grenzen nach Versailles — stets das Kernstück des schlesischen Stammesraumes gewesen ist, so sind auch die heute maßgeblichen Bibliographien jene, deren Träger oder mindestens Mitträger die 1922 begründete Historische Kommission für diese Provinz Schlessien ist. Es handelt sich hier um folgende Veröffentlichungen:

1. Viktor Voeme: Bibliographie der schlesischen Geschichte (Schles. Bibliographie Bd. 1) Breslau 1927, XII u. 587 S.
2. Ernst Boehlich: Bibliographie der schlesischen Vor- und Frühgeschichte (ebenda Bd. 2) Breslau 1929, XIV u. 400 S.
3. Ernst Boehlich: Bibliographie der schlesischen Volkskunde (ebenda Bd. 3) Breslau 1930, XXXII u. 877 S.
4. Herbert Gruhn: Bibliographie der schlesischen Kunstgeschichte (ebenda Bd. 6, 1. Hälfte) Breslau 1933, XV u. 357 S.
5. Johannes Hübner: Bibliographie des schlesischen Musik- und Theaterwesens (ebenda Bd. 6, 2. Hälfte) Breslau 1934, XV u. 280 S.
6. Hans Jessen: Literatur zur schlesischen Geschichte für die Jahre 1926 und 1927, Breslau 1928, 108 S.
7. Hans Jessen: Literatur zur schlesischen Geschichte für das Jahr 1935 (Zeitschr. d. Vereins f. Gesch. Schlesiens 70, 1936, S. 345—410).
8. Hans Jessen: Literatur zur schlesischen Geschichte für das Jahr 1936 (ebenda 71, 1937, S. 420—87).
9. Kurt Willner: Literatur zur schlesischen Geschichte für das Jahr 1937 (ebenda 72, 1938, S. 399—468).
10. Kurt Willner: Literatur zur schlesischen Geschichte für das Jahr 1938 und Nachträge (ebenda 73, 1939, S. 368—431).
- Ludwig Petry: Literatur zur schlesischen Geschichte für die Jahre 1928
11. bis 1934 (vor der Drucklegung).

Nehmen wir die vorgeschichtliche Bibliographie entsprechend dem zeitlichen Vorrang ihres Stoffes vorweg. Sie ist in unserem Zusammenhange mitzubehandeln, da sich in der ostdeutschen Geschichte das Arbeitsfeld der Spatenforschung und der auf schriftliche Überlieferung gegründeten Quellenforschung für rund 800 Jahre, nämlich für die Zeit von der Völkerwanderung bis zur deutschen Landnahme des 13. Jahrhunderts, überschneiden, so daß die für die schlesische Stammesbildung wichtigen Fragen der germanischen Siedlungskontinuität im Osten und der slawischen Ausbreitung auch den Erkenntnismitteln der Vorgeschichtsforschung unterliegen. Wir haben in dem Bande von Boehlich (2) eine Zusammenstellung des vorgeschichtlichen Schrifttums bis zum Erscheinungsjahr 1928 einschließlich für den Bereich der preussischen Vorkriegsprovinz mit Nennung der wichtigsten Literatur auch für Österreichisch-Schlesien. An Boehlich schließt sich — im wesentlichen mit dem gleichen räumlichen Geltungsbereich — die Literaturübersicht „Schriften zur Vor- und Frühgeschichte Schlesiens“, die seit 1929 jährlich in den „Alt-schlesischen Blättern“ gegeben wird und das Schrifttum bietet, soweit es nicht in diesen Blättern selbst oder in der zweiten Veröffentlichung des Altertumsvereins, der Bandreihe „Alt-schlesien“, erschienen ist, und außerdem noch eine Jahresübersicht ohne diese letzte Einschränkung, die seit 1926 das von Martin Jahn herausgegebene „Nachrichtenblatt für deutsche Vorzeit“ bringt. Für den sudetenschlesischen Teil werden diese Übersichten ergänzt durch die Zusammenstellung von J. Štutil: „Bibliographie der tschechoslowakischen Vor- und Frühgeschichte 1914—1924“ in der Zeitschrift „Sudeta“ VII, 1931, S. 89 ff., und durch die laufenden Berichte im „Vorgeschichtlichen Jahrbuch“ für die Erscheinungsjahre 1924—27 und im „Nachrichtenblatt für deutsche Vorzeit“ für die Erscheinungsjahre 1926—30 und wieder seit 1933.

Für die geschichtliche Bibliographie im engeren Sinne sind wir derzeit noch auf den ersten Band der „Schlesischen Bibliographie“ angewiesen, den Viktor Loeve im Sommer 1927 abgeschlossen hat (1). Loeve verzeichnet die Erscheinungen bis 1925 einschließlich mit einzelnen Nachträgen für 1926 und 1927 in Anlehnung an die älteren historischen Grenzen Schlesiens, d. h. er bezieht Österreichisch-Schlesien in seine Sammlung ein, während er die erst 1815 mit Schlesien vereinigte preussische Oberlausitz nicht berücksichtigt. Dieser Verzicht sowie die unzulängliche Heranziehung des fremdsprachigen Schrifttums lassen den Loeveschen Band bereits heute als recht überholungsbedürftig erscheinen. Erwägungen dieser Art sind in der Tat seit Jahren im Gange, und die Ausweitung auf das polnische und tschechische Schrifttum ist schon vorbereitet worden; über die Form der Neubearbeitung läßt sich aber im Augenblick noch nichts Endgültiges aussagen. Wie Loeve in gesamtschlesischer Hinsicht ergänzt werden kann, soll unten erörtert werden, wenn wir die übrigen Nummern unserer Zusammenstellung besprochen haben.

Den Schritt von der provinziellen bzw. territorialgeschichtlich begrenzten Titelsammlung zur stammesmäßig ausgerichteten vollzieht aus naheliegenden Gründen der dritte Band der „Schlesischen Bibliographie“. Eine volkswundliche Literaturübersicht mußte die bisherige Raumbegrenzung sprengen, wollte sie nicht unbefriedigendes Stückwerk bleiben. So berücksichtigt Boehlich (3), der wie im vorgeschichtlichen Band die Erscheinungen bis 1928 einschließlich umfaßt, neben der preussischen Provinz von 1918 und Österreichisch-Schlesien erstmalig die „deutsch-böhmischen Siedlungsgebiete längs der schlesisch-böhmischen Grenze“, unter denen wir auch den Schönhengstgau und das Ruhländchen einbezogen finden. Vor allem seine Abschnitte VII (Stammesart des Schlesiens), VIII (Sprache), IX (Siedlung), X (Haus und Hof), XI (Gerät und Tracht, Volkskunst) und XIX (Namengebung) enthalten ergiebige Hinweise für stammesgeschichtliche Untersuchungen. Eine Fortsetzung durch besondere laufende Jahresberichte hat diese volkswundliche Bibliographie — im Gegensatz zur vorgeschichtlichen — nicht gefunden, ebenso wenig wie die von sudetendeutscher Seite herausgegebenen Bände von E. Hobinka (Bibliographie der deutschen Volkskunde für Mähren-Schlesien, Beiträge zur sudetendeutschen Volkskunde Bd. 18, Heft 1, Reichenberg 1928, 124 S.) und A. Hauffen (Bibliographie der deutschen Volkskunde in Böhmen, aus dem Nachlaß hrsg. von G. Jungbauer, ebenda Bd. 20, Reichenberg 1931, LI u. 399 S.), deren Erfassungsraum sich für das sudetenschlesische Gebiet mit Boehlich überschneidet und so eine willkommene Überprüfungsmöglichkeit der Breslauer Zusammenstellung gewährt.

Von weiteren Sonderbänden geschichtlicher Ausrichtung sind sodann in der „Schlesischen Bibliographie“ noch die Bände von Herbert Gruhn (4) und Johannes Hübner (5) erschienen. Das fortschreitende Bewußtsein schlesischer Stammesverbundenheit wird in beiden deutlich: Bei Gruhn, der die kunsthistorische Literatur bis zum Erscheinungsjahr 1931 einschließlich in den Staatsgrenzen von 1918 verzeichnet, wenigstens in der Entschuldigung des Vorwortes, daß eine Ausdehnung auf den gesamtschlesischen Stammesraum Aufgabe und Kraft eines Bearbeiters überstiegen hätte — bei Hübner dagegen in der ausgesprochenen Zielsetzung, mit seiner gleichfalls bis 1931 reichenden Titelsammlung für Musik- und Theaterwesen den gesamtschlesischen Bereich zu erfassen.

Diese bibliographischen Längsschnitte für bestimmte Zweige des geschichtlichen Lebens, wie sie in den bisher besprochenen Bänden vorliegen, mit ihrer einmaligen Erfassung des Titelbestandes bis zu einem bestimmten Stichjahr verlangten notwendig eine Ergänzung durch laufende Literaturübersichten, wollte man nicht bis zum Erscheinen einer Neuauflage oder eines Nachtragbandes eine von Jahr zu Jahr empfindlichere Lücke aufreißen lassen. Ein Anfang wurde bereits im Jahre 1928 gemacht, als Hans Jessen seinen Literaturbericht für die Jahre 1926/27 herausbrachte (6), womit zunächst der Band von

Loewe gewissermaßen um zwei Jahre angelängt war. Dann aber trat mehrere Jahre hindurch eine Pause in der regelmäßigen Berichterstattung ein, um erst 1935 einer Neuregelung Platz zu machen, die seitdem die bibliographische Arbeit in Schlesien bestimmt.

Als gemeinsame Veröffentlichung der Historischen Kommission für Schlesien und des Vereins für Geschichte Schlesiens erscheint seit 1936, erstmalig für das Berichtsjahr 1935, eine jährliche Literaturübersicht in der Zeitschrift des Vereins, die zuerst von Hans Jessen zusammengestellt wurde (7 und 8), seit 1938 von Kurt Willner (9 und 10). Sie setzt als jährlicher Querschnitt die Bibliographien von Loewe, Gruhn und Hübner fort, ist grundsätzlich gesamtschlesisch ausgerichtet, verzeichnet unter Mithilfe von Wilhelm Witte das Schrifttum in polnischer und — in einem eigenen von Emil Schieche beige-steuerten Ergänzungsbericht — dasjenige in tschechischer Sprache und bietet schließlich — ohne Rücksicht darauf, daß der entsprechende Grundband infolge widriger Umstände bisher nicht zustande gekommen ist — einen besonderen Abschnitt über schlesische Literatur und Sprache. Wenn auch der verfügbare Raum von rund vier Druckbogen (was einer Zahl von 800—900 Nummern entspricht) nicht die Veröffentlichung aller gesammelten Titel erlaubt, sondern zu einer gewissen Auswahl nötigt, so stehen doch die ausgeschiedenen Nummern, die zusammen mit den abgedruckten im Staatsarchiv hinterlegt werden, dort für die wissenschaftliche Benutzung zur Verfügung. Damit sind also seit dem Berichtsjahr 1935 alle Wünsche nach einer gesamtschlesischen Bibliographie hinreichend erfüllt.

Diese zeitliche Grenze wird sich aber nun um weitere sieben Jahre rückwärts verschieben durch den letzten der obengenannten Bände, der die Lücke der Jahre 1928—1934 schließen soll (11). Er ist von vornherein gesamtschlesisch und — unter Mithilfe von Heinz Brauner, Bertold Spuler, vor allem aber von Arnulf Schroeder — mit weitgehender Berücksichtigung alles fremdsprachigen Schrifttums von dem Berichterstatter angelegt worden. Obgleich auch hier unter dem Zwange starker Einsparungen nur eine Auswahlveröffentlichung geboten werden kann, so soll doch die gleiche Lösung wie im Falle der laufenden Jahresübersichten eine Einsichtnahme in die ungedruckten Titel im Staatsarchiv ermöglichen. Dieser nachträgliche Literaturbericht bedeutet somit eine zeitliche und räumliche Ergänzung. Für Musik- und Theaterwesen genügte die Erfassung der Erscheinungsjahre 1932—1934, für die Kunstgeschichte trat hierzu die gesamtschlesische Auffüllung auch für die vorausgehende Spanne von 1928—1931, für die Literaturgeschichte ergab sich — bei der Ungewißheit hinsichtlich einer künftigen Gesamtbibliographie — die Notwendigkeit, den ganzen Zeitraum 1928—1934 auf gesamtschlesischer Grundlage zu erfassen, und die gleiche Aufgabe war für die übrigen Zweige des geschichtlichen Lebens gestellt, um hier den Anschluß an die Bibliographie von Loewe (1) und den Zweijahresbericht von Jessen (6) zu finden.

Das Ergebnis für unsere Hauptfrage ist also folgendes: Bis zum Erscheinungsjahr 1928 zurück leistet eine sinngemäße Heranziehung der besprochenen bibliographischen Hilfsmittel den erforderlichen Dienst; muß die stammesgeschichtliche Forschung jedoch auf Veröffentlichungen früherer Jahre zurückgreifen, so findet sie nur für Musik und Theaterwesen und für bestimmte Fragen volkswundlicher Art bei Hübner (5) und Boehlich (3) das gesamtschlesische Schrifttum an einer Stelle vereinigt; für die meisten Zweige des geschichtlichen Lebens ist sie dann auf Bibliographien angewiesen, die nicht in der preußischen Provinz entstanden sind. Wir können sie scheiden in Zusammenstellungen mehr lokaler Art, die gewöhnlich von der deutschen Heimatforschung veranlaßt worden sind, und solche mit weitergespanntem Rahmen, die zumeist ein Werk unserer slawischen Nachbarn sind.

Nehmen wir die zweite Gruppe vorweg, so ergibt sich für die tschechische und die polnische Seite ein ganz ähnliches Bild. In beiden Fällen besitzen wir eine einmalige Bibliographie aus der Zeit vor dem Weltkrieg, an die sich dann — hier unmittelbar, dort mit gewissen Lücken — laufende Jahresübersichten in der führenden historischen Zeitschrift des betreffenden Volkes anschließen. Auf tschechischer Seite ist dies das fünfbandige Werk von Č. Zibrt: Bibliografie české historie (Bibliographie der böhmischen Geschichte), Prag 1900 bis 1917, dessen chronologischer Teil allerdings nicht über das 17. Jahrhundert hinausge langt ist, und die laufende Zusammenstellung seit 1905 im Český časopis historický (Tschechische Historische Zeitschrift), auf polnischer Seite das dreibändige Werk von Ł. Sienkel: Bibliografia historyi polskiej (Bibliographie der polnischen Geschichte), Krakau 1889—1906, dessen Neuauflage vor zehn Jahren nicht über einen ersten Teilband hinausge langt ist, und die Jahresübersichten im Kwartalnik historyczny (Historische Vierteljahrschrift); dazu tritt polnischerseits noch die für das nordöstliche Stammesvorfeld unserer Provinz ergiebige Zusammenstellung von A. Wojtkowski: Bibliografja historji Wielkopolski (Bibliographie der Geschichte Großpolens), Posen, in Lieferungen seit 1934, die für den personengeschichtlichen Teil vollständig vorliegt, während sie für den ortsgeschichtlichen immerhin bis zum Buchstaben Et vorge schritten ist.

Wenn auch der räumliche Erfassungsbereich dieser tschechischen und polnischen Bibliographien unter dem Gesichtspunkt historischer Landes- und jüngerer Volksgrenzen durchweg nicht nur „Zufühlung“ mit unseren provinziell begrenzten schlesischen Bibliographien bewirkt, sondern meist noch erheblich auf das Gebiet der preußischen Provinz Schlesien hinübergreift, also oft zu weitgehenden Überschneidungen führt, so darf man natürlich bei derartigen bibliographischen Werken fremder Nachbarvölker auf kein liebevolles, auf möglichste Vollständigkeit bedachtes Zusammentragen jener Arbeiten rechnen, die uns unter gesamtschlesischem Blickwinkel wichtig erscheinen. Immer wieder wird es daher nötig sein, unsere Suche nach stammesgeschichtlichem Schrifttum

vor dem Erscheinungsjahr 1928 auch auf jene Sonderbibliographien auszu dehnen, welche den Randgebieten unseres Stammes außerhalb der früheren Provinzgrenzen gewidmet sind.

Die hauptsächlichsten von ihnen seien deshalb hier zum Schluß noch kurz angeführt. Um im Westen zu beginnen, so sei für die bei Voetve nicht berücksichtigte preussische Oberlausitz verwiesen auf R. Bemann: Bibliographie der sächsischen Geschichte, 3 Bände, Leipzig 1918—1928, und auf die jährliche Übersicht der Oberlausitzer Literatur in alphabetischer Folge der Verfasser, die seit fast 50 Jahren R. Jecht im Neuen Lausitzischen Magazin bietet. Für das Stammesgebiet jenseits der Südwestgrenze der alten preussischen Provinz erweisen sich die oben bereits genannten volkskundlichen Bibliographien von Hobinka und Hauffen-Jungbauer als recht ergiebig, da sie eigene Unterabschnitte über allgemeine Geschichte, Besiedlungs- und Bevölkerungs geschichte, Rechts- und Wirtschaftsleben, Sprachwissenschaft und Namenkunde enthalten und durchweg die einzelnen Heimat-, Bezirks- und Ortskunden heranziehen. Den gleichen Aufbau wie diese beiden Bände zeigt auch eine dritte in derselben Reihe erschienene volkskundliche Bibliographie, das Buch von H. Réz: Bibliographie der deutschen Volkskunde in den Karpatenländern (Beiträge zur sudetendeutschen Volkskunde, Bd. 18, Heft 2, Reichenberg 1934, IX u. 155 S.). Es ist für uns wichtiger, als der Titel zunächst erkennen läßt, da Réz unter dem Deutschtum der Karpatenländer nicht nur die Volksinseln der Slowakei und der Karpatenukraine versteht, sondern auch das neuzeitliche Deutschtum in Galizien und das alte im Teschener Schlesiens einbegreift, so daß wir in jedem seiner Kapitel einen eigenen Abschnitt finden, der das einschlägige Schrifttum über den wichtigen Südostpfeiler des schlesischen Stammesraumes, die alte Sprachinsel Bielitz-Biala, verzeichnet. Für dasselbe Gebiet besitzen wir außerdem noch eine eigene Schrifttumsübersicht in der Zusammenstellung von W. Ruhn und G. Schlauer: Das Schrifttum über die Bielitzer Sprachinselgruppe (Karpatenland, Jahrg. 3, 1930, S. 36—43 u. 86—90). Für die beiden Teile des einstigen österreichischen Kronlandes, das sog. Ostschlesien (Teschener Land) und Westschlesien (Troppau-Jägerndorfer Gebiet und südliches Bistumsland), verdienen schließlich die meist jährlich gegebenen Literaturberichte unsere Aufmerksamkeit, die 1907—1929 in der Zeitschrift für Geschichte und Kulturgeschichte Österreich-Schlesiens (seit 1919 für Geschichte und Kulturgeschichte Schlesiens), getrennt nach deutschen, polnischen und tschechischen Veröffentlichungen, erschienen sind.

Diese Hinweise mögen genügen, um für Arbeiten, die vor dem Erscheinungsjahr 1928 liegen, die Erfassungsmöglichkeiten im gesamtschlesischen Rahmen aufzuzeigen. Wir sehen, daß es Wege genug gibt, um der territorialen Einseitigkeit der älteren Bibliographien weitgehend abzu helfen, wir erlauben aber zugleich nochmals den Fortschritt, der im abgelaufenen Jahrzehnt auf bibliographischem Gebiete durch eine bewußt gesamtschlesische Ausrichtung erzielt

worden ist. Um so mehr muß es ein dringendes Anliegen der maßgebenden Stellen sein, das Erreichte nach Kräften festzuhalten und die zur Zeit in vielfacher Hinsicht erforderlichen Einschränkungen des wissenschaftlichen Arbeitsprogramms so durchzuführen, daß die bibliographische Betreuung der gesamtschlesischen Belange vor schwer wieder gutzumachenden Versäumnissen bewahrt bleibt.

Elfriede Oberbeck

Schlesiens Handel und Gewerbe im Wirtschaftsjahr 1939

„In gleicher Weise wie das deutsche Volk kann sein schlesischer Stamm“, so wurde am Schluß des Wirtschaftsberichts für das Jahr 1938 an dieser Stelle ausgeführt, „auf ein arbeits- und erfolgreiches Jahr zurückblicken. Geschichtliche Ereignisse haben sich in seinem Raum abgespielt, die weiterwirken werden. In Ost- und Südosteuropa sind im Jahre 1938 starke politische und wirtschaftliche Kräfte in Bewegung gekommen, die nicht so bald einen Beharrungspunkt finden werden.“ Schneller, als vorausgeahnt werden konnte, traten im Ostraum die politischen Veränderungen ein, die den großschlesischen Raum aus der Enge seiner Grenzen heraushoben und ihm seine wirtschaftliche Einheit wiedergaben. Alles Land, das unter den Begriff Großschlesien fiel, also außer Ostoberschlesien auch Teschen, Bielitz-Biala und das Dobruškaer Gebiet, ist mit der Provinz Schlesien zum ersten Male, seitdem dieser Raum aus der geschichtlichen Dämmerung heraufstieg, vereinigt. Was einstmal Bauern, Handwerker und Kaufleute aus Schlesien und anderen deutschen Gauen hier aufbauten und später deutscher Unternehmergeist an industriellen Werken schuf, soll nun zu einem festgefügtten Wirtschaftsorganismus zusammenwachsen und zu einem der wichtigsten Faktoren des Kriegspotentials der deutschen Wehrkraft werden.

Bei einem Rückblick auf die Entwicklung der schlesischen Wirtschaft im Jahre 1939 drängen sich in den Vordergrund die politischen Ereignisse, die auch ins Wirtschaftsleben ihre Spuren einzeichnen. So die Niederwerfung Polens in dem 18tägigen Feldzuge und der Krieg, den die Westmächte Deutschland mit dem Ziele aufzwangen, Reich und Volk in die politische und wirtschaftliche Ohnmacht wieder zurückzustößen und das zu vollenden, was sie 1919 in Versailles angeblich versäumt hatten. Während durch die Neuordnung im mitteleuropäischen Raum im Jahre 1938 mit dem Anschluß der Ostmark und des Sudetenlandes und im März 1939 durch die Errichtung eines Protektorats

Böhmen und Mähren aus den Trümmern des künstlichen Staatsgebildes Tschecho-Slowakei die Zusammenschaffung und einheitliche Ausrichtung der Wirtschaft Mitteleuropas begonnen wurde, verstrickte Polen sich immer mehr in einen unnatürlichen Gegensatz zum Deutschen Reich. Obwohl Polen sich noch an der Breslauer Messe mit Landmaschinenmarkt 1939 beteiligte und auch an den zwischenstaatlichen Wirtschaftsbesprechungen teilnahm, war die Warschauer Regierung, unterstützt von Paris und London, bestrebt, die Vernichtung der deutschen Volksgruppe in Polen beschleunigt fortzusetzen und den Handelsverkehr mit Deutschland weiter zu drosseln. In Schlesien machte sich diese deutschfeindliche Politik sowohl im Handelsverkehr als auch in der Tatsache bemerkbar, daß zahlreiche Flüchtlinge, zum Teil nur mit dem Notwendigsten versehen, über die Grenze kamen.

Als Deutschland die aberwitzige Herausforderung Polens Anfang September mit dem vernichtenden Gegenschlag beantwortete, war die schlesische Wirtschaft weiter im Aufstieg begriffen und mit der Durchführung großer und der Aufstellung neuer Pläne beschäftigt. Nicht nur der Vierjahresplan erforderte die Verstärkung aller produktiven Kräfte, auch die politischen Ereignisse im März 1938 und 1939 mußten auf wirtschaftlichem Gebiet ihre Auswirkungen erfahren. Je deutlicher die Absicht der Westmächte hervortrat, Deutschland am Aufbau eines starken Mitteleuropa zu verhindern und mit Krieg zu überziehen, desto stärker mußten die wirtschaftlichen Kräfte angespannt werden.

Für die Aufwärtsentwicklung der schlesischen Wirtschaft im Jahre 1939 gibt es viele Einzelmerkmale, die, zusammengefaßt, ein sehr bemerkenswertes Bild schlesischer Wirtschaftskraft vermitteln. Die Zahl der beschäftigten Arbeitnehmer erreichte um die Mitte des Jahres 97,3 v. H. aller vorhandenen Arbeiter und Angestellten. In den Monaten Januar bis Juni 1939 war die verwertbare Förderung an Steinkohle um 8,4 v. H. größer als in der gleichen Zeit des Vorjahres, während der Inlands- und Auslandsabsatz um 20 v. H. stieg. Auch die Förderung und Bricketherstellung des niederschlesischen Braunkohlenreviers waren beträchtlich höher als 1938. In der schlesischen Zementindustrie konnte, obwohl bereits 1938 in Erzeugung und Absatz ein Höchststand erreicht worden war, 1939 die Erzeugung erneut um 13 v. H. und der Absatz um fast 6 v. H. gesteigert werden. Eine Absatzerhöhung liegt auch bei den Elektrizitätswerken, den Kokereien und Gaswerken vor. Planmäßig fortgesetzt wurde die Erschließung von Bodenschätzen, die Erzeugung von Zellwolle, die Kohleveredlung sowie die Errichtung neuer und die Erweiterung alter industrieller Forschungsstätten. Diesem kräftigen Pulschlage der Wirtschaft entspricht die weitere Steigerung des Gesamteinkommens, des Aufkommens an Lohn-, Besitz- und Verkehrssteuern sowie der Spareinlagen.

Auch das soziale Leistungsstreben der Betriebe fand 1939 seine Fortsetzung. Die Beträge, die von den schlesischen Betrieben, großen wie kleinen, für

ordentliche und außerordentliche soziale Leistungen aufgebracht werden, haben 1939 wieder viele Millionen Reichsmark betragen. Der Abstand, der in dieser Hinsicht zwischen Deutschland und dem Auslande besteht, wird immer größer.

Für den harten Lebenswillen und das Bestreben, die Wirtschaftskraft zu stärken, die seit 1933 die deutsche Nation beherrschen, spricht aber nicht nur die Hebung des sozialen Lebensstandes des schaffenden Volkes, sondern auch die Tatsache, daß selbst in dem politisch so kritischen Jahre 1939 an allen großen Vorhaben in Schlessien sowohl in der Produktion als auch im Verkehrswesen weitergearbeitet und die Breslauer Messe als ein Spiegel der schlesischen Wirtschaft in bedeutend erweitertem Rahmen durchgeführt wurde. In Westoberschlessien gingen die Bauten, die der Erfüllung des Vierjahresplans dienen, das ganze Jahr hindurch, auch während des Polenfeldzuges, weiter, ebenso der Bau der Reichsautobahnen, so der Bau der schlesischen Strecke der Autobahn Berlin—Wien. Die Regulierung der Flüsse und die Oderbauten wurden zwar durch die verschiedenen Hochwasser gestört, der Wasserstraßenbau Schlesiens hat aber gegen Ende des Jahres einen historischen Tag erlebt: die Einweihung und Inbetriebnahme des Adolf-Hitler-Kanals und des zweitgrößten Binnenhafens Ostdeutschlands, Gleiwitz, durch den Stellvertreter des Führers. Am gleichen Tage tat Rudolf Heß den ersten Spatenstich zum Oder-Donau-Kanal in Blechhammer bei Heydebreck, wo der Oder-Donau-Kanal in den Adolf-Hitler-Kanal einmünden wird. Sowohl die Teilnahme des Stellvertreters des Führers als auch die Anwesenheit des Reichsverkehrsministers bei dem Einweihungsakt und die grundsätzlichen Ausführungen, die dabei gemacht wurden, geben den Beweis, daß eine neue Zeit für das schlesische Verkehrswesen, das lange unter dem Druck der Verkehrs„ferne“ stand, anbricht. Schlessien wird das Verkehrsnetz — Eisenbahnlinien, Autobahnen, Wasserstraßen, Fluglinien — erhalten, dessen es zur völligen Ausschöpfung seiner in reichem Maße vorhandenen Produktivkräfte bedarf.

Mit der politischen Neuordnung des mittleren europäischen Ostens, die Deutschland mit der Waffe gegen die Herausforderung Polens erkämpfte, haben sich die Grundlagen der schlesischen Produktion bedeutend erweitert. Im Osten wurde das Versailler Landraubsystem endgültig beseitigt. In stärkstem Maße wird davon die schlesische Wirtschaft berührt. Ihre wirtschaftsgeographische Lage verschob sich durch das im Osten vorgelagerte deutsche Interessengebiet mehr nach der Mitte der europäischen Wirtschaft hin. In West- und Ostoberschlessien und in den anschließenden schwerindustriellen Gebieten von Dombrowa und dem Olsarevier sind stabile Grundlagen für einen noch gar nicht zu übersehenden Wirtschaftsaufbau im ganzen schlesischen Raum vorhanden. Ebenso wie die Industrie in Westdeutschland stützt sich das große schlesische Industriegebiet auf den Grundstoff Kohle. Das ostoberschlesische Kohlenrevier zeichnet sich durch eine besonders günstige geologische Lage aus, und bei verhältnismäßig niedrigen Teufen ist die Mächtigkeit der Flöze

beträchtlich höher als in anderen Kohlenrevieren. Milliarden von Tonnen sind vorhanden, wobei zu berücksichtigen bleibt, daß die Vorkommen im ehemaligen polnischen Gebiet zum Teil noch der Erforschung harren.

Will man sich eine Vorstellung machen von den für Schlesien wieder zurückgewonnenen Bodenschätzen, so muß noch einmal kurz auf die Verluste durch die Versailler Grenzziehung hingewiesen werden. Der Verlust Ostoberschlesiens bedeutete den Ausfall von drei Viertel der früheren oberschlesischen Steinkohlenförderung, von fast fünf Sechstel der Blei- und Zinkerzgewinnung, der ganzen Eisenerzgewinnung, mehr als der Hälfte der Hochofenindustrie, von zwei Drittel der Stahl- und Walzwerke. 1912 wurden in Deutschland 175 Millionen Tonnen Steinkohle gefördert, davon in Ostoberschlesien 31, in Westoberschlesien 10,5 Millionen Tonnen, an Zink- und Bleierzen 755 000 Tonnen, davon 595 000 Tonnen oder 80 v. H. in Oberschlesien, an Rohzink 313 000 Tonnen, davon 177 000 Tonnen in Oberschlesien. Daraus geht klar hervor, welche Bedeutung die staatspolitischen Veränderungen des Jahres 1939 allein für die deutsche Rohstofflage haben. Aus dem Mährisch Ostrau-Karminer Becken können ausreichende Mengen hochwertiger Koks- und Rohkohle bezogen werden.

Für Schlesiens Wirtschaft haben die politischen Ereignisse des Jahres 1939 eine Entwicklung von historischen Ausmaßen angebahnt. Zunächst war es jedoch notwendig, die Betriebe im zurückgewonnenen und neu erworbenen Gebiet wieder in Gang zu setzen. Gleich hinter den unaufhaltsam ostwärts marschierenden Truppen rückten mit den Eisenbahnern und Verwaltungsbeamten die wirtschaftlichen und technischen Sachleute ein und übernahmen die Leitung der Werke, die, zum größten Teil nur wenig beschädigt, von den polnischen Direktoren und Ingenieuren verlassen worden waren. Gauleiter und Oberpräsident Wagner hatte in dem Leiter der Wirtschaftskammer Schlesien, D. Fißner, einen tatbereiten Mitarbeiter für die wirtschaftliche Einordnung der neuen Gebiete in die deutsche Wirtschaft und die schnelle Wiederaufnahme der Arbeit in den stillgelegten Industriewerken gefunden. Ihm zur Seite standen Betriebsleiter, Ingenieure und Techniker, die mit den oberschlesischen Verhältnissen gut vertraut waren und aus den vielen tausend Volksdeutschen sich in kurzer Zeit einen arbeitsfreudigen Gefolgschaftsstamm bilden konnten. Bereits Anfang Dezember war der erste Abschnitt deutscher Aufbauarbeit in Ostoberschlesien beendet, ein neuer Regierungsbezirk Kattowitz gebildet, Warenpreis- und Lohnniveau dem deutschen angeglichen sowie die Lebensmittelversorgung, für die in den ersten Wochen nach der Befreiung die NSB. eingesetzt worden war, gesichert. Ebenso haben gegen Ende des Vorjahres die Kreditinstitute und Versicherungsgesellschaften ihre Tätigkeit aufgenommen. Durch den raschen Aufbau der Handelskammern in Kattowitz und Teschen sowie durch das tatkräftige Eingreifen der verschiedenen Gliederungen der Wirtschaftskammer Schlesien gelang es, die ostoberschlesische Wirtschaft

schnell in den Organisationsrahmen der Wirtschaft des Reiches einzufügen. Bald nach der Aufnahme der Arbeit in den Gruben und Hütten und in den weiterverarbeitenden Werken sind soziale Einrichtungen in den Betrieben geschaffen worden, so daß auch in dieser Hinsicht die Wirtschaft in den neuen Gebieten den Anschluß an die Leistungen der deutschen Betriebe aufnahm.

Über den Zuwachs an Wirtschaftskraft im schlesischen Ostraum soll die günstige Entwicklung des dem schlesischen Kraftfelde zugehörigen Sudetenlandes nicht vergessen werden, das nun wieder zum Reiche gehört. In diesem Gebiet mit seinen zahlreichen mittleren und kleinen Industriebetrieben und seinem mannigfaltigen mittelständischen Gewerbe hat der Zug nach Schlesien sich ebenso verstärkt, wie dies umgekehrt gilt, findet doch die oberschlesische Schwerindustrie und auch der zentrale Handelsplatz Breslau hier ein sehr ausbaufähiges Absatzfeld. Obwohl die Einordnung der Sudetenwirtschaft in die deutsche Wirtschaftsorganisation Umstellungen und zusätzliche kaufmännische Verwaltungsarbeit erforderlich machte, so hat darunter die Hebung der Produktivkraft im Rahmen der durch die Kriegswirtschaft begründeten Verhältnisse nicht gelitten. Industrie und Gewerbe haben sich hier erneut als sehr anpassungsfähig erwiesen und sich, im ganzen betrachtet, nicht nur schnell in die Wirtschaftsordnung des Reiches eingefügt, sondern auch durch die Anknüpfung neuer Geschäftsverbindungen, vornehmlich zur schlesischen Wirtschaft, alle Vorbereitungen für den großen Aufschwung nach dem Kriege getroffen. Sind erst einmal die geplanten Verkehrswege geschaffen, werden auch das östliche Sudetenland, Ostböhmen und Nordmähren mehr noch als bisher in die starke Einheit der schlesischen Wirtschaft hineinwachsen.

Wohl jeder Schlesier ist sich heute bewußt, daß das Jahr 1939 die große Wendung in der so wandlungsreichen Wirtschaftsgeschichte Schlesiens gebracht hat. Von der Neuordnung im Osten werden alle anderen Wirtschaftsvorgänge im vergangenen Jahre überschattet, ja, sie sind zumeist Auswirkungen der politischen Ereignisse. Zweimal innerhalb eines Jahres war Schlesien das Aufmarschgebiet großer Armeen, und die letzten vier Monate 1939 standen ganz im Zeichen des Kriegsgeschehens, das über die zukünftigen Gesetze Europas entscheiden wird. Heute nimmt Schlesien wieder die Stellung einer leistungsstarken Waffenschmiede der Nation ein. Was im vergangenen Jahre an Aufbauarbeit im alten und neuen schlesischen Gebiet geleistet wurde, ist als ein wertvoller Bestandteil jener Latkraft zu werten, die befähigt sein wird, die schwierigen Aufgaben, welche die Kriegswirtschaft stellt, zu meistern. Wenn die deutsche Wehrmacht der eine starke Pfeiler der Widerstandskraft des Reiches in dem ihm aufgezwungenen Kriege ist, die deutsche Wirtschaft, in deren Rahmen die schlesische Wirtschaft durch die Neuordnung im deutschen Osten wichtiger geworden ist denn je, wird der andere sein!

Kurt Holze

Schlesische Landwirtschaft im Jahre 1939

Wie seit Beginn der Erzeugungsschlacht stand die schlesische Landwirtschaft auch im Jahre 1939 vor der Aufgabe, die bisher erreichten Leistungen der Feld- und Vieherträge zu halten und noch zu steigern. Zweifellos hatten die ersten Jahre der Erzeugungsschlacht gute Erfolge erzielt. Aber gerade in der Landwirtschaft können Fortschritte nur schrittweise und langsam erreicht werden, meist müssen sie in hartem Kampfe dem Boden abgerungen werden, den Unbilden der Witterung zum Trotz.

Im allgemeinen deckten die Felderträge den Bedarf der Volksernährung. Eine große Lücke bestand in der Fettversorgung. Darum mußten die Quellen der Fettwirtschaft zur stärkeren Leistung geführt werden, ohne die bisherigen Felderträge zu mindern. Andererseits können diese Lieferanten von Fett nur über die Leistungen des Feldes zur Leistungssteigerung gebracht werden. Dazu sind die Ölfrüchte: Raps, Rübsen, Lein zu rechnen, ebenso wie die Schweine- und Rindviehhaltung. Die Wirtschaftlichkeit des Raps- und Rübsenbaues litt unter den Schädigungen des Rapsglanzkäfers, dessen Bekämpfung mit Latkraft durchzuführen war. Die Anbauflächen von Raps und Lein erfuhren eine bedeutende Ausweitung und lieferten neben den Ölfrüchten der Industrie wertvolle Rohstoffe. Schlesiens Leinbau ist führend im Reich, umfaßt er doch ein Drittel der Gesamtanbaufläche. Die Steigerung des Verbrauches an Handelsdüngemitteln auf der Grundlage umfassender Bodenuntersuchungen trug zur Ertragserhöhung von der Flächeneinheit bei. Auch die Anwendung von Maschinen aller Art machte weitere Fortschritte. Beachtlich ist besonders die Beschaffung von Schleppern im einzelnen Großbetrieb oder durch Haltungs-genossenschaften für bäuerliche Betriebe. Eine Erleichterung und Verbesserung der Arbeit tritt dadurch ein, die der Leistungssteigerung zugute kommt, so daß eine Einschränkung der Anbauflächen einzelner Früchte keinen Rückgang der Gesamtablieferungen hervorrief. Der Umbau ertragschwachen Grünlandes wie die Einschränkung des Anbaues von Hafer und Gerste führten dem Hackfruchtbau die Flächen zu, die für die Auswertung erforderlich waren. Bodenverbesserungen wurden in reichem Maße durchgeführt und sicherten die Felderträge. Die Leistungen des einzelnen Hofes erfuhren durch die Verbesserung des Anbauverhältnisses und der Fruchtfolge auf Kosten der übermäßig angebauten Halmfrüchte eine erfreuliche Steigerung. Sofern der Getreidebau mehr als 60 v. H. der Ackerfläche einnimmt, tritt die Versorgung des Viehes mit Abfällen des Hackfruchtbaues und mit wirtschaftseigenem Futter zurück, die Humusversorgung leidet und drückt die Getreideerträge.

Eine Erhöhung der Leistungen im Milchviehbestande war zu erreichen durch züchterische Maßnahmen und durch Verbesserung der Fütterung und Haltung. Die Durchführung der Rörgeſetze ſicherte die Verwendung von Vätertieren mit guten Erbanlagen. Wichtig für die Ermittlung der Leistungen, auch im bäuerlichen Beſiſ, war der weitere Ausbau der Pflichtmilchkontrolle. Ihre Ergebniſſe gaben ausreichend Anhalt für eine ſachgemäße Futterberatung. Nun läßt ſich eindeutig der Futterbedarf des Hofes ermitteln und der Anbauplan ſachgemäß geſtalten. Der Zukauf wirtſchaftsfremden Futters war nur in geringem Umfange möglich, darum mußte in der eigenen Wirtſchaft das notwendige Grün-, Gaſt-, Kraft- und Raufutter erzeugt werden, das die geforderte Milchleiſtung gewährt leiſtet.

Befondere Anforderungen waren damit dem Bauern und ſeiner Familie geſtellt. Seit den Jahren des wirtſchaftlichen Aufſtiegs machte ſich eine wachſende Landflucht bemerkbar. Der Bauer trug bereitwillig die Laſt, weil er ſeine Aufgabe, die Ernährung des Volkes ſicherzuſtellen, mit allen ihren Folgerungen erkannte. Hilfskräfte aus der Slowakei, aus Polen und Italien konnten herbeigeht werden. Grundlegend kann dieſe Not jedoch nur beſeitigt werden, wenn das Landvolk an allen wirtſchaftlichen, geiſtigen und kulturellen Errungenschaften, an dem Wachstum des ganzen deutſchen Volkskörpers beteiligt wird. Die Aufgabe iſt erkannt, an ihrer Bewältigung wird gearbeitet.

Ein vielſeitiges Bild von dem Fortſchritt der Technik in der Landwirtschaft gab die Breslauer Meſſe mit der bäuerlichen Schau. Stadt und Land gaben und nahmen Anregungen zum gegenseitigen Verſtändnis auf. Eine vordringliche Sorge iſt die Entlaſtung der Bäuerin. Die Hälfte aller landwirtſchaftlichen Arbeiten bewältigt die Frau neben ihren Pflichten als Frau und Mutter. Elektrische Maſchinen im Haushalt, eine Waſſerverſorgung für das Haus und den Stall können eine weſentliche Erleichterung bringen. In der Lierſchau boten alle Tiergattungen einen Überblick über den Stand und die Erfolge der Lierzucht und -haltung und forderten zum Wettbewerb heraus.

Unbilden der Witterung und Hochwäſſer verurſachten einen bedeutenden Ausfall der Ernte. Gaſt alle Flüſſe und ſonſt unſcheinbaren Waſſerläufe uſerten ſtark, viele mehrmals aus und richteten ſchweren Schaden an. Gemeinſchaftsarbeiten und ſtaatliche Beihilfen ſuchten die entſtandenen Ausfälle zu überbrücken, um die Leiſtungsfähigkeit zu erhalten. Aus eigener Kraft wäre es den betroffenen Bauern und Landwirten nicht möglich geweſen, die Leiſtungsfähigkeit des Hofes zu erhalten, auf die in dieſem Jahr auf jeden Fall gerechnet werden mußte.

Auch der Bodenverbesserung wurde beſondere Sorgfalt zugewendet. Die niederschlagsreichen Jahre hatten ſtarke Schäden auf Grund ſtauernder Näſſe gebracht. In großem Ausmaß durchgeführte Bodenverbesserungen mit Bodendränagen und weitgehender Regelung der Vorflut hatten Ertragsſteigerungen um 30 bis 50 v. H. ergeben, vor allem war damit eine Sicherheit

der Ernte und Sicherheit der Höfe erzielt, die vorher aus Sorgen und Nöten nicht herauskamen. Große Flächen Ackerlandes sind noch durch diese Verbesserungen zur höheren Leistung zu bringen, ebenso können noch bedeutende Flächen der Bodennutzung gewonnen werden, die jetzt kaum einen Nutzen bringen.

Bereits das Vorjahr hatte die schlesische Landwirtschaft vor die große Aufgabe gestellt, neben der Zivilbevölkerung auch das aufmarschierende Heer und die Sudetendeutschen zu versorgen. In unermüdlicher Arbeit war die Gliederung des Reichsnährstandes aufgebaut worden, die neben der Erzeugung landwirtschaftlicher Erzeugnisse auch ihre umfassende Aufnahme und Verteilung zu gewährleisten hatte. So bestand auch im Jahre 1939 neben den Anforderungen des Tages die Verpflichtung, auch für Zeiten stärksten Bedarfes bei Drosselung der Einfuhr die Volksernährung sicherzustellen. Die Agrarpolitik des Reichsbauernführers hatte in den wirtschaftlichen Vereinigungen die Zusammenschlüsse geschaffen, die, ausgehend vom bäuerlichen Hofe, der Ausgangsstätte der landwirtschaftlichen Erzeugnisse, die be- und verarbeitenden Betriebe umfaßten und die die geregelte Aufnahme aller Erzeugnisse zu gerechten Preisen sicherten und für eine sachgemäße Verteilung Sorge trugen.

Hier ging das nationalsozialistische Bauerntum den allein gangbaren Weg, der ihm schwere Opfer auferlegte: nach den Jahren des wirtschaftlichen Niederganges eine Leistungssteigerung bei gleichbleibenden Preisen zu erzielen. Eine Preissteigerung der Lebensmittel wäre für den Aufbau der Volkswirtschaft nicht tragbar gewesen. Dagegen stiegen auch nach der Machtergreifung die Preise für Betriebsmittel, die die Landwirtschaft aus der Industrie nehmen mußte.

Die Vorbereitungen der Aufbaujahre setzten die schlesische Landwirtschaft in die Lage, den außerordentlichen Forderungen zu genügen, die der Krieg mit sich brachte. Die Vorbereitungen des Polenfeldzuges hatten riesige Heeresverbände nach Schlessen geführt. Die Versorgung von Mensch und Tier hatte die Landwirtschaft zu übernehmen, und sie wurde den Aufgaben durchaus gerecht. Dazu kamen die Auswirkungen der Mobilisierung des ganzen Volkes. Die wehrfähige Mannschaft des schlesischen Bauerntums folgte mit seiner Gefolgschaft dem Rufe der Fahne, die bedrohten Grenzen der Heimat mit dem Schwerte zu verteidigen. Daneben mußten Pferde, Wagen und Schlepper, Personen- und Lastkraftwagen der Landesverteidigung in großer Menge gestellt werden. In aufopfernder Verbundenheit traten die Alten und die Jungen, Frauen und Mädchen des Dorfes, unterstützt von Hilfskräften der Stadt, HJ., Schulkindern, Arbeitsdienst und NS.-Frauensschaft, zu gemeinschaftlicher Arbeit zusammen und bezwangen die große Arbeit der Ernte und Herbstbestellung, so daß kaum Verluste eintraten. Alle wettkampften mit ihrer Hände Kraft, an dem Kampf des deutschen Volkes mitzuwirken, wenn die Blüte der Männer draußen unter der Fahne stand. Bald konnten auch Kriegsgefangene als Hilfskräfte eingesetzt werden.

Die Kriegswirtschaft machte in der Landwirtschaft keine grundlegenden Änderungen in der Erzeugung oder in der Absatzlenkung notwendig. Die Aufgaben und die Organisation blieben dieselben wie in den Jahren des Aufbaues: aus der Scholle das Beste herauszuholen, gegenüber den Vorjahren, wenn möglich, eine Intensivierung durchzuführen: den anspruchsvollen, aber ertragsfähigen Hackfruchtbau zu verstärken, in allen Zweigen des Betriebes die bisherigen Leistungen zu erhalten oder noch zu steigern. Die Front des schlesischen Bauerntums ist bereit, alle Mühen auf sich zu nehmen, es in treuer Pflichterfüllung dem deutschen Heer gleichzutun, damit der Bauer in der Front sich seiner Pflicht widmen kann: die Scholle seiner Sippe und sein Vaterland zu schützen.

Ludwig Petry

Schlesische Chronik 1939

Das erste große Ereignis für unsere engere Heimat im abgelaufenen Jahre — die schlesische Gaukulturwoche, zu welcher der vorige Band dieses Jahrbuches erschien — stand noch ganz im Zeichen der Erfüllung, die das Jahr 1938 uns gebracht hatte. Mit stolzer Freude konnte der Arbeitskreis für gesamtschlesische Stammeskultur, der sich in Troppau zu einer öffentlichen Kundgebung zusammenfand, die großen Wirkungsmöglichkeiten verzeichnen, welche die Kulturgefaltenden Kräfte der Provinz durch die Ausweitung der bisherigen Gauwochen auf den gesamtschlesischen Bereich gewannen. Große und kleine schlesische Städte im Altreich und im Sudetengau wetteiferten miteinander in der Veranstaltung von Konzert- und Theateraufführungen, Dichter- und Vortragsabenden, Ausstellungen und Feierstunden. Ur- und Erstaufführungen schlesischer Dramen und Tonschöpfungen verbanden sich mit Austauschgastspielen der Bühnen von Breslau und Reichenberg, Neisse und Troppau, mit Fest- und Werkkonzerten der Breslauer und der Sudetendeutschen Philharmonie, der Landesmusikschule, des Gauorchesters, der Waldenburger Bergkapelle; Trachtengruppen aus Neutitschein trafen zu einem Besuch im oberschlesischen Industriegebiet, aus Hultschin in der Landeshauptstadt ein. An sechs Brennpunkten — Görlitz, Liegnitz, Breslau, Neisse, Hirschberg und Trautenau — trafen die schlesischen Zweiggliederungen der verschiedenen Reichskulturkammern mit zahlreichen Kundgebungen an die Öffentlichkeit, mehrfach unter Teilnahme ihres Kammerpräsidenten aus der Reichshauptstadt, deren Blicke bereits im Januar durch eine vielseitige Ausstellung auf das schlesische Kunstschaffen gelenkt worden waren. Die Breslauer Universität, die durch Lehrausflüge

im Winter wie im Sommerhalbjahr enge Fäden zwischen dem preussischen und dem sudetendeutschen Teil des schlesischen Stammes knüpfen half, hatte die Freude, im Rahmen der Kulturwoche ihren Ehrendoktor Konrad Henlein zur Entgegennahme seines Diploms und zu einer Festansprache über den Freiheitskampf der Sudetendeutschen bei sich zu sehen — der sinnfälligste Ausdruck zugleich für die gemeinsame Pflege der kulturellen Belange des schlesischen Stammes, zu der sich Altreich und Sudetengau die Hand reichen.

Dem politisch so weitgehend wieder geeinten schlesischen Stamm, der in dieser Kulturwoche Rückschau hielt auf seine wechselvollen Geschichte und Auschau auf die neu erwachsenen Aufgaben, war nach Südwesten damals noch die verkleinerte Tschecho-Slowakei vorgelagert, die sich als Keil zwischen ihn und die Ostmark schob und allen Gegnern des Reiches eine verlockende Möglichkeit bot, den Hebel gegen die deutsche Neuordnung Mitteleuropas anzusetzen. Als Anfang März Karpatenukraine und Slowakei dem unbelehrbaren Vormachtstreben Prags die Gefolgschaft verweigerten, wurde in raschem Zugriff der deutschen Staatsführung der tschechische Gefahrenherd ausgeräumt, ehe die hier schwelende Glut zu einem bedrohlichen Feuer hatte aufflammen können. Die ersten deutschen Soldaten, die am 15. März Prag erreichten, waren schlesische Soldaten des VIII. Armeekorps; zahlreiche Einheiten des Breslauer Luftgawes VIII folgten nach, um Flughäfen und andere Anlagen der tschechischen Luftwaffe sicherstellen zu helfen. Mochten auch mit der Errichtung des Reichsprotektorates Böhmen und Mähren sich weder die Grenzen unserer Provinz noch die der benachbarten sudetendeutschen Regierungsbezirke verändern, so hatte doch die gesamte Lage des schlesischen Pfeilers einen grundlegenden Wandel erfahren. Der Alpdruck eines Zweifrontenangriffs war von unserem Stamm genommen, ein breiter Rückhalt am deutschen Reichskörper hergestellt, dem Verkehr zur March und Donau volle Bewegungsfreiheit erschlossen. Wenige Wochen bereits nach der Lösung der tschechischen Frage erfolgte auf einem wichtigen Gebiete ein Zusammenschluß Schlesiens mit den jungen Reichsgliedern südlich und westlich von ihm: Am 1. Mai trat das Luftflottenkommando IV mit dem Mittelpunkt Wien ins Leben, dem außer der Ostmark das Reichsprotektorat Böhmen und Mähren, Teile des Sudetengawes und Schlesiens zugewiesen wurden.

Noch waren freilich in jenen Frühjahrsmonaten die Blicke der Schlesier vorwiegend auf Aufgaben innerer Art, die Fragen des Wirtschafts- und Kulturlebens gerichtet. Lagen in der einen Entwicklungslinie Ereignisse wie die Einweihung der ersten deutschen Gauschule für Kommunalbeamte in Nimptsch (17. April), die Auszeichnung schlesischer Betriebe mit dem Gaudiplom anläßlich der 12. Tagung der Arbeitskammer Schlesiens (9. Mai), die große Leistungsschau der Breslauer Messe vom 10. bis 14. Mai und der in Gleiwitz am 15./16. Juni veranstaltete Odertag, der sich mit dem Ausbau des großdeutschen Wasserstraßennetzes und den Aussichten der schlesischen Verkehrs-

entwicklung befaßte, so ruhte auch die Pflege des künstlerischen und geistigen Schaffens nicht auf den Lorbeeren der Kulturwoche aus. Schon der März brachte das dreitägige Grenzlandmusikfest der Stadt Hindenburg mit hochwertigen Veranstaltungen, die einen empfänglichen Hörerkreis fanden. Am 50. Geburtstag des Führers, dem als Geschenk des Gauers Woelffs Ölgemälde „Blick auf die Sandinsel“ überbracht wurde, rief Gauleiter und Oberpräsident Wagner als Leiter des Schlesischen Provinzialverbandes eine Schlesienstiftung zur Förderung kultureller Belange ins Leben. Vom 1. bis 4. Juni stand die Landeshauptstadt im Zeichen des 2. Schlesischen Musikfestes, das Orchester, Chöre und Solisten der ganzen Provinz zur Mitwirkung an seiner reichen Darbietungsfolge heranzog. Und zwei Wochen später legte der Schlesische Gaustudententag in Anwesenheit des Reichsstudentenführers und unter Teilnahme deutscher Hochschüler aus Prag und Brünn, verbunden mit der Eröffnung des 5. Reichsberufswettkampfes und einer Ausstellung „Studentisches Schaffen“, beredtes Zeugnis ab von dem Aufgabenkreis und dem Leistungswillen schlesischer Hochschulgugend.

Die Stille der Hochsommermonate, die so seltsam abstach von dem bunten Besucherstrom der vorangegangenen Jahre des Sängers- und Turnfestes und die auch durch den Großdeutschen Wandertag in Hirschberg vom 13. bis 16. Juli nur eine kurze, örtlich begrenzte Unterbrechung erfuhr, sollte eine Stille vor dem Sturme sein. Das in zwei Stufen besiegelte Schicksal der Tschecho-Slowakei war dem benachbarten Polen eine unverstandene Warnung geblieben. Schon Ende März hatte Warschau die Teilmobilisierung befohlen; neben die im Mai einsetzenden Zwischenfälle an der Danziger Grenze trat die zunehmende Knebelung der Volksdeutschen auf polnischem Staatsboden, nicht zuletzt in der erst kurz zuvor um das Ostgebiete vergrößerten Woiwodschaft Schlesien. Der durch Aufpeitschung der niedrigsten Instinkte unerträglich werdende Druck trat mit dem August in das Stadium der Siedehitze. Am 16. meldeten die Zeitungen die Sperrung des Überganges für die ostoberschlesischen Grenzgänger, die bisher im Reiche Arbeit und Brot gefunden hatten, und den Beginn einer seit acht Jahren unerhörten Verhaftungswelle; am 17. kam die Nachricht, daß der in Bielitz ansässige Führer der Jungdeutschen Wiesner in den Kerker geworfen und die polnische Grenze gegen Slowakei und Protektorat geschlossen sei. Von diesen Maßnahmen bis zur Anzettlung von Grenzzwischenfällen war nur ein kleiner Schritt. Die letzte Gelegenheit für die Warschauer Machthaber, sich über das tatsächliche Kräfteverhältnis Rechenschaft abzulegen, der Deutsch-russische Nichtangriffspakt, ging ungenutzt in einem von den Westmächten noch gesteigerten Wuttaumel unter, dessen sinnlose Ausbrüche in den Nachtstunden des 31. August — einer von ihnen war der dreiste Überfall auf den Reichssender Gleiwitz — der deutschen Regierung keine Wahl mehr ließen: Am Morgen des 1. September begann die unvermeidlich gewordene Ausräumung des Unruheherdes an unserer Ostgrenze.

Die Befreiung unseres polnischer Willkür bisher noch preisgegebenen süd-östlichen Stammesteiles gelang in wenigen Tagen. Dank den harten Schlägen, mit denen unsere Luftwaffe am 1. und 2. September dem Feinde jede Möglichkeit zu wirksamem Einsatz seiner Flugzeuge benahm, dank den Erfolgen der Armee List, deren schlesisches Armeekorps den Durchbruch nördlich von Pless erzwang, während der Südflügel mit zwei Flankenstößen über den Jablunkapass und durch das Armatal die Front des Gegners vollends aufrollte, war das ostoberschlesische Industriegebiet am 4. September in deutscher Hand, ohne daß den flüchtenden Polen noch die Zeit zu einem nachhaltigen Zerstörungswerke geblieben war. Bereits am 6. September zogen schlesische Truppen in Krakau ein, am 10. erzwangen sie nördlich von Przemyśl den Übergang über den San, und bis zum 22. vollendeten sie die Vernichtung der polnischen Südarmerie. Nicht minder als in der Armee List bewährten sich schlesische Regimenter und Grenzschutzformationen in den nördlich des Industriegebietes angelegten Armeen Reichenau und Blaschowitz, deren Vormarsch — von rasch nachrückenden und entstehende Lücken der Einkreisungsringe schließenden Landwehreinheiten wirksam unterstützt — in den gewaltigen Siegen von Radom und an der Bzura gipfelte. Den Lohn dieses Dreiwochenfeldzuges — die Erlösung schlesischer Stammesbrüder von polnischem Druck und das Vorrücken der schlesischen Grenze nach Südosten — hatte sich das Land mit dem vollen Einsatz seiner besten Kräfte redlich verdient.

Den siegreichen Truppen folgten allenthalben die Träger des Neuaufbaus. Das Zusammenwirken der großen Wirtschaftsverbände und der zuständigen Behörden brachte es zuwege, daß schon wenige Tage nach dem Einmarsch die ostoberschlesischen Werke ihren vollen Betrieb wieder aufnehmen konnten. Reichsbahn, Reichspost und Arbeitsdienst gingen Hand in Hand an die Wiedherstellung der zerstörten Straßen, Brücken und Bahnen, um vor allem ein rasches Wiedereinsetzen des Berufs- und Transportverkehrs zu ermöglichen. Der Großeinsatz der RGV. stellte die Versorgung mit den wichtigsten Lebensmitteln sicher, der Reichsnährstand nahm sich vor allem der drängenden Aufgaben der Hackfruchternte und der Herbstbestellung an; die neu errichteten Arbeitsämter waren vollauf damit beschäftigt, die Einstellung der Arbeitjuchenden zu lenken, und sahen sich schon bald in der Lage, ostoberschlesische Erntearbeiter für den Bedarf des Altreiches zur Verfügung zu stellen. Die führenden Männer in Partei und Staat — Generalfeldmarschall Göring, Reichsorganisationsleiter Dr. Ley, die Reichsminister Dörpmüller, Frick und Funk — nahmen Gelegenheit, sich persönlich von dem Fortschreiten des großartigen Aufbauperkes zu überzeugen und ihm nachhaltige Hilfe zu leihen. Gauleiter Wagner führte mehrfach eingehende Besichtigungsreisen durch die neuen Provinzteile durch und gab auf der Großkundgebung beim Tag der Freiheit in Kattowitz am 15. Oktober die Lösung aus, unter der sich die wirtschaftliche Aufbauarbeit des großschlesischen Raumes vollziehen soll: Es gilt hier ein

zweites deutsches Ruhrrevier zu schaffen. Mit dem 1. November fand die vorläufige Zivilverwaltung im Grenzabschnittskommando III unter Präsident Figner ihr Ende. Als vierter und größter schlesischer Regierungsbezirk trat der von Kattowitz zu den drei älteren. Er umfaßt den gesamten oberschlesischen Industriebereich, also auch die Kreise Beuthen, Hindenburg und Gleiwitz, für deren Abtrennung der Regierungsbezirk Oppeln durch die Zuteilung der landwirtschaftlich ausgerichteten Gebiete um Lublinitz entschädigt wurde. Am 8. November fand in Kattowitz die Amtseinführung des neuen Regierungspräsidenten Springorum statt. Die neue Bezirkshauptstadt wurde auch Sitz eines Hauptzollamts, einer Zweigstelle des Breslauer Oberbergamtes und einer Handelskammer; für die Finanzverwaltung unterstehen die Regierungsbezirke Kattowitz und Oppeln dem Oberfinanzpräsidenten in Troppau, die Leitung des Eisenbahnwesens liegt bei der Reichsbahndirektion Oppeln.

Daß hinter dieser umfassenden politischen und wirtschaftlichen Neuordnung die Fürsorge für das kulturelle Leben nicht zurückblieb, zeigt die Einrichtung von Schulen und Büchereien ebenso wie die Eröffnung eines deutschen Theater- und Konzertwinters in den größeren Städten oder die Bemühungen um Sicherstellung verschleppter Museums- und Archivbestände. Mit gutem Bedacht nahm die im ganzen Reich veranstaltete Aktion „Jugend und Buch“ am 10. Dezember ihren Anfang mit der Übertragung einer Rundfunkrede, die der Reichsjugendführer Baldur v. Schirach in Kattowitz hielt. Auch die älteren Provinzteile ließen sich durch die in den Kriegsmonaten an sie herantretenden besonderen Aufgaben und Sorgen nicht irremachen in der Erkenntnis, daß die Pflege unserer kulturellen Güter eine unentbehrliche Kraftquelle des völkischen Selbstbehauptungskampfes ist. Auf die Schlesische Kunstausstellung vom September im Pölzigbau folgte im Oktober die Wiedereröffnung der neu-geordneten Renaissanceabteilung der Städtischen Kunstsammlungen in Breslau und im Dezember die Oberschlesische Kunstausstellung in Beuthen. Schon am 1. Oktober konnten auch nach kurzfristiger Schließung Universität und Technische Hochschule ihre Pforten wieder öffnen und damit den Ertrag ihrer Lehr- und Forschungsarbeit für die mannigfachen Anforderungen der Staatsführung im Kriege nutzbar machen.

Mit der Einweihung des Adolf-Hitler-Kanals durch den Stellvertreter des Führers Rudolf Hess und dem ersten Spatenstich zum Oder-Donau-Kanal bei der Schleuse Neudorf am 8. Dezember, dem kurz danach auch der Baubeginn von Wien her folgte, überschritt die Geschichte Schlesiens die Schwelle nicht nur zweier Jahre, sondern zweier Zeitalter. Noch stehen mit den Deutschen aller anderen Gauen die Söhne unseres Stammes unter den Waffen, um zu Lande, zur See und in der Luft die feindlichen Westmächte von der Unüberwindlichkeit und Unzerstörbarkeit des Großdeutschen Reiches endgültig zu überzeugen. Deutlich genug sind jedoch im Osten schon die Umrisse der Neugestaltung unseres Lebensraumes erkennbar, in der Schlesiens nicht mehr vorgeschoben

benes Grenzland eines bedrohten Reiches ist, wohl aber Grenzstamm des deutschen Volkskörpers bleibt.

Noch einmal lenkt der Jahreswechsel 1939/40 unsere Rückschau hin über jenen ganzen zweihundertjährigen Zeitraum der Aufteilung schlesischen Stammesbodens auf verschiedene Staatswesen, wie er mit dem Einmarsch Friedrichs des Großen im Jahre 1740 seinen Anfang nahm und mit den blutenden Grenzen der Nachkriegsjahre seinen Tiefpunkt erreichte. Um so dankbarer verweilt dann der Blick bei den großen Erfüllungen der beiden jüngsten Jahre, und um so entschlossener wendet er sich den hohen Anforderungen und Verheißungen zu, unter deren Zeichen ein neuer Abschnitt schlesischer Geschichte anhebt.

Kurt Franz

Schlesien 1939 in der Statistik

Die Zerschlagung des polnischen Staates hat im Herbst 1939 erhebliche Veränderungen für die Provinz Schlesien mit sich gebracht.

Das von den Polen befreite ostschlesische Gebiet wurde in dem neuen Regierungsbezirk Kattowitz zusammengefaßt, zu welchem nunmehr die 6 Stadtkreise Beuthen, Gleiwitz, Hindenburg, Kattowitz, Königshütte, Cosnowitz und die 12 Landkreise Bendzin, Bielitz — mit dem mitverwalteten Kreisteil Wadowitz —, Chrzanow, Kattowitz, Olkusch, Pleß, Rybnik, Sanbusch, Tarnowitz, Teschen, Beuthen-Tarnowitz und Loß-Gleiwitz gehören. Unter den Stadtkreisen des Regierungsbezirks sind Hindenburg und Königshütte die volkreichsten, unter den Landkreisen steht in dieser Hinsicht mit reichlich 355 000 Einwohnern der Landkreis Kattowitz an der ersten Stelle auch aller preußischen Landkreise. Die durchschnittliche Bevölkerungsdichte im Regierungsbezirk Kattowitz beträgt rund 330 Einwohner auf den Quadratkilometer.

Der neue Regierungsbezirk Oppeln hat an den Regierungsbezirk Kattowitz die Stadtkreise Beuthen, Gleiwitz und Hindenburg und die Landkreise Beuthen-Tarnowitz und Loß-Gleiwitz verloren, so daß das auf Erz und Kohle basierende engere Schwerindustriegebiet jetzt nahezu vollständig im Kattowitzer Bezirk vereinigt ist. Neu hinzugewonnen hat Oppeln den Kreis Lublinitz, der nun mit dem bisherigen Kreis Guttentag zusammen wieder den Landkreis Lublinitz bildet, und die Landkreise Jawiercie und Blachownia. Außerdem wurden aus dem Kreise Rybnik 21 Gemeinden in den Kreis Ratibor rückgegliedert. Der Regierungsbezirk Oppeln zählt damit 3 Stadt- und 14 Landkreise.

Der Umfang des Regierungsbezirks Breslau hat sich nicht geändert, ebenso wie der des Regierungsbezirks Liegnitz.



Im ganzen rückt die vergrößerte Provinz Schlesien mit ihren 17 Stadt- und 61 Landkreisen, an der Volkszahl gemessen, jetzt hinter der Rheinprovinz an die zweite Stelle der preussischen Provinzen, der Fläche nach ist sie zur größten preussischen Provinz geworden.

Die genauen Zahlen ergeben sich aus folgender Übersicht¹⁾:

Gebiet	Einwohnerzahl	Fläche in qkm	Einwohner auf 1 qkm
Reg.-Bez. Breslau	1 967 018	12 957,64	151,80
Reg.-Bez. Liegnitz	1 316 206	14 023,41	93,86
Reg.-Bez. Oppeln (neuer Gebietsstand) . .	1 370 128	11 719,86	116,91
Reg.-Bez. Kattowitz	2 909 770	8 897,38 ²⁾	327,04
Provinz Schlesien (neuer Gebietsstand) . .	7 563 122	47 598,29	158,89
(alter Gebietsstand) . .	4 865 933	37 013,14	131,47

¹⁾ Nach Zusammenstellungen des Statistischen Amtes der Provinzialverwaltung Schlesien, die sich auf die Jahreswende 1939/40 beziehen.

²⁾ Vorläufiges Ergebnis.

Friedrich Bischoff (geboren am 26. Januar 1896 zu Neumarkt, Schles.) lebt in Berlin. Im Propyläen-Verlag, Berlin, sind erschienen: „Die goldenen Schlösser“, Roman, 1935, 3. Auflage; „Schlesischer Pfalter“, ein Dank- und Lobgesang, 1936, 2. Auflage; „Der Wassermann“, Roman, 1937, 2. Auflage; „Himmel und Hölle“, ein Geschichtenbuch, 1938; „Das Stülhorn“, Lieder und Balladen der Kindheit, 1939, 2. Auflage. Ferner im Verlag Reclam, Leipzig: „Kübezahls Grab“, Erzählungen und Legenden. — Unser Gedicht „Heimat in Schlesien“ ist dem Schlesischen Pfalter entnommen.

Carl Hoinkes (geboren 1882 in Bielitz) lebt als Nachkomme eines jahrhundertlang ansässigen Luchmachergeschlechtes in Bielitz, veröffentlichte neben zahlreichen volkskundlichen und dichterischen Zeitschriftenbeiträgen 1938 den Roman „Meister Andreas“.

Rudolf Hrsika (geboren am 7. Januar 1919 in Teschen) wirkt dort als Presse- und Kulturstellenleiter der HJ. Im Winter wird er studieren. Aus dem Erlebnis des heimischen Grenzkampfes entstanden 1934/38 eine Anzahl politischer Lieder und Gedichte.

Hans Venatier (geboren am 15. Februar 1903 in Breslau) ist Dozent an der Hochschule für Lehrerbildung in Hirschberg (Hgb.) und zur Zeit als Leutnant und Bataillonsadjutant in Frankreich. Außer zahlreichen Aufsätzen, Erzählungen und Dichtungen in Zeitungen und Zeitschriften veröffentlichte er 1935 ein Bändchen Gedichte „Menschen, Erde, Sterne“ im Verlage W. G. Korn, Breslau, und 1939 den Roman „Vogt Bartold. Der große Zug nach dem Osten“ im Schwarzhäupter-Verlag, Leipzig.

Bruno Wildenhof (geboren am 30. August 1896) entstammt einer alteingesessenen Grafschafter Familie und wirkt als Diplom-Handelslehrer in Breslau. In schlesischen Zeitschriften veröffentlichte er vorwiegend Erzählungen aus der heimischen Wirtschaftsgeschichte.

Nina Wostall (geboren am 30. Mai 1901 in Mährisch Rothwasser) lebt als Apothekerin und Schriftstellerin in Orlau. Ihre Gedichte sind in zahlreichen heimischen Zeitschriften und im Sudetendeutschen Balladenbuch veröffentlicht worden, außerdem in einigen eigenen Bändchen: „Liebeslieder“, „Der Weg ins Unendliche“, „Ostschlesische Kantate“, „Besteuerungslieder“, 1939.



120, /

Biblioteka Śląska w Katowicach
ID: 0030001190761



II 29894/12/1940

SL